

लाल बहादुर शास्त्री राष्ट्रीय प्रशासन अकादमी

L.B.S. National Academy of Administration

मसूरी

MUSSOORIE

पुस्तकालय

LIBRARY

अवाप्ति संख्या

Accession No.

19392

वर्ग संख्या

Class No.

Gen 830.6

पुस्तक संख्या

Book No.

Sch

v. 10

Schillers Werke

IX

Schillers Werke

in sechs Haupt-
und vier Ergänzungsbänden

Herausgegeben

von

Paul Merker

Neunter Band

Gedichte / Dramen

Verlag von Philipp Reclam jun.

Leipzig

Printed in Germany

Druck: Philipp Reclam jun. Leipzig. Druckleitung und Einbandentwurf:

E. A. Weiß

G e d i c h t e

Dithyramben und Preisgesänge

Der Abend

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht
(Für andre, ach! glücksel'gre Welten
Ist das ein Morgenangesicht),
Sie sinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geschäftigkeit zur Ruh,
Ihr Abschied stillt das Weltgetümmel
Und winkt dem Tag sein Ende zu.

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen,
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Sphären himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt vom paradiesischen Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Ha! wie die müden Abschiedsstrahlen
Das wallende Gewölk bemalen,
Wie dort die Abendwolken sich
Im Schoß der Silberwellen baden;
O Anblick, wie entzückst du mich!
Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,

Gedichte

Gold liegt um alle Hügel her,
Vergöldet sind der Eichen Wipfel,
Vergöldet sind der Berge Gipfel,
Das Thal beschwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends strahlet
Aus Wolken, welche um ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Ums Angesicht der Königin.

Schau', wie der Sonnenglanz die Königsstadt beschimmert
Und fern die grüne Heide lacht;
Wie hier in jugendlicher Pracht
Der ganze Himmel niederdämmert;
Wie jekt des Abends Purpurstrom,
Gleich einem Beet von Frühlingsrosen,
Gepflücket im Elysium,
Auf goldne Wolken hingegossen,
Ihn überschwemmet um und um.

Vom Felsen rieselt spiegelhelle
Ins Gras die reinste Silberquelle
Und tränkt die Herd' und tränkt den Hirt,
Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Des Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Tale wird.
Die stille Luft durchsumft der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,
Bezaubert von dem Götterschall
Wagt iht kein Blatt vom Baum zu rauschen,
Stürzt langsamer der Wasserfall.
Der kühle West beweht die Rose,
Die eben iht den Busen schloße,
Entatmet ihr den Götterdust
Und füllt damit die Abendluft.

Ha, wie es schwärmt und lebt von tausend Leben,
Die alle dich, Unendlicher, erheben,

Zerflossen in melodischem Gesang,
Wie tönt des Jubels himmlischer Gesang!
Wie tönt der Freude hoch erhabner Klang!
Und ich allein bin stumm — nein, tön' es aus, o Harfe,
Schall', Lob des Herrn, in seines Staubes Harfe!

Verstummt', Natur, umher und horch' der hohen Harfe,
Dann Gott entzittert ihr;
Hör' auf, du Wind, durchs Laub zu sausen,
Hör' auf, du Strom, durchs Feld zu brausen,
Und horcht und betet an mit mir:
Gott tut's, wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,
Wenn Sonnen sich um Achsen drehn
Und an der Erd' vorüberwehn.

Gott — wenn der Adler Wolken teilet,
Von Höhen stolz zu Tiefen eilet
Und wieder auf zur Sonne strebt.
Gott — wenn der West ein Blatt bewegt,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm sich reget,
Ein Leben in dem Wurme lebt
Und hundert Fluten in ihm strömen,
Wo wieder junge Würmchen schwimmen,
Wo wieder eine Seele webt.

Und willst du, Herr, so steht des Blutes Lauf,
So sinkt dem Adler sein Gefieder,
So weht kein West mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,
Schweigt das Gebraus empörter Meere,
Krümmt sich kein Wurm und wirbelt keine Sphäre —
O Dichter, schweig: zum Lob der kleinen Myriaden,
Die sich in diesen Meeren baden,
Und deren Sein noch keines Aug' durchdrang,
Ist totes Nichts dein feurigster Gesang.

Doch bald wirst du zum Thron die Purpurflügel schwingen,
Dein kühner Blick noch tiefer, tiefer dringen,

Und heller noch die Engelharfe klingen;
 Dort ist nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
 Der Herr ist dort und Ewigkeit!

Die Herrlichkeit der Schöpfung Eine Phantasie

Vorüber war der Sturm, der Donner Rollen
 Das hallende Gebirg hinein verschollen,
 Geflohn die Dunkelheit;
 In junger Schöne lächelten die Himmel wieder
 Auf ihre Schwester, Gottes Erde, nieder
 Voll Zärtlichkeit.
 Es lagen lustig da die Auen und die Tale,
 Aus Maigewölken von der Sonnen Strahle
 Holdselig angelacht:
 Die Ströme schimmerten, die Büsch' und Wäldchen alle
 Bewegten freudig sich im tauigen Kristalle,
 In funkelndlichter Pracht.
 Und sieh! da hebt von Berg zu Berg sich prächtig ausgespannt
 Ein Regenbogen übers Land.

In dieser Ansicht schwamm vom Brocken oben
 Mein Auge trunken, als ich aufgehoben
 Mich plötzlich fühlte . . . Heilig heil'ge Lüfte kamen,
 Umwebten zärtlich mich, indessen über mir,
 Stolztragend übers All den Ewigen daher,
 Die innre Himmel majestätisch schwammen.
 Und ikt trieb ein Wind
 Fort die Wolken, mich auf ihrem Zuge,
 Unter mir wichen im Fluge
 Schimmernde Königesstädte zurück,
 Schnell wie ein Blick
 Länderbeschattende Berge zurück,
 Und das schönste Gemisch von blühenden Feldern,
 Goldenen Saaten und grünenden Wäldern,
 Himmel und Erde im lachenden Glanz
 Wiegten sich um mich im sanftesten Tanz.

Da schweb' ich nun in den saphirnen Höhen
 Bald überm unabsehblich weiten Meer;
 Bald seh' ich unter mir ein langes Klippenheer,
 Ist grausenvolle Felsenwüsten stehen
 Und dort den Frühling mir entgegenwehen
 Und hier die Lichteskönigin,
 Auf rosichtgoldnen Wolken hingetragen,
 Zu ihrer Himmelsruhe ziehn.

O welch Gesicht! Mein Lied! wie könntest du es sagen,
 Was dieses Auge trank vom weltumwandelnden Wagen?
 Der Schöpfung ganze Pracht, die Herrlichkeit,
 Die in dem Einsamen der dunkeln Ewigkeit
 Der Allerschöpfung ausgedacht
 Und sich zur Augenlust, und euch, o Menschen!
 Zur Wohnung hat gemacht,
 Sag vor mir da! . . . Und welche Melodien
 Dringen herauf? welch unaussprechlicher Klang
 Schlägt mein entzücktes Ohr? . . . Der große Lobgesang
 Tönt auf der Laute der Natur! . . . In Harmonien
 Wie einen süßen Tod verloren, preist
 Den Herrn des Alls mein Geist!

Die Freundschaft

Freund! genügsam ist der Wesenlenker —
 Schämen sich kleinmeisterische Denker,
 Die so ängstlich nach Gesetzen spähn! —
 Geisterreich und Körperweltgewühle
 Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele,
 Hier sah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes,
 Um das Herz des großen Weltenraumes
 Labyrinthbahnen ziehn —
 Geister in umarmenden Systemen
 Nach der großen Geisterpersonne strömen,
 Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
 Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
 Unsre Herzen aneinander zwang?
 Raphael, an deinem Arm — o Bonnel —
 Wag' auch ich zur großen Geisterpersonne
 Freudigmutig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! dich hab' ich gefunden,
 Hab' aus Millionen dich umwunden,
 Und aus Millionen mein bist du —
 Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
 Durcheinander die Atomen schütteln:
 Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
 Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
 Nur in dir bestaun' ich mich —
 Schöner malt sich mir die schöne Erde,
 Heller spiegelt in des Freunds Gebärde,
 Reizender der Himmel sich.

Schwermut wirfst die bange Tränenlasten,
 Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
 In der Liebe Busen ab; —
 Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
 In des Freunds beredten Strahlenblicken
 Ungeduldig ein wollüst'ges Grab? —

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
 Seelen träumt' ich in die Felsensteine
 Und umarmend küßt' ich sie —
 Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
 Freute mich, antworteten die Klüfte,
 Tor genug! der süßen Sympathie.

Tote Gruppen sind wir — wenn wir hassen,
 Götter — wenn wir liebend uns umfassen,
 Lechzen nach dem süßen Fesselzwang —
 Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
 Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
 Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit. —

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Der Eroberer

Dir, Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedursts,
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht!

Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend heruntersehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger, mich

Und Entsetzen um sie — Fahr' ich da wütend auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfenner,
In die Ohren der Mitternacht.

Und mit offenem Schlund, welcher Gebirge schluckt,
Ihn das Weltmeer mir nach — ihn mir der Orkus nach
Durch die Hallen des Todes —
Deinen Namen, Eroberer!

Ha! dort schreitet er hin — dort, der Abscheuliche,
Durch die Schwerter, er ruft (und du, Erhabner, hörst's),
Ruft, ruft: tötet und schon nicht!
Und sie töten und schonen nicht.

Steigt hoch auf das Geheul — röcheln die Sterbenden
 Unterm Blutgang des Siegs — Väter, aus Wolken her
 Schaut zur Schlachtbank der Kinder,
 Väter, Väter, und fluchet ihm.

Stolz auf türmt er sich nun, dampfendes Heldenblut
 Triest am Schwert hin, herab schimmert's, wie Meteor,
 Das zum Weltgericht winket —
 Erde, fleuch! der Erobrer kommt.

Ha! Eroberer, sprich: was ist dein heißester,
 Dein gehehntester Wunsch? — Hoch an des Himmels Saum
 Einen Felsen zu bäumen,
 Dessen Stirne der Adler scheut,

Dann hernieder vom Berg, trunken von Siegeslust,
 Auf die Trümmer der Welt, auf die Erobrungen
 Hinzuschwindeln, im Taumel
 Dieses Anblicks hinweggeschaut.

O ihr wißt es noch nicht, welch ein Gefühl es ist,
 Welch Elysium schon in dem Gedanken blüht,
 Bleicher Feinde Entsetzen,
 Schrecken zitternder Welt zu sein,

Mit allmächtigem Stoß, hoch aus dem Pole, dann
 Auszustoßen die Welt, fliegenden Schiffen gleich
 Sternenan sie zu rudern,
 Auch der Sterne Monarch zu sein.

Dann vom obersten Thron, dort wo Jehova stand
 Auf der Himmel Ruin, auf die zertrümmerte
 Sphären niederzutaumeln —
 O das fühlt der Erobrer nur!

Wenn die blühendste Flur, jugendlich Eden gleich,
 Übersüttet vom Fall stürzender Felsen trau'rt,
 Wenn am Himmel die Sterne
 Blaffen, Flammen der Königsstadt

Aufgegeißelt vom Sturm gegen die Wolken wehn,
Tanzt dein trunkener Blick über die Flammen hin.

Ruhm nur hast du gedürstet —

Kauf' ihn, Welt! — und Unsterblichkeit.

Ja, Eroberer, ja — du wirst unsterblich sein.

Röchelnd hofft es der Greis, du wirst unsterblich sein,

Und der Wais' und die Witwe

Hoffen, du wirst unsterblich sein.

Schau' gen Himmel, Tyrann — wo du der Sämann warst,

Dort vom Blutgefild stieg Todeshauch himmelnan

Hinzuheulen in tausend

Wettern über dein schauendes

Haupt! wie bebt es in dir! schauert dein Busen! — Ha!

Wär' mein Fluch ein Orkan, könnt' durch die Nacht einher

Rauschen, geißeln die tausend

Wetterwolken zusammen, den

Furchtbar brausenden Sturm auf dich herunterfliehn,

Stürmen machen, im Drang tobender Wolken dich

Dem Olympus ikt zeigen,

Ikt begraben zum Erebus.

Schauer', schauer' zurück, Würger, bei jedem Staub,

Den dein fliegender Gang wirbelnd gen Himmel weht:

Es ist Staub deines Bruders,

Staub, der wider dich Rache ruft.

Wenn die Donnerposaun' Gottes vom Thron ikt her

Auferstehung geböt' — aufführ' im Morgenglanz

Seiner Feuer der Tote,

Dich dem Dichter entgegenriss',

Ha! in wollichter Nacht, wenn er herunterfährt,

Wenn des Weltgerichts Waag' durch den Olympus schallt,

Dich, Verruchter, zu wägen

Zwischen Himmel und Erebus,

An der furchtbaren Waag' aller Geopferten
 Seelen, Rache hineinnickend, vorübergehn
 Und die schauende Sonne
 Und der Mond und die horchende

Sphären und der Olymp, Seraphim, Cherubim,
 Erd' und Himmel hineinstürzen sich, reißen sie
 In die Tiefe der Tiefen,
 Wo dein Thron steigt, Eroberer!

Und du da stehst vor Gott, vor dem Olympus da,
 Nimmer weinen und nun nimmer Erbarmen flehn,
 Neuen nimmer und nimmer
 Gnade finden, Erobrer, kannst —

O dann stürze der Fluch, der aus der glühenden
 Brust mir schwoll, in die Waag', donnernd wie fallende
 Himmel — reiße die Waage
 Tiefer, tiefer zur Höll' hinab!

Dann, dann ist auch mein Wunsch, ist mein gefluchtester,
 Wärmster, heißester Fluch ganz dann gesättiget,
 O dann will ich mit voller
 Wonn', mit allen Entzückungen

Am Altare vor dir, Richter, im Staube mich
 Wälzen, jauchzend den Tag, wo er gerichtet ward,
 Durch die Ewigkeit feiern,
 Will ihn nennen den schönen Tag!

Monument Moors des Räubers

Vollendet!
 Heil dir! Vollendet!
 Majestätischer Sünder!
 Deine furchtbare Rolle vollbracht.

Hoher Gefallener!
 Deines Geschlechts Beginner und Ender!
 Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
 Erhabner Verstoß der Mutter Natur!

Durch wollichte Nacht ein prächtiger Blitz!
 Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!
 Seizig schlingt ihn der Rachen der Nacht!
 Zucken die Völker
 Unter seiner verderbenden Pracht!
 Aber Heil dir! vollendet!
 Majestätischer Sünder!
 Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modre — verstieb
 In der Wiege des offenen Himmels!
 Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
 Wo dem Thron gegenüber
 Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!
 Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande!
 Zu den Sternen des Ruhms
 Klimmst du auf den Schultern der Schande!
 Einst wird unter dir auch die Schande zerstieben,
 Und dich reicht — die Bewunderung.

Massen Auges an deinem schauernden Grabe
 Männer vorüber —
 Freue dich der Träne der Männer,
 Des Gerichteten Geist!
 Massen Auges an deinem schauernden Grabe
 Jüngst ein Mädchen vorüber,
 Hörte die furchtbare Kunde
 Deiner Thaten vom steinernen Herold,
 Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
 Wischte die Träne nicht ab.
 Ferne stand ich — sah die Perle fallen,
 Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
 Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
 Lernt behutsamer spielen.
 Störrig knirscht in dem Zügel das Sonnenroß,
 Wie's am Seile des Meisters
 Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,

Flammt's am kindischen Zaume
 Erd' und Himmel in lodernden Brand!
 Unterging in den Trümmern
 Der mutwillige Phaethon.

Kind des himmlischen Genius,
 Glühendes, tatenlechzendes Herz!
 Reizet dich das Mal meines Räubers?
 War wie du glühenden, tatenlechzenden Herzens,
 War wie du des himmlischen Genius Kind.
 Aber du lächelst und gehst —
 Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
 Moorn den Räuber findest du nicht —
 Steh und lächle nicht, Jüngling!
 Seine Sünde lebt, lebt seine Schande —
 Räuber Moor nur, ihr Name, nicht.

Die schlimmen Monarchen

Euren Preis erklimme meine Feier —
 Erdengötter — die der süßen Feier
 Anadyomenens sanft nur klang;
 Leiser um das pompemde Getöse,
 Schüchtern um die Purpurflammen eurer Größe
 Zittert der Gesang.

Redet! soll ich goldne Saiten schlagen,
 Wenn vom Jubelruf emporgetragen
 Euer Wagen durch den Walplatz rauscht?
 Wenn ihr, schlapp vom eisernen Umarmen,
 Schwere Panzer mit den weichen Rosenarmen
 Eurer Phrynen tauscht? —

Soll vielleicht im Schimmer goldner Reisen,
 Götter, euch die kühne Hymne greifen,
 Wo in mystisch Dunkel eingemummt
 Euer Spleen mit Donnerkeilen tändelt,
 Mit Verbrechen eine Menschlichkeit bemäntelt,
 Bis — das Grab verstummt?

Sing' ich Ruhe unter Diademen?
 Soll ich, Fürsten, eure Träume rühmen? —
 Wenn der Wurm am Königsherzen zehrt,
 Weht der goldne Schlummer um den Mohren,
 Der den Schatz bewacht an des Palastes Thoren
 Und — ihn nicht begehrt.

Zeig', o Muse, wie mit Ruderklaven
 Könige auf einem Polster schlafen,
 Die gelöschten Blicke freundlich tun,
 Wo nun nimmer ihre Launen foltern,
 Nimmer die Theaterminotaure poltern,
 Und — die Löwen ruhn.

Auf! Betaste mit dem Zaubersiegel,
 Hefate, des Gruftgewölbes Riegel!
 Horch! die Flügel donnern jach zurück!
 Wo des Todes Odem dumpfig säufelt,
 Schauerluft die starren Locken aufwärts kräufelt,
 Sing' ich — Fürstenglück. — —

Hier das Ufer? — Hier in diesen Grotten
 Stranden eurer Wünsche stolze Flotten?
 Hier — wo eurer Größe Flut sich stößt?
 Ewig nie dem Ruhme zu erwärmen,
 Schmiedet hier die Nacht mit schwarzen Schauerarmen
 Potentaten fest.

Traurig funktelt auf dem Totenkasten
 Eurer Kronen, der unperkten Lasten,
 Eurer Zepter undankbare Pracht.
 Wie so schön man Moder übergoldet!
 Doch nur Würmer werden mit dem Leib besoldet,
 Dem — die Welt gemacht.

Stolze Pflanzen in so niedern Beeten!
 Seht doch! — wie mit welken Majestäten
 Garstig spast der unverschämte Tod!
 Die durch Nord und Ost und West geboten —
 Dulden sie des Unholds ekelhafte Zoten,
 Und — kein Sultan droht?

Springt doch auf, ihr störrige Verstummer,
 Schüttelt ab den tausendpfund'gen Schlummer,
 Siegespauken trommeln aus der Schlacht,
 Höret doch, wie hell die Zinken schmettern!
 Wie des Volkes wilde Vivat euch vergöttern!
 Könige, erwacht!

Siebenschläfer! — o so hört die hellen
 Hörner klingen und die Doggen bellen!
 Tausendröhrlicht knallt das Jagdenfeu'r;
 Muntre Rosse wiehern nach dem Forste,
 Blutig wälzt der Eber seine Stachelborste,
 Und — der Sieg ist eu'r!

Was ist das? — Auch Fürsten schweigen selber?
 Neunfach durch die heulenden Gewölber
 Spottet mir ein schleifend Echo nach —
 Hört doch nur den Kammerjunker düffeln:
 Euch beehrt Madonna mit geheimen Schüffeln
 In — ihr Schlafgemach.

Keine Antwort — Ernstlich ist die Stille —
 Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
 Die die Augen des Trabanten deckt? —
 Und ihr fodert Anbetung in Asche,
 Daß die blinde Meße Glück in eure Tasche
 Eine — Welt gesteckt?

Und ihr rasselt, Gottes Riesenpuppen,
 Hoch daher in kindischstolzen Gruppen,
 Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
 Pöbelteufel klatschen dem Geklimper,
 Aber weinend zischen den erhabnen Stümper
 Seine Engel aus.

Ins Gebiet der leiseren Gedanken
 Würden — überwänden sie die Schranken —
 Schlangenwirbel eure Mäkler drehn;
 Lernt doch, daß, die euren zu entfalten,
 Blicke, die auch Pharisäerlarven spalten,
 Von dem Himmel sehn.

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falschen Schalle! —
 Euer Bild auf lügende Metalle,
 Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
 Eure Juden schachern mit der Münze —
 Doch wie anders klingt sie über jener Grenze,
 Wo die Waage rollt!

Decken euch Serraille dann und Schlösser,
 Wann des Himmels fürchterlicher Presser
 An des großen Pfundes Zinsen mahnt?
 Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
 Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
 Die — Hanswurst erfand.

Berget immer die erhabne Schande
 Mit des Majestätsrechts Nachtgewande!
 Bübelt aus des Thrones Hinterhalt!
 Aber zittert für des Liedes Sprache:
 Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
 Fürstenherzen kalt.

Die Pest

Eine Phantasie

Gräßlich preisen Gottes Kraft
 Pestilenzen, würgende Seuchen,
 Die mit der grausen Brüderschaft
 Durchs öde Tal der Grabnacht schleichen.

Bang ergreift's das klopfende Herz,
 Sichtrisch zuckt die starre Sehne,
 Gräßlich lacht der Wahnsinn in das Angstgestöhne,
 In heulende Triller ergeußt sich der Schmerz.

Raserei wälzt tobend sich im Bette —
 Gift'ger Nebel wallt um ausgestorbne Städte,
 Menschen — hager — hohl und bleich —
 Wimmeln in das finstre Reich.

Brütend liegt der Tod auf dumpfen Lüften,
 Häuft sich Schätze in gestopften Gräften —

Pestilenz sein Jubelfest.
 Leichenschweigen — Kirchhoffstille
 Wechselln mit dem Lustgebrülle,
 Schröcklich preiset Gott die Pest.

An die Parzen

Nicht ins Gewühl der rauschenden Redouten,
 Wo Stukermis sich wunderherrlich spreißt,
 Und leichter als das Netz der fliegenden Bajouten
 Die Tugend junger Schönen reißt;
 Nicht vor die schmeichlerische Toilette,
 Worvor die Eitelkeit, als ihrem Gözen, kniet,
 Und oft in wärmere Gebete
 Als zu dem Himmel selbst entglüht;
 Nicht hinter der Gardinen list'gen Schleier,
 Wo heuchlerische Nacht das Aug' der Welt betrügt
 Und Herzen, kalt im Sonnenfeuer,
 In glühende Begierden wiegt,
 Wo wir die Weisheit schamrot überraschen,
 Die kübnlich Phöbus' Strahlen trinkt,
 Wo Männer gleich den Knaben diebisch naschen,
 Und Plato von den Sphären sinkt —
 Zu dir — zu dir, du einsames Geschwister,
 Euch Töchtern des Geschickes, flieht
 Bei meiner Laute leiserem Geflüster
 Schwermütig süß mein Minnelied.
 Ihr einzigen, für die noch kein Sonett gegirret,
 Um deren Geld kein Wucherer noch warb,
 Kein Stuker noch Klag-Arien geschwirret,
 Kein Schäfer noch arkadisch starb,
 Die ihr den Nervenfaden unsers Lebens
 Durch weiche Finger sorgsam treibt,
 Bis unterm Klang der Schere sich vergebens
 Die zarte Spinnewebe sträuh.

Daß du auch mir den Lebensfaden spinntest,
Küß' ich, o Klotho, deine Hand; —
Daß du noch nicht den jungen Faden trenntest,
Nimm, Lachesis, dies Blumenband.

Oft hast du Dornen an den Faden,
Noch öfter Rosen dran gereiht,
Für Dorn' und Rosen an dem Faden
Sei, Klotho, dir dies Lied geweiht.

Oft haben stürmende Affekte
Den weichen Zwirn herumgezerrt,
Oft riesenmäßige Projekte
Des Fadens freien Schwung gesperrt;

Oft in wollüstig süßer Stunde
War mir der Faden fast zu fein,
Noch öfter an der Schwermut Schauer Schlunde
Muß' er zu fest gesponnen sein:

Dies, Klotho, und noch andre Lügen
Bitt' ich dir ikt mit Tränen ab,
Nun soll mir auch fortan genügen,
Was mir die weise Klotho gab.

Nur laß an Rosen nie die Schere klirren,
An Dornen nur — doch wie du willst.
Laß, wenn du willst, die Totenschere klirren,
Wenn du dies eine nur erfüllst:

Wenn, Göttin, ikt an Laurens Mund beschworen
Mein Geist aus seiner Hülse springt,
Verraten, ob des Totenreiches Thoren
Mein junges Leben schwindelnd hängt,

Laß ins Unendliche den Faden wallen,
Er wallet durch ein Paradies,
Dann, Göttin, laß die böse Schere fallen!
O laß sie fallen, Lachesis!

Trauerode auf den Tod des Hauptmanns
von Wiltmaister

1780

Grimmig würgt der Tod durch unsre Glieder! –
Dumppfifig heult die Leichentrommel wieder,
Schon ein neuer ist hinweggerafft;
Mit gesenktem Schießgewehre wanken
Graue Krieger nach des Kirchhofs Schranken,
Wo der tapfre brave Müller schläft.

Brüder kommt! – erblasset! – schauert! zittert!
Bebe jetzt, den niemals nichts erschüttert,
Grabgefühle schauern durch sein Mark!
Sehet! alles, was wir Leben hießen,
Was wir liebten, was wir selig priesen,
Liegt vereitelt in dem schmalen Sarg.

Von dem Antlitz alles Rot gesunken,
Aus den Augen alle Lebensfunken
Weggelöschet in chaotische Nacht –
Seine Mienen, sein holdselig Lächeln
Weggeblasen mit dem Sterberöcheln,
Ewig, ewig nimmer angefaßt! –

Nie vom Sturm der Leidenschaft durchwübbet,
Wie ein Bach durch Blumenbeete spielt,
Floß sein Leben hin in Melodie –
Ha! was ist nun, was am schönsten schmeichelt?
Nichts als Larve, die der Tod uns heuchelt –
Und dann auf dem Sarg zerreißt er sie.

Aus des Menschen kaltem, starrem Kumpfe
Sterben seine wirbelnde Triumphe,
Röcheln all' in ein Gemimmer aus –
Glück und Ruhm zerflattern auf dem Sarge,
Könige und Bettler, Feige, Starke,
Ziehn hinunter in das Totenhaus.

Aber frei erhoben über Gräfte

Fliegt der Geist in des Olympus Lüfte,
Triumphierend, wie ein Adler steigt,
Wenn sein Wohnsitz, die erhabne Tanne,
Niederkracht im tobenden Orkane
Und der Nordsturm Wälder niederbeugt.

Zieh auch du, geliebter, teurer Streiter,
Auf den Flügeln unsrer Donner weiter,
Keine Tränen schicken wir dir mit. —
Mit Geheule und mit Weiberklagen
Mag man andre zu dem Grabe tragen,
Pulverdonner ist der Krieger Wiegenlied.

Weinend geht man deinen Sarg vorüber,
Selbst des Mannes Auge wird jetzt trüber,
Und die Helden Karls betrauren dich. —
Geh dahin mit dieser stolzen Ehre,
Prahle dort in der Verklärten Heere:
Sie, die Helden Karls, betrauren mich!

Sie, die Helden, eilen dir entgegen
Unter Donner und der Kugeln Regen,
Krieger zittern vor dem Tode nicht —
Ihm entgegen gehen wir mit Hohne
Unterm Dampf der brüllenden Kanone,
Wann er reißend durch die Glieder bricht —

Und dann droben finden wir dich wieder,
Legen dort das müde Eisen nieder,
Drücken dich an unsre warme Brust,
Dann wird alles, wie von Morgenwinden
Weggeweht, ein leichter Traum, verschwinden
Und nichts bleiben als die Lust.

Totenfeier
am Grabe Philipp Friedrich von Kiegers

Noch zermalmt der Schrecken unsre Glieder —
Kieger tot!
Noch in unsern Ohren heult der Donner wider —
Kieger, Kieger tot!
Wie ein Blitz, im Niedergang entzündet,
Schon im Aufgang schwindet,
Flog der Held zu Gott!
Sollen Klagen um die Leiche hallen,
Klagen um den großen Mann?
Oder dürfen warme Tränen fallen,
Tränen um den guten lieben Mann?
Dürfen wir mit Kiegers Söhnen weinen?
Mit den Patrioten uns vereinen?
Oh, so feire weinender Gesang
Einer Sonne Untergang!

Groß, o Kieger, groß war Deine Stufe,
Groß Dein Geist zu Seinem großen Rufe,
Größer war — Dein Herz!
Engelhuld und göttliches Erbarmen
Rief den Freund zu Deinen offenen Armen;
Froher unschuldsvoller Scherz
Lachte noch im silbergrauen Weisen,
Jugendfeuer brannte noch im Greisen,
In dem Krieger betete — der Christ.
Höher als das Lächeln Deines Fürsten,
(Ach! wornach so manche geizig dürsten!)
Höher war Dir der, der ewig ist.

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Untertanensflüchen
Zu erwuchern, war Dein Trachten nie.
Elende beim Fürsten zu vertreten,
Für die Unschuld an dem Thron zu beten,
War Dein Stolz auf Erden hie.

Rang und Macht, die lächerlichen Glitter,
Fallen ab am Tage des Gerichts,
Fallen ab wie Blätter im Gewitter,
Und der Pomp — ist nichts! — —

Krieger Karls! erlaubt mir, hier zu halten,
Tretet her, ihr lorbeervollen Alten!
(Das Gewissen brenne flammenrot!)
Dumfig hohl aus eures Niegers Babre
Spricht zu euch, ihr Söhne vieler Jahre,
Spricht zu euch — der Tod:

„Erdengötter! — glaubt ihr ungerochen
Mit der Größe kindischkleinem Stolz
(Alles faßt der schmale Raum von Holz)
Gegen mich zu pochen?
Hilft euch des Monarchen Gunst,
Die oft nur am Rittersterne funkelt,
Hilft des Höflings Schlangenkunst,
Wenn sich brechend euer Aug' verdunkelt?
Erdengötter, redet doch,
Wenn der Götterdunst zerfliehet,
Redet denn, was wärt ihr noch,
Wenn ihr — schlechte Menschen bliebet?

Trost ihr mir mit euren stolzen Ahnen,
Daß von euch — zwei Tropfen Blut
In den Adern alter Helden rannen?
Pocht ihr auf geerbtes Gut?
Wird man dort nach Niegers Range fragen?
Folgt Ihm wohl Karls Gnade bis dahin?
Wird Er höher von dem Ritterkreuz getragen,
Als vom Jubel Seiner Segnenden?
Wann der Richter in dem Schuldbuch blättert,
Fragt er, ob der große Tote hier
Zu dem Tempel des Triumphs geklettert?
Fragt man dort, wie man Ihn hier vergöttert?
Richtet Gott — — wie wir?“

Aber Heil Dir! Seliger! Verklärter,
 Nimm zufrieden Deinen Sonnenflug!
 Deinem Herzen war die Menschheit werter
 Als der Größe prangender Betrug!
 Schöne Taten waren Deine Schätze,
 Aufgehäuft für eine schöne Welt,
 Glücklich gingst Du durch die goldne Neze,
 Wo die Ehrsucht ihre Sklaven fällt.
 Wenn die Riesenrüstung stolzer Größe
 Manches große Heldenherz zerdrückt,
 Flohst Du frei, entschwungen dem Getöse
 Dieser Welt, und bist – beglückt.

Dort, wo Du bei ew'gen Morgenröten
 Einen Lorbeer, der nie welket, pflückst,
 Und auf diesen traurenden Planeten
 Sanften Mitleids niederblickst,
 Dort, wo Du an reine Seraphinen
 Dich in ewigem Umarmen schmiegst,
 Und bei jubelvollen Harfentönen
 Kühne Flügel durch den Himmel wiegst,
 Dort, wo Kieger unter Edens Wonne
 Dieses Lebens Folterbank verträumt,
 Und die Wahrheit, leuchtend wie die Sonne,
 Ihm aus tausend Röhren schäumt,
 Dorten sehn wir – Jauchzet, Brüder –
 Dorten unsern Kieger wieder!!!

Der Triumph der Liebe

Eine Hymne

Selig durch die Liebe
 Götter – durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer – die Erde
 Zu dem Himmelreich.

Einstens hinter Pyrrhas Rücken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felsenstücken,
Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Blut gesacht.

Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Busen
Huben nicht die weichen Musen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ah! noch wanden keine Kränze
Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Venze
Nach Elysium.

Ungegrüßet stieg Aurora
Aus dem Schoß des Meers,
Ungegrüßet sank die Sonne
In den Schoß des Meers.

Wild umirrten sie die Haine
Unter Lunas Nebelscheine,
Trugen eisern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Träne
Keine Götter noch.

Und sieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Gestaden.

Ein jugendlicher Maienschwung
 Durchwebt, wie Morgendämmerung,
 Auf das allmächt'ge Werde
 Lust, Himmel, Meer und Erde.
 Des holden Tages Auge lacht
 In düst'ren Wälder Mitternacht;
 Balsamische Narzissen
 Blühn unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
 Den ersten Sang der Liebe,
 Schon murmelte der Quellen Fall
 In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion!
 Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
 Gott Amor Überwinder!
 Umarme deine Kinder!

*

Selig durch die Liebe
 Götter -- durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer -- die Erde
 Zu dem Himmelreich.

*

Unter goldnem Nektarschaum,
 Ein wollüst'ger Morgentraum,
 Ewig Lustgelage,
 Fliehn der Götter Tage.

Thronend auf erhabenem Sitz
 Schwingt Kronion seinen Blic;
 Der Olympus schwankt erschrocken,
 Wallen zürnend seine Locken --

Göttern läßt er seine Throne,
 Niedert sich zum Erdensohne,
 Seufzt arkadisch durch den Hain;

Zahme Donner untern Füßen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küssen,
Schläft der Riesentöter ein.

Majestät'sche Sonnenrosse
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Phöbus' goldner Zaum,
Völker stürzt sein rasselndes Geschosse;
Seine weißen Sonnenrosse,
Seine rasselnden Geschosse,
Unter Lieb' und Harmonie,
Ha! wie gern vergaß er sie!

*

Vor der Gattin des Kroniden
Beugen sich die Uraniden;
Stolz vor ihrem Wagenthron
Brüstet sich das Pfauenpaar,
Mit der goldnen Herrscherkrone
Schmückt sie ihr ambrosisch Haar.
Schöne Fürstin! Ach, die Liebe
Zittert, mit dem süßen Triebe
Deiner Majestät zu nah.
Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzensfehlerin.

*

Selig durch die Liebe
Götter -- durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlicher -- die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Liebe sonnt das Reich der Nacht,
Amors süßer Zaubermacht
Ist der Orkus untertänig:

Freundlich blickt der schwarze König,
 Wenn ihm Ceres' Tochter lacht;
 Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlich in die Hölle klangen
 Und den wilden Hüter zwangen
 Deine Lieder, Thrazier —
 Minos, Tränen im Gesichte,
 Mildete die Qualgerichte,
 Zärtlich um Megärens Wangen
 Küßten sich die wilden Schlangen,
 Keine Geißel klatschte mehr;
 Aufgejagt von Orpheus' Leier
 Flog von Tithos der Geier;
 Leiser hin am Ufer rauschten
 Lethe und Cocytus, lauschten
 Deinen Liedern, Thrazier!
 Liebe sangst du, Thrazier!

Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

Durch die ewige Natur
 Düftet ihre Blumenspur,
 Weht ihr goldner Flügel.
 Winkte mir vom Mondenlicht
 Aphroditens Auge nicht,
 Nicht vom Sonnenhügel,
 Lächelte vom Sternenmeer
 Nicht die Göttin zu mir her —
 Stern' und Sonn' und Mondenlicht
 Regten mir die Seele nicht.

Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen -
Liebe, Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Nie Erobrern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklaventnie,
Beug' es jetzt der Liebe!

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligtum,
Zeigte dir Elfsium
Durch des Grabes Risse?
Lodte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

Selig durch die Liebe
Götter -- durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmelfcher -- die Erde
Zu dem Himmelreich.

Liebesgedichte und Festgesänge

Vorwurf an Laura

Mädchen, halt – wohin mit mir, du Lese?
Bin ich noch der stolze Mann? der große?
Mädchen, war das schön?
Sieh! Der Riese schrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöhn.
Abgepflückt hast du meine Blume,
Hast verblasen all die Glanzphantome,
Marrenteidigst in des Helden Raub.
Meiner Plane stolze Pyramiden
Trippelst du mit leichten Zephyritritten
Schäfernd in den Staub.
Zu der Gottheit flog ich Adlerpfade,
Lächelte Fortunens Gaukelrade,
Unbesorgt, wie ihre Kugel fiel.
Jenseits dem Coeptus wollt' ich schweben,
Und empfangen slavisch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenspiel.
Sie gern gleich, die mach von Donnerlanzen
In des Ruhmes Eisenfluren tanzen,
Losgerissen von der Phrynen Brust,
Wallet aus Aurorens Rosenbette
Gottes Sonne über Fürstenstädte,
Lacht die junge Welt in Lust!
Hüpft der Heldin noch dies Herz entgegen?
Trink' ich, Adler, noch den Flammenregen
Ihres Auges, das vernichtend brennt?

In den Blicken, die vernichtend blinken,
Seh' ich meine Laura Liebe winken,
Seh's, und meine wie ein Kind.

Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen, hast du hingemord't.
Schwindelnd schwank' ich auf der gähen Höhe,
Laura? — wenn mich — wenn mich Laura flöhe?
Und hinunter strudelt mich das Wort.

Hell ertönt das Echo der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze springen aus dem goldnen Wein.
Seit das Mädchen meinen Sinn beschworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freundlos irr' ich und allein.

Lausch' ich noch des Ruhmes Donnerglocken?
Reizt mich noch der Lorbeer in den Locken?
Deine Lei'r, Apollo Cynthius?
Nimmer, nimmer widerhallt mein Busen,
Traurig fliehen die beschämten Musen,
Fliebt Apollo Cynthius?

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
Hüpfen noch bei Vaterlandes Namen
Meine Pulse lebend aus der Gruft?
Will ich noch nach Varus' Adler ringen?
Wünsch' ich noch in Römerblut zu springen,
Wenn mein Hermann ruft? —

Köstlich ist's — der Schwindel starrer Augen,
Seiner Tempel Weibrauchdust zu saugen,
Stolzer, kühner schwillt die Brust. —
Kaum erbettelt ist ein halbes Lächeln,
Was in Flammen jeden Sinn zu fächeln,
Zu empören jede Kraft gemußt. —

Daß mein Ruhm sich zum Orion schmiegte,
 Hoch erhoben sich mein Name wiegte
 In des Zeitstroms wogendem Gewühl!
 Daß dereinst an meinem Monumente,
 Stolz er türmend nach dem Firmamente,
 Chronos' SENSE splitternd niederfiel' —

Lächelst du? — Mein! nichts hab' ich verloren!
 Stern und Lorbeer neid' ich nicht den Toren,
 Leiden ihre Marmor nie —
 Alles hat die Liebe mir errungen:
 Über Menschen hätt' ich mich geschwungen,
 Iso lieb' ich sie!

Melancholie an Laura

Laura — Sonnenaufgangsglut
 Brennt in deinen goldnen Blicken,
 In den Wangen springt purpurisch Blut,
 Deiner Tränen Perlenflut
 Nennt noch Mutter das Entzücken —
 Dem der schöne Tropfe taut,
 Der darin Vergöttrung schaut,
 Ach dem Jüngling, der belohnet wimmert,
 Sonnen sind ihm aufgedämmert!

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
 Silberklar und sonnenhelle,
 Malet noch den trüben Herbst um dich;
 Wüsten, öd' und schauerlich,
 Lichten sich in deiner Strahlenquelle,
 Düst'rer Zukunft Nebelsterne
 Goldet sich in deinem Sterne;
 Lächelst du der Reizeharmonie?
 Und ich weine über sie. —

Untergrub denn nicht der Erde Feste
 Lange schon das Reich der Nacht?

Unsre stolz aufstürmenden Paläste,
 Unserer Städte majestät'sche Pracht
 Ruhen all' auf modernden Gebeinen;
 Deine Nelken saugen süßen Duft
 Aus Verwesung, deine Quellen weinen
 Aus dem Becken einer — Menschengruft.

Blick' empor — die schwimmenden Planeten,
 Laß dir, Laura, seine Welten reden!
 Unter ihrem Zirkel flohn
 Tausend bunte Lenze schon,
 Fürmten tausend Throne sich,
 Heulten tausend Schlachten fürchterlich.
 In den eisernen Fluren
 Suche ihre Spuren!
 Früher, später reif zum Grab,
 Laufen ach die Räder ab
 An Planetenubren.

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
 Löscht im Meer der Totennacht!
 Frage mich, von wannen deine Strahlen lodern!
 Prahlst du mit des Auges Glut?
 Mit der Wangen frischem Purpurblut,
 Abgeborgt von mürben Modern?
 Wuchernd fürs geliehne Rot,
 Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
 Schwere Zinsen fodern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starken Hohn!
 Eine schöne Wangenröte
 Ist doch nur des Todes schöner Thron,
 Hinter dieser blumichten Tapete
 Spannt den Bogen der Verderber schon —
 Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
 Nur der Tod ist's, dem dein schmachtend Auge winkt,
 Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
 Deines Lebens targes Lämpchen ärmer;

Meine Pulse, prahlest du,
 Hüpfen noch so jugendlich von dannen —
 Ach! die Kreaturen des Tyrannen
 Schlagen tückisch der Verwesung zu.

Auseinander bläst der Tod geschwind
 Dieses Lächeln, wie der Wind
 Regenbogenfarbichtes Geschäume,
 Ewig fruchtlos suchst du seine Spur:
 Aus dem Frühling der Natur,
 Aus dem Leben, wie aus seinem Keime,
 Wächst der ew'ge Bürger nur.

Weh! entblättert seh' ich deine Rosen liegen,
 Bleich erstorben deinen süßen Mund,
 Deiner Wangen wallendes Rund
 Werden raube Winterstürme pflügen,
 Düst're Jahre Nebelschein
 Wird der Jugend Silberquelle trüben,
 Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
 Laura nicht mehr liebenswürdig sein.

Mädchen — stark wie Eiche stehet noch dein Dichter,
 Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
 Niederfällt des Totenspeeres Schaft,
 Meine Blicke brennend wie die Lichter
 Seines Himmels — feuriger mein Geist
 Denn die Lichter seines ew'gen Himmels,
 Der im Meere eignen Weltgewimmels
 Felsen türmt und niederreißt.
 Kühn durchs Weltall steuern die Gedanken,
 Fürchten nichts — als seine Schranken.

Glühst du, Laura? Schwillt die stolze Brust?
 Vern' es, Mädchen, dieser Trank der Lust,
 Dieser Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
 Laura — ist vergiftet!
 Unglückselig! unglückselig, die es wagen,
 Götterfunken aus dem Staub zu schlagen!

Ach die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmern,
Und der lohe Ätherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron
Front ihm jeder Wächter schon!
Ach! schon schwören sich, mißbraucht zu frechen Flammen,
Meine Geister wider mich zusammen!
Laß — ich fühl's — laß, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und in eiqnem Strahle lösch' ich aus. — —
Weinst du, Laura? — Träne, sei verneinet,
Die des Alters Straßlos mir erweinet,
Weg! Versiege, Träne, Sünderin!
Laura will, daß meine Kraft entweiche,
Daß ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
Die des Jünglings Adlergang gesehn? —
Daß des Busens lichte Himmelsflamme
Mit erfornem Herzen ich verdamme,
Daß die Augen meines Geists verblinden,
Daß ich fluche meinen schönsten Sünden?
Nein! versiege, Träne, Sünderin! —
Brich die Blume in der schönsten Schöne,
Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene,
Meine Fackel weinend aus!
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Szene,
Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht das
Haus.

Wechselgesang

Leontes

Delia — Mein dich zu fühlen!
Mein durch ein ewiges Band.
Göttern auf irdischen Stühlen
Gönn' ich den dürftigen Land.

Dich in die Arme zu drücken —
 O wie verdien' ich mein Glück?
 Geb' ich auch dir dies Entzücken,
 Dir dieser Seligkeit Fülle zurück?

Delia

Ach nur ein einziges Leben,
 Teurer Leontes, ist mein.
 Tausende, könnt' ich sie geben,
 Tausende wollt' ich dir weihn.
 Einmal nur kann ich mich schenken,
 Einmal durchschauert von Lust,
 Einmal auf ewig nur sinken,
 Sinken an deine hochschlagende Brust.

Beide

Höre den Dank deiner glücklichen Seelen,
 Glücklich durch deinen allmächtigen Wink,
 Glühenden Dank dir: du lehrtest uns wählen,
 Glühenden Dank für dein bestes Geschenk.

Leontes

Delia, da wir uns fanden,
 Hört' ich den himmlischen Ruf:
 „Willst du mein Himmelreich ahnden,
 Liebe dies Mädchen! Ich schuf.
 Menschen, besudelt von Sünden,
 Bleibt meine Gotttheit verhüllt.
 Willst du den Ewigen finden,
 Such' ihn in diesem bescheidenen Bild.“

Delia

Da mir Leontes erschienen,
 Flüsterten Engel mir ein:
 „Trockne die heimlichen Tränen,
 Mädchen, der Jüngling ist dein.
 Aus den erwärmenden Sonnen
 Seines beseelenden Blicks

Sind deine Himmel gesponnen,
Fließen dir Strahlen unsterblichen Glücks."

Beide

Höre den Dank deiner glücklichen Seelen,
Glücklich durch deinen allmächtigen Wink,
Glühenden Dank dir: du lehrtest uns wählen,
Glühenden Dank für dein bestes Geschenk.

Delia

Wenn wir uns liebend umschlingen,
Küsse vor Küssen entfliehn,
Flattern auf eilenden Schwingen
Goldene Stunden dahin.
Mir reicht Leontes die Hände
In den gefürchteten Kahn,
Weil ich Leontes dort finde,
Locken Elysiums fluren mich an.

Leontes

Stille Vergnügungen (pflücken
Wird der Verschwender sie nie)
Klimmen empor zum Entzücken,
Teil' ich mit Delia sie.
Pfeile, die fern auf mich zielen,
Wehrt deine Liebe zurück.
Schmerzen, die still mich durchwühlen,
Schmelzen an deinem empfindenden Blick.

Beide

Höre den Dank deiner glücklichen Seelen,
Glücklich durch deinen allmächtigen Wink,
Glühenden Dank dir: du lehrtest uns wählen,
Glühenden Dank für dein bestes Geschenk.

Empfindungen der Dankbarkeit
beim Namensfeste

Ihro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim

Von der Akademie

Ein großes Fest! — Laßt, Freunde, laßt erschallen! —
Ein schönes Fest weckt uns zu edler Lust!
Laßt himmelan den stolzen Jubel hallen,
Und Dankgefühl durchwalle jede Brust.

Einst wollte die Natur ein Fest erschaffen,
Ein Fest, wo Tugenden mit Grazien
Harmonisch ineinander traffen
Und in dem schönsten Bunde sollten stehn,

Und dieses Fest aufs reizendste zu zieren,
Sah die Natur nach einem Namen um —
Franziskens Namen sollt' es führen,
So war das Fest ein Heiligtum!

Und dieses Fest, ihr Freunde, ist erschienen!
Euch jauchzt' ich's mit Entzücken zu!
Jauchzt, Freunde, jauchzt mir nach: Es ist erschienen!
Und hüpfst empor aus tatenloser Ruh!

Heut wird kein Ach gehört — heut fließet keine Träne;
Nur froher Dank steigt himmelwärts!
Die Luft erschallt von jubelndem Getöse,
Franziskens Name lebt durch jedes Herz.

Sie ist der Dürft'gen Trost. — Sie gibt der Blöße Kleider,
Dem Durste gibt Sie Trank, dem Hunger Brot!
Die Traurigen macht schon Ihr Anblick heiter
Und scheucht vom Krankenlager weg den Tod.

Ihr Anblick segenvoll — wie Sonnenblick den Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,
Belebend Feuer füllt die jauchzende Naturen,
Und alles wird mit Strahlen überschwemmt,

So lächelt alle Welt -- So schimmern die Gefilde,
Wenn Sie wie Göttin unter Menschen geht,
Von Ihr fließt Segen aus und himmelsvolle Milde
Auf jeden, den Ihr sanfter Blick erspäht,

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unsterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet Sie -- und Freudentränen spiegeln
Franziskens holdes Himmelbild zurück.

So wandelt Sie dahin auf Rosenpfaden,
Ihr Leben ist die schönste Harmonie,
Umgläntzt von tausend tugend samen Taten,
Seht die belobnte Tugend! -- Sie!

O Freunde, laßt uns nie von unsrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unser Herz Franziskens Denkmal sein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweihn!

Von der Ecole des demoiselles

Elysische Gefühle drängen
Des Herzens Saiten zu Gesängen,
Ein teurer Name weckte sie. --
Schlägt nicht der Kinder Herz mit kühnern Schlägen
Der sanften Mutter Freudenfest entgegen
Und schmilzt dahin in Wonnemelodie?
Wie sollten wir jetzt süßlos schweigen,
Da tausend Taten uns bezeugen,
Da jeder Mund -- da jedes Auge spricht: --
Ist uns Franziska Mutter nicht?

Erlauben Sie dem kindlichen Entzücken,
Sich Ihnen heute schen zu nahen,
O sehen Sie mit mütterlichen Blicken,
Was, unsre innige Verehrung auszudrücken,
Wir Ihnen darzubringen wagen, an!
Erlauben Sie der schüchternen Empfindung,

Für Sie, der Mütter würdigste, zu glühn,
 Erlauben Sie die kühne, stolze Wendung —
 Denn heute, heut dem Dank sich zu entziehn,
 Wär' Frevel, wär' die sträflichste Verblendung!

Wenn Dankbarkeit, die aus dem Herzen fließet,
 Wenn der Verspruch, stets auf der Tugend Pfad zu gehn,
 Wenn Tränen, die die sanfte Nührung gießet,
 Wenn Wünsche, die empor zum Himmel flehn,
 O wenn der Seelen feurigstes Empfinden
 Die Huld der besten Mutter lohnen könnten,
 Wie ganz sollt' unser Wesen nur Empfindung sein,
 Nie sollten unsre Tränen, nie versiegen,
 Zum Himmel sollten ewig unsre Wünsche fliegen,
 Franzisten wollten wir ein ganzes Leben weihn!

Doch wenn auch das Gefühl, das unser Herz durchflossen,
 Bei aller Liebe reichlichem Genuß,
 Womit Sie, Edelste! uns übergossen,
 Erröten und erlahmen muß —
 So hebt uns doch das selige Vertrauen:
 Franziska wird mit gnadevollem Blick
 Auf ihrer Töchter schwaches Opfer schauen —
 Franziska stößt die Herzen nie zurück!
 Und feuervoller wird der Vorsatz uns beleben,
 Dem Meisterbild der Tugend nachzustreben!

Unserm teuern Körner

Sei willkommen an des Morgens goldnen Thoren,
 Sei willkommen unserm Freudegruß,
 Dieses Tages holder Genius,
 Der den Vielgeliebten uns geboren!
 In erhabner Pracht,
 Schimmernd tritt er aus der Nacht
 Wie der Erdensöhne keiner,
 Groß und trefflich wie der Sieben einer,
 Die am Throne dienen, schwebt er her.

„Streut mir Blumen — — seht, da bin ich wieder,“

(Kust er lächelnd von dem Himmel nieder)

„Streut mir Blumen — ich bin's wieder,

Der den Teuren euch gebar;

Ich bin mehr als meine andern Brüder,

Ihren Liebling nennt mich weit und breit

Unsre Mutter — Ewigkeit.“

(Stolz und Würde sprach aus der Gebärde.)

„Einen Edeln gab ich dieser Erde!

Fühlt die Menschheit, wen ich ihr geboren?

Kennt die Erde meinen Liebling schon?

Oder schallen leiser in der Menschen Ohren

Seine Taten als vor Gottes Thron?

Was die Welt in seiner schönen Seele?

Beugte sich vor seiner großen Seele

Ehrerbietig sein Jahrhundert schon?

Wuchsen zur Vollendung auf die Keime,

Die ich damals in sein Herz gesät?

Ist die Welt so schön wie seine Träume?

Fand er diesen, der ihn ganz versteht?

O dann laßt mich stolzer durch den Himmel schweben:

Ich hab' ihn gegeben!

Jetzt vollend' ich meinen Sonnenlauf,

Aber hinter meinem Rücken leuchtet

Schon ein neuer — schöner Morgen auf.

Einen Engel tragen seine goldnen Flügel,

In des Engels silberklarem Spiegel

Liegt ein Himmel — und die Ewigkeit.

Schamrot stürz' ich in das Meer der Zeit:

Nur das Leben

Konnt' ich meinem teuren Liebling geben —

Dieser Engel — wie erbleicht mein Ruhm --

Wandelt's in Elysium.“

Der Seraph sprach's — — du liegst in unsern Armen --

Wir fühlen, daß du unser bist.

Zu Körners Hochzeit

Heil dir, edler deutscher Mann,
 Heil zum ew'gen Bunde!
 Heute fängt dein Himmel an,
 Sie ist da, die Stunde!
 Sprich der blassen Mißgunst Hohn
 Und dem Kampf der Jahre!
 Großer Tugend großer Lohn
 Winkt dir zum Altare.

Nichts, was enge Herzen füllt,
 Was die Meinung weihet,
 Was des Toren Wünsche stillt,
 Was der Gek oft freiet;
 Reichthum nicht und Abnenruhm,
 Nicht verbotne Triebe —
 Nein, in dieses Heiligtum
 Führt dich nur Liebe.

Nach der Menge Lobgesang
 Hast du nie geschmachtet,
 Der Gewohnheit Kettenklang
 Hast du nie geachtet.
 Ehrsucht mag um Ehre frein,
 Gold sich Gold vermählen —
 Liebe will geliebet sein,
 Seelen suchen Seelen.

Deinem großen Schwur getreu,
 Troktest du Verächtern;
 Männlich stolz gingst du vorbei
 An der Mode Töchtern.
 Glitterputz und Tändelei'n
 Mag der Stutzer lieber;
 Doch du wolltest glücklich sein,
 Und du gingst vorüber.

Weiberherzen sind so gern
Kästchen zum Verieren:
Manchen lockt der goldne Stern,
Perlen, die nur zieren;
Hundert werden aufgetan,
Neunundneunzig trügen,
Aber nur in einem kann
Die Juwels liegen.

Glücklich macht die Gattin nicht,
Die sich selbst nur liebet,
Ewig mit dem Spiegel spricht,
Sich in Blicken übet,
Geizig nach dem Ruhm der Welt
In der neuen Robe
Stolzer, schöner sich gefällt
Als in deinem Lobe.

Keine wiß'ge Spötterin,
Keiner Gauklertruppe
Zugestukte Schülerin,
Keine Modepuppe,
Keine, die mit Bücherkram
Ihre Liebe pinselt,
Was nicht aus dem Herzen kam,
Aus Romanen winselt.

Glücklich macht die Gattin nicht,
Die nach Siegen trachtet,
Männerherzen Neße flieht,
Deines nur verachtet,
Die bei Spiel und bunten Reihn,
Assembleen und Bällen
Freuden suchet, die allein
Aus dem Herzen quellen.

Glücklich macht die Gattin nur,
Die für dich nur lebet
Und mit herzlicher Natur
Liebend an dir klebet;

Die, um deiner wert zu sein,
Für die Welt erblindet
Und in deinem Arm allein
Ihren Himmel findet,

Jauchzet, wenn du fröhlich bist,
Trauert, wenn du klagest,
Lächelt, wenn du freundlich siehst,
Zittert, wenn du wagest;
Die in schöner Sympathie
Dein Gefühl erreicht
Und in Seelenharmonie
Deiner Minna gleicht.

Sie allein ist dir genug,
Welten kannst du missen;
Wunden, die das Schicksal schlug,
Heilet sie mit Küssen.
Deine Borne sendet sie
Mit dem Engelblicke
Schwesterlicher Sympathie
Wuchernd dir zurücke.

Wenn die ernste Männerpflicht
Deinen Geist ermüdet,
Wenn der Sorgen Bleigewicht
Finstern auf dir brütet,
Falsche Freunde von dir fliehn,
Feinde dich verhöhnen,
Wetter dir entgegenziehn,
Donner um dich dröhnen,

Wenn dein ganzer Himmel fällt,
Wenn dein Engel weicht,
Wenn um dich die ganze Welt
Einer Wüste gleicht: —
O dann wird ihr sanfter Blick
Dir Erquickung lächeln;
Die Verzweiflung tritt zurück,
Weicht vor ihrem Lächeln.

Nie wird dieser Bund vergehn
Keine Zeit ihn mindern,
Schöner wird er auferstehn
In geliebten Kindern.
Wenn die Freuden untergehn,
Die dir heute scheinen,
Wirst du froh dich wiedersehn
In den lieben Kleinen.

Aussicht voll von Seligkeit! –
Mit prophet'schen Blicken
Seh' ich in die künft'ge Zeit,
Sehe mit Entzücken
Töchter, reizend, sanft und gut,
Nach der Mutter Bilde,
Söhne von des Vaters Blut,
Heurig, kühn und milde.

Lieblieh, wie ein Rosenflor
An den Gartenwänden,
Herrlich wachsen sie empor
Unter deinen Händen.
Freudentränen im Gesicht,
Sammelst du die Blüten,
Wie der Gärtner Blumen bricht,
Die ihn oft bemühten.

Dich ereilt der Jahre Ziel,
Deine Kräfte schwinden,
Unsres Lebens kurzes Spiel
Muß zuletzt doch enden.
Um dein Bette drängt sich dann
Eine schöne Jugend,
Dein Gedächtnis, edler Mann,
Lebt in ihrer Jugend.

Jede Erdenwonne muß
Sich mit Leiden gatten,
Lüste würgen im Genuß,
Ehre speißt mit Schatten;

Weisheit tötet oft die Glut
 Unsrer schönsten Triebe,
 Jugend kämpft mit heißem Blut,
 Glücklich macht nur Liebe!

Preist den armen Weisen nicht,
 Der sie nie empfunden,
 Dem des Lebens Traumgesicht
 Ohne sie verschwunden,
 Dessen rauhe Seele nie
 In der Gattin Armen
 Schmolz in süßer Sympathie —
 Weinet um den Armen,

Der die Wonne nie gekannt,
 Die der Liebe Gaben,
 Den man Vater nie genannt,
 Kinderlos begraben.
 Wer in Amors süßen Bann
 Nie sich hingeeben,
 Was verspricht der arme Mann
 Sich vom andern Leben?

Sei's ein Weiser, sei's ein Held,
 Still und schnell vergessen
 Schleicht er zu der Unterwelt
 Und ist nie gewesen. —
 Freund, du hast auf Gott vertraut,
 Gott hat dich belohnt!
 Frage deine frohe Braut,
 Wo dein Himmel wohnt.

Unauslöschlich wie die Glut
 Deiner reinen Triebe,
 Unerschüttert wie dein Mut,
 Stark wie deine Liebe,
 Ewig, wie du selber bist,
 Daure deine Freude:
 Wenn die Sonne nicht mehr ist,
 Liebe noch wie heute!

Hochzeitgedicht

Zum erstenmal nach langer Musse —
 Dir, gutes Kind, zum Hochzeitsgruße,
 Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
 Die Schäferstunde schlägt mir wieder —
 Vom Herzen strömen warme Lieder
 Ins brachgelegne Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
 Auch ernste Weisheit zu dir wagen?
 Sie kommt aus deines Freundes Brust.
 Die Weisheit ist der Freude Schwester,
 Sie trennt sie nicht — sie knüpft sie fester
 Und lächelt zu erlaubter Lust.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
 Da will die Freudenträne rinnen,
 Da denk' ich an die schönre Welt —
 So selten lohnt das Glück den Besten!
 Oft weint die Tugend an den Festen,
 Die das gekrönte Laster hält.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
 Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
 Für fremde Wonne Sympathie —
 Erröte nicht! — Ich sahe Proben —
 Und meine Leier — frag' dort oben! —
 Die stolze Leier schmeichelt nie.

Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
 Die leidende Natur sich Bahnen!
 Gefühl erstickt in Ziererei.
 Oft drücken ja, gleich Felsenbürden,
 Mit Seelenruh bezahlte Würden
 Der Großen kleines Herz entzwei!!! —

Dein Herz, das noch kein Meid getadelt,
 Dein reines Herz hat dich geadelt,
 Und Ehrfurcht zwingt die Tugend ab —

Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Jugend? —
Hast du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den hass' ich, den sie mitgebracht.)

Sie riß dich weg von Pöbelseelen —
Dein Brautgebet wird's Gott erzählen! —
Du gingst ihr nach, und wurdest gut.
Sie schuf dich zu des Gatten Wonne,
Erwärmte, gleich der Frühlingssonne,
Zur Jugend deinen jungen Mut.

Wie eilte sie mit Muttergüte
Zu Hilfe jeder jungen Blüte,
Bis Leben in die Wurzel floss!
Wie pflegte sie mit Flammeneifer
Des zarten Sprösslings, bis er reifer,
Ein stolzer Wuchs, zum Himmel schoss.

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt dir goldne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennst der Gattin Schuldigkeiten!
Du hast ein Herz für ihre Freuden,
Und glücklich preiß' ich deinen Mann.

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen sehen,
Mit Tränen Tränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund getan.

Wie göttlich süß ist das Vergnügen,
 Ans Herz des Gatten sich zu schmiegen,
 Wie süß, sich seines Glücks zu freu'n!
 Wie süßer — sich für ihn zu quälen!
 Auch Wehmut kettet schöne Seelen,
 Und wollustvoll ist diese Pein!

Du wirst mit liebevollem Eilen
 Das Schicksal deines Mannes teilen
 Und schnell in seine Seele sehn.
 Wie zärtlich wirst du jeden Träumen,
 Die kaum in seinem Busen keimen,
 Wie zärtlich rasch entgegengehn!

Wenn unter drückenden Gewichten
 Des Kammers und der Bürgerpflichten
 Der müde Gatte niederfiel,
 Wirst du mit einem holden Lächeln
 Erfrischung ihm entgegensächeln —
 Und spielend trägt er sie zum Ziel.

Wenn Schmerz in seinem Busen wüthet
 Und über ihm die Schwermut brütet,
 In seinem Herzen Stürme wehn,
 Wirst du mit heiterem Gesichte
 Erquickend, gleich dem Sonnenlichte,
 Durch seines Grammes Nebel sehn.

Wenn selbst der Wonne süße Bürde
 Dem Einsamen zu lästig würde
 (Auch Lust gesellt sich Helfer bei),
 Wirst du die schönste Hälfte tragen,
 Und erst dein Auge wird ihm sagen,
 Wie groß des Glückes Fülle sei.

Ja — darf ich über Jahre fliehen,
 Den Schleier von der Zukunft ziehen? —
 Ein neues Glück erwartet dein!!

Das größte, so der Mensch empfindet,
 Das nur im Himmel Muster findet —
 Die Mutter eines Kinds zu sein!!! —

Die Mutter eines Kinds zu werden! —
 Was droben süß ist und auf Erden,
 Das Wonnemort schließt alles ein.
 Das kleine Wesen — welch Vergnügen! —
 Im mütterlichen Schoß zu wiegen!
 Was kann im Himmel schöner sein?

Die Seligkeit — du wirst sie kennen,
 Wenn stammelnd dich die Kinder nennen
 Und herzlich dir entgegenfliehn —
 Die bange Lust — — die süße Qualen —
 Umsonst! kein Jüngling kann sie malen —
 Hier werf' ich meinen Pinsel hin.

Was Vieder nicht zu singen wagen,
 Laß dir der Mütter beste sagen,
 Was einer Mutterfreude glich.
 Du hörtest ihre Seufzer hallen,
 Du sahst ihre Tränen fallen,
 Du liebst sie -- darum lieb' ich dich.

Laß dir der Mütter beste sagen,
 Wie himmlisch alle Pulse schlagen,
 Wenn nur des Kindes Name klingt;
 Wie selbst das Land sich schöner malet,
 Wie heller selbst der Himmel strahlet,
 Der über ihren Kindern hängt.

Wie süß der Gram um Kleinigkeiten,
 Wie süß die Angst: es möchte leiden,
 Die Träne, die st. still vergießt,
 Die Ungeduld, ihm zuzufliegen,
 Wie unerträglich das Vergnügen,
 Das nicht das Kind auch mitgenießt.

Die Herrscherin der Welt zu scheinen,
 Die Wollust, um ihr Kind zu weinen —
 Laß ihr die Wahl — was wird sie tun?
 Die Krone wirft sie auf die Erde —
 Und fliegt mit jauchzender Gebärde
 Und fliegt dem lieben Kinde zu.

Nun freu' dich denn — du wirst's genießen,
 Das stille Glück, das viele missen —
 Was wünsch' ich dir? — Entweih' es nie!
 Die Freundin, die dein Herz gemildet,
 Zur guten Mutter dich gebildet —
 Was wünsch' ich dir? — Vergiß sie nie!

Vergiß sie nie — wenn deine Lieben
 Im Kinderspiel sich um dich üben,
 So führe sie der Besten zu.
 Ihr sollen sie zu Füßen fallen,
 Unschuld'ig ihr entgegenfallen:
 „Die gute Mutter gabest du!“

Romische Romanzen und Spottgedichte

Journalisten und Minos

Mir kam vor wenig Tagen,
Wie? fragt mich eben nicht,
Vom Reich der ew'gen Plagen
Die Zeitung zu Gesicht.

Sonst frag' ich diesem Essen,
Wo noch kein Kopf zerbrach,
Dem Freikorps unsrer Pressen,
Wie billig, wenig nach.

Doch eine Randgloss' lockte
Ist meinen Fürwitz an,
Denkt! wie das Blut mir stockte,
Als ich das Blatt begann:

„Seit zwanzig herben Jahren“
(Die Post, versteht sich, muß
Ihr saures Stündchen fahren
Hieher vom Erebus)

„Verschmachteten wir Arme
In bitttrer Wassersnot,
Die Höll' kam in Alarme
Und foderte den Tod.

Den Styx kann man durchwaten,
Im Lethe krebset man,
Freund Charon mag sich raten,
Im Schlamme liegt sein Kahn.

Keck springen schon die Tote
Hinüber, jung und alt,
Der Schiffer kommt vom Brote
Und flucht die Hölle kalt.

Fürst Minos schickt Spionen
Nach allen Grenzen hin,
Die Teufel müssen fronen,
Ihm Kundschaft einzuziehn.

Jube! Nun ist's am Tage!
Erwischt das Räuberneß!
Heraus zum Freudgelage!
Komm, Hölle, komm zum Fest!

Ein Schwarm Autoren spükte
Um des Cocytus Rand,
Ein Tintenfäßchen schmückte
Die ritterliche Hand,

Hier schöpften sie, zum Wunder,
Wie Buben süßen Wein
In Röhren von Holunder,
Den Strom in Tonnen ein.

Husch! Eh' sie sich's versahen!
Die Schlingen über sie! —
Man wird euch schön empfangen,
Kommt nur nach Sanssouci.

Schon wittert sie der König,
Und wegte seinen Zahn
Und schnauzte drauf nicht wenig
Die Delinquenten an.

Aha! sieht man die Räuber?
Wes Handwerks? Welches Lands?
'Sind teutsche Zeitungsschreiber!'
Da haben wir den Tanz!

Schon hätt' ich Lust, gleichbalde
 Euch, wie ihr geht und steht,
 Beim Essen zu behalten,
 Eh' euch mein Schwager mäht.

Doch schwör' ich's hier beim Styre,
 Den eure Brut bestahl:
 Euch Marder und euch Füchse
 Erwartet Schand' und Qual!

Solange, bis er splittert,
 Spaziert zum Born der Krug!
 Was nur nach Tinten mittert,
 Entgelte den Betrug!

Herab mit ihren Daumen!
 Laßt meinen Hund heraus!
 Schon wässert ihm der Gaumen
 Nach einem solchen Schmaus.

Wie zuckten ihre Waden
 Vor dieses Bullen Zahn!
 Es schnalzen Seine Gnaden,
 Und Joli packte an.

Man schwört, daß noch der Stumpen
 Sich krampfsicht eingedruckt,
 Den Lethe auszupumpen
 Noch gichterisch gezuckt."

Und nun, ihr guten Christen,
 Beherzigt den Traum!
 Fragt ihr nach Journalisten,
 So sucht nur ihren Daum!

Sie bergen oft die Lücken,
 Wie Jauner ohne Ohr
 Sich helfen mit Perücken —
 Probatum! Gut davor!

Die Rache der Musen

Eine Anekdote vom Helikon

Weinend kamen einst die Neune
Zu dem Viedergott.

„Hör', Papachen,“ rief die Kleine,
„Wie man uns bedroht!

Junge Tintenlecker schwärmen
Um den Helikon,
Kaufen sich, hantieren, lärmern
Bis zu deinem Thron.

Galoppieren auf dem Springer,
Reiten ihn zur Tränk',
Nennen sich gar hohe Sängern,
Barden ein'ge, denk'!

Wollen uns — wie garstig! — nöten,
Ei! die Grobian!
Was ich, ohne Schamerröten,
Nicht erzählen kann;

Einer brüllt heraus vor allen,
Schreit: Ich führ' das Heer!
Schlägt mit beiden Fäust' und Ballen
Um sich wie ein Bär.

Pfeift wohl gar — wie ungeschliffen!
Andre Schläfer mach.
Zweimal hat er schon gepfiffen,
Doch kommt keiner nach.

Droht, er komm' noch öfter wieder;
Da sei Zeus dafür!
Vater, liebst du Sang und Lieder,
Weiß' ihm doch die Tür!“

Vater Phöbus hört mit Lachen
 Ihren Klagbericht;
 „Wollen's kurz mit ihnen machen,
 Kinder, zittert nicht!

Eine muß ins höll'sche Feuer,
 Geh, Melpomene!
 Leibe Kleider, Noten, Leier
 Einer Furie.

Sie begegn' in dem Gewande,
 Als wär' sie verirrt,
 Einem dieser Jaumerbande,
 Wenn es dunkel wird.

Mögen dann in finstern Küssen
 An dem art'gen Kind
 Ihre wilden Lüfte büßen,
 Wie sie würdig sind.“

Red' und Tat! — Die Höllengöttin
 War schon aufgeschmückt;
 Man erzählt, die Herren hätten
 Kaum den Raub erblickt,

Wären, wie die Gei'r auf Tauben,
 Losgestürzt auf sie —
 Etwas will ich daran glauben,
 Alles glaub' ich nie.

Waren hübsche Jungens drunter —
 Wie gerieten sie,
 Dieses, Brüder, nimmt mich wunder,
 In die Kompanie?

Die Göttin abortiert hernach:
 Kam 'raus ein neuer — Almanach.

Wunderfeltfame Historia

des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib,
König von Assyrien, ins Land Juda unternehmen wollte,
aber unverrichteter Ding' wieder einstellen mußte

Aus einer alten Chronika gezogen und in schnatfische Reimlein gebracht von
Simeon Krebsauge, Baccalaur

In Juda -- schreibt die Chronika --
War olim schon ein König,
Dem war von Dan bis Berscha
Bald alles untertänig.
Und war dabei ein machrer Fürst,
Desgleichen selten finden wirst.

Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen
Und hatte vom Chaldäer Land
Ein Weibchen mitgenommen.
Im Herzen Himmel und im Blick --
Ich küßte sie den Augenblick.

Die Trauung war schon angestellt,
Die Hochzeitkleider fertig,
Der Bräutigam, frisch wie ein Held,
Des Wonnetags gewärtig,
Als plötzlich -- zitternd schreibt's mein Kiel --
Ein Fieber diesen Herrn befiel.

Ein großer Herre, wie man weiß,
Ist nicht wie unsereiner --
Wenn unsre Seele weiterreißt,
Drob kümmert sich wohl keiner --
Ein Schnuppen, den ein Großer klagt,
Wird in der Welt herumgesagt.

Drum nimmt Frau Fama, nimmerfaul,
Das Hifthorn von dem Nacken

(Man kennt ja schon ihr großes Maul
Und ihre dicken Backen):

„Fürst Josaphat liegt todkrank da!“
Posaunt sie durch ganz Asia.

Sogleich vernahm den Trauerton
Fürst Sanherib, sein Vetter —
Zu Assur hat er seinen Thron
Und ehret fremde Götter.
Die Balle Lüge kommt so recht
Zustatten meinem Göknecht.

„Da fischst sich was — Hol' mich der Dachs!“
Und hui! spitzt er die Ohren.
„Stirbt Josaphat, so zieh' ich stracks
Hinein zu Hebrons Toren.
Er braucht Arznei — er treibt's nicht lang!
Und Juda ist ein fetter Fang.“

Gleich läuft die Ordre aus dem Schloß
Durch Stadt und Wachparade,
Der Junggesellen faulen Troß
Zu werben ohne Gnade.
Schon springen Bomben aus dem Guf
Und freu'n sich auf den nächsten Schuß.

Die Wache vor dem Tor bekommt
Gemessene Befehle,
Daß undurchsucht, unangebrummt
Entwische keine Seele.
Brieftaschen und Patent heraus —
Sonst — Marsch, ihr Herrn, ins Narrenhaus.

„Woher, mein Freund?“ brüllt auf und ab
Die Schildwach' an die Fremde.
„Wohin die Reis'? Wo steigt Ihr ab?
Was führt Ihr unterm Hemde?
Torschreiber 'raus! — Der Herr bleibt stehn!
Man wird ihn beißen weitergehn.“

Da war nun mancher Passagier
 Dem Korporal verdächtig,
 Die Fragen gehn zur Folter schier,
 Gott aber ist allmächtig.
 Man visitiert von Pakt zu Pakt,
 Doch zeigt sich nichts — als Schnupstobak.

Indessen schickt der Werber Fleiß
 Rekruten, Sand am Meere,
 Sie stehen blau und rot und weiß
 Und ordnen sich in Heere.
 Das Kriegsgeräthe — glaubt mir tuck —
 Graß zehen Sackel Silbers weg.

Fürst Sanherib erzählte schon
 Den Damen seine Siege,
 Auf's Wohl des neuen Landes flohn
 Von Tisch zu Tisch die Krüge,
 Schon möbelt' man das neue Schloß —
 Je glätter der Burgunder floß.

Wie prächtig König Sanherib
 Im reichen Galakleide
 Herum den stolzen Schimmel trieb
 Und durch Judäa reite;
 Die Damen in Karossen nach,
 Daß bald schon Rad und Deichsel brach.

Wie stolz von seinem Thron herab
 Er Judas Schriftgelehrten
 Erlaubnis zu dem Handkuß gab,
 Und sie ihm Treue schwörten —
 Und alles Volk im Staube tief
 Hosiana dem Gesalbten! rief.

Doch während daß der Vetter schon
 Nach deiner Krone schielte,
 Und auf dem noch besetzten Thron
 Schon Davids Harfe spielte,

Lagst du, o Fürst, beweint vom Land,
Noch unverfehrt — in Gottes Hand.

Gott stand auf Höhen Sinais
Und schaute nach der Erden,
Und sahe schon ein Paradies
Durch deinen Zepter werden,
Und sahe mit erhabner Ruh
Dem Unfug deines Veters zu.

Schnell schickt er einen Cherub fort
Und spricht mit sanftem Lächeln:
„Geh, Raphael, dem Fürsten dort
Erfrischung zuzulächeln.
Er ist mein Sohn, mein treuer Knecht!
Er lebe! — denn ich bin gerecht.“

Dem Willen Gottes untertan
Steigt Raphael herunter,
Nimmt eines Arztes Bildung an
Und heilet durch ein Wunder.
Dein Fürst erseht — jauchz', Vaterland!
Gerettet durch des Himmels Hand.

Die Post schleicht nach Assyrien,
Wo Sanherib regieret
Und eben seine Königin
Vom Schlitten heimgeführt. —
„Ihr Durchlaucht! Ein Kurier!“ — „Herein!
Es werden Trauerbriefe sein.“

Schnell öffnet er den Brief, und liest,
Liest — ach! der Posten trübste —
Dass Josaphat am Leben ist —
Und flucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! — Pest über dich!
Zweitausend Taler schmerzen mich!!“

Bacchus im Triller

Trille! Trille! blind und dumm,
 Taub und dumm,
 Trillt den saubern Kerl herum!
 Manches Stück von altem Adel,
 Vetter, hast du auf der Nadel —
 Vetter, übel kommst du weg!
 Manchen Kopf mit Dampf gefüllet,
 Manchen hast du umgetrillet,
 Manchen klugen Kopf berülpet,
 Manchen Magen umgestilpet,
 Umgewälzt in seinem Speck.
 Manchen Hut krumm aufgesetzt,
 Manches Lamm in Wut gehebet,
 Bäume, Hecken, Häuser, Gassen
 Um uns Narren tanzen lassen.

Darum kommst du übel weg,
 Darum wirst auch du getrillet,
 Wirst auch du mit Dampf gefüllet,
 Darum wirst auch du berülpet,
 Wird dein Magen umgestilpet,
 Umgewälzt in seinem Speck,
 Darum kommst du übel weg.
 Trille! Trille! blind und dumm,
 Taub und dumm,

Trillt den saubern Kerl herum!
 Siehst, wie du mit unsern Zungen,
 Unserm Wiß bist umgesprungen,
 Siehst du jetzt, du lothrer Specht?
 Wie du uns am Seil gezwirbelt,
 Uns im Ring herumgewirbelt,
 Daß uns Nacht uns Auge grauste,
 Daß 's uns in den Ohren sauste —
 Vern's in deinem Käfigt recht;
 Daß wir vor dem Ohrgebrümmel
 Nimmer Gottes blauen Himmel,

Nimmer sahen Stock und Steine,
Knackten auf die lieben Beine.

Siehst du ißt, du lockrer Specht?
Dass wir Gottes gelbe Sonne
Für die Heidelberger Sonne,
Berge, Bäume, Türme, Schlösser
Angesehn für Schoppengläser,
Vernst du's ißt, du lockrer Specht?
Vern's in deinem Käfig recht.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,

Trillt den saubern Kerl herum!
Schwager, warst doch sonst voll Ränke,
Schwager, wo nun deine Schwänke,
Deine Pfiffe, schlauer Kopf?

Ausgepumpt sind deine Pfiffe,
Und zum Teufel sind die Kniffe!
Albern wie ein Stucker plaudern,
Wie ein Waschweib wirst du laudern,
Junker ist ein leichter Tropf.

Nun so weist du's — magst dich schämen,
Magst meintwegen Reißhaus nehmen,
Den Holunken Amor rühmen,
Dran er soll Exempel nehmen.

Fort, Bärnhäuter! tummle dich!
Unser Wis, aus Glas gekerbet,
Wie der Blix ist er zerkerbet;
Soll dich nicht der Triller treiben,
Lass die Narrenspossen bleiben!

Hast's verstanden? Denk' an mich!
Wüster Vogel! packe dich.

Bauernständchen

Mensch! Ich bitte, guck' heraus!
Kleben nicht zwö Stunden,
Steh' ich so vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.

's regnet was vom Himmel mag,
's g'mittert wie zum Jüngsten Tag,
 Pudelnas die Hosen!
Platschnas Rock und Mantel ei!
Rock und Mantel nagelneu,
 Alles dieser Losen.
Draußen, draußen Saus und Braus!
Mensch! ich bitte, guck' heraus.

Ei zum Henker, guck' heraus!
 Lösch mir die Laterne –
Weit am Himmel Nacht und Graus!
 Weder Mond noch Sterne.
Stoß' ich schier an Stein und Stock,
Reiße Wams und Überrock,
 Ach daß Gott erbarme!
Hecken, Stauden ringsumher,
Gräben, Hügel kreuz und quer,
 Breche Bein und Arme.
Draußen, draußen Nacht und Graus!
Ei zum Henker, guck' heraus!

Ei zum Teufel! guck' heraus!
 Höre mein Gesuche!
Beten, Singen geht mir aus,
 Willst du, daß ich fluche?
Muß ich doch ein Hans Dampf sein,
Frör' ich nicht zu Stein und Bein,
 Wenn ich länger bliebe?
Liebe, das verdank' ich dir,
Winterbeulen machst du mir,
 Du vertrackte Liebe!
Draußen, draußen Kalt und Graus!
Ei zum Teufel, guck' heraus!

Donner alle! Was ist das,
 Das vom Fenster regnet –
Garst'ge Here, Kotignas
 Hast mich eingeseget.

Regen, Hunger, Frost und Wind
 Leid' ich für das Teufelskind,
 Werde noch gehudelt!
 Wetter auch! Ich packe mich!
 Böser Dämon, tummle dich,
 Habe satt gedudelt!
 Draußen, draußen Saus und Brans!
 Fahre wohl — Ich geh' nach Haus.

Der Venuswagen

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
 Kommt und wimmelt scharenweis.
 Klingklang! Klingklang! was ich will verkünden,
 Höret, Kinder Prometheus'!

Welkes Alter — Rosenfrische Jugend,
 Warme Jungen mit dem muntern Blut,
 Spröde Damen mit der kalten Jugend,
 Blonde Schönen mit dem leichten Mut!

Philosophen — Könige — Matronen,
 Deren Ernst Kupidos Pfeile stumpft,
 Deren Jugend wankt auf schwanken Thronen,
 Die ihr (nur nicht über euch) triumpht.

Kommt auch ihr, ihr sehr verdächt'gen Weisen,
 Deren Seufzer durch die Tempel schwärmt,
 Stolz prunkieret, und vielleicht den leisen
 Donner des Gewissens überlärm,

Die ihr in das Eis der Bonzenträne
 Eures Herzens geile Flammen mumm,
 Pharisäer mit der Janusmiene!
 Tretet näher — und verstummt.

Die ihr an des Lebens Blumenschwelle
 In der Unschuld weißem Kleide spielt,
 Noch nicht wilder Leidenschaften Bälle,
 Unbefleckten Herzens feiner fühlt,

Die ihr schon gereift zu ihren Giften
Im herkul'schen Scheidweg stehend steht,
Hier die Göttin in den Ambradüften,
Dort die ernste Tugend seht,

Die ihr schon vom Taumeltisch berauschet
In die Arme des Verderbens springt,
Kommt zurücke, Jünglinge, und lauschet,
Was der Weisheit ernste Leier singt.

Euch zuletzt noch, Opfer des Gelustes,
Ewig nimmer eingeholt vom Lied,
Haltet still, ihr Söhne des Verlustes!
Zeuget wider die Verklagte mit. —

Klingklang! Klingklang! schimpflich hergetragen
Von des Pöbels lärmendem Hufsa!
Angesodet an den Hurenwagen
Bring' ich sie, die Meze Eupria.

Mand' Histörchen hat sie aufgespulet,
Seit die Welt um ihre Spindel treibt,
Hat sie nicht der Jahrzahl nachgebuhlet,
Die sich vom verbotnen Baume schreibt?

Hum! Bis hieher dachtest du's zu sparen?
Mamsell! Gott genade dich!
Wiss'! so sauber wirst du hier nicht fahren
Als im Arm von deinem Ludewig.

Noch so schelmisch mag dein Auge blinzen,
Noch so lächeln dein verherter Mund,
Diesen Richter kannst du nicht scharwenzgen
Mit gestohlner Mienen Gaukelbund.

Ja so heule — Meze, kein Erbarmen!
Streift ihr keck das seidne Hemdchen auf.
Auf den Rücken mit den runden Armen!
Grisch! und patzpatz! mit der Geißel drauf.

Höret an das Protokoll voll Schanden,
Wie's die Garst'ge beim Verhöre glatt

Weggelogen oder gleich gestanden
Auf den Zuspruch dieser Geißel hat.

Volkbeherrscher, Götter unterm Monde,
Machtumpanzert zu der Menschen Heil,
Hielt die Bublin mit dem Honigmunde
Eingemauert im Serail.

O da lernen Götter — menschlich fühlen,
Lassen sich fast sehr herab — zum Vieh,
Mögt ihr nur in Nasos Chronik wühlen,
Schnakisch steht's zu lesen hie.

Wollt ihr Herren nicht skandalisieren,
Werst getrost den Purpur in den Kot,
Wandelt wie Fürst Jupiter auf viere, —
So erspart ihr ein verschämtes Not.

Nebenbei hat diese Viehmaskierung
Manchem Zeus zum Wunder angepasst;
Heil dabei der weisen Volkregierung,
Wenn der Herrscher auf der Weide graßt!

Dem Erbarmen dorren ihre Herzen
(O auf Erden das Elysium),
Durch die Nerven bohren Höllenschmerzen,
Kehren sie zu wilden Tigern um.

Lose Buben mäkeln mit dem Fürstensegel,
Kreaturen vom gekrönten Tier,
Leihen dienstbar seiner Wollust Flügel
Und ermauscheln Kron' und Reich dafür.

Ja die Hure (laßt's ins Ohr euch flistern)
Bleibst auch selbst im Kabinett nicht stumm,
In dem Uhrwerk der Regierung nistern
Ofters Venusfinger um.

Blinden Fürsten dienet sie zum Stocke,
Blöden Fürsten ist sie Bibelbuch.
Kam nicht auch aus einem Weiberrocke
Einst zu Delphos Götterspruch?

Mordet! Raubet! Lästert, ja verübet
 Was nur greulich sich verüben läßt —
 Wenn ihr Lady Pythia betrübet,
 O so haltet eure Köpfe fest!
 Ha! wie manchen warf sie von der Höhe!
 Von dem Rumpf wie manchen Biederkopf!
 Und wie manchen hub die geile See,
 Fragt warum? — Um einen dicken Zopf.
 Dessen Siegesgeiz die Erde schrumpfte,
 Dessen tolle Diademenwut
 Gegen Mond und Sirius triumphte,
 Hoch gehoben von der Sklaven Blut,
 Dem am Markstein dieser Welt entsunken
 Jene seltne Träne war,
 Vom Saturnus noch nicht aufgetrunken,
 Nie vergossen, seit die Nacht gebar,
 Jenen Jüngling, der mit Riesenspanne
 Die bekannte Welt umgriff,
 Hielte sie zu Babylon im Banne,
 Und das — Weltpopanz entschlief.
 Manchen hat ins Elend sie gestrudelt,
 Eingetrillert mit Sirenenfang,
 Dem im Herzen warme Kraft gesprudelt
 Und des Ruhms Posaune göttlich klang.
 An des Lebens Festen leckt die Schlange,
 Geißelt Gift ins hüpfende Geblüt,
 Knochen dräuen aus der gelben Wange,
 Die nun aller Purpur flieht.
 Hohl und hager, wandelnde Gerippe,
 Keuchen sie in des Cocytus Boot.
 Gebt den Armen Stundenglas und Hippe,
 Huh! — und vor euch steht der Tod.
 Jünglinge, o schwöret ein Gelübde,
 Grabet es mit goldnen Ziffern ein:

Fliehet vor der rothichten Charybde,
Und ihr werdet Helden sein.

Tugend stirbet in der Phrynen Schoße,
Mit der Keuschheit fliegt der Geist davon,
Wie der Balsam aus zerknickter Rose,
Wie aus 'risnen Saiten Silberton.

Venus' Finger bricht des Geistes Stärke,
Spielet gottlos, rückt und rückt
An des Herzens feinem Räderwerke,
Bis der Seiger des Gewissens -- lügt.

Eitel ringt, und wenn es Schöpfung sprühete,
Eitel ringt das göttlichste Genie,
Martert sich an schlappen Saiten müde,
Wohlklang flieht aus toten Trümmern nie.

Manchen Greisen, an der Krücke wankend,
Schon hinunter mit erstarrtem Fuß
In den Abgrund des Avernus schwankend,
Nektete sie mit tödlich süßem Gruß,

Quälte noch die abgestumpften Nerven
Zum erstorbnen Schwung der Wollust auf,
Drängte ihn, die träge Kraft zu schärfen,
Frisch zu spornen zäher Säfte Lauf.

Seine Augen sprühen erborgte Strahlen,
Tödlich munter springt das schwere Blut,
Und die aufgejagten Muskeln prahlen
Mit des Herzens leglichem Tribut.

Neuverjüngt beginnt er aufzuwärmen,
All sein Wesen zuckt in einem Sinn,
Aber husch! entspringt sie seinen Armen,
Spottet ob dem matten Kämpfer hin.

Was für Unfug in geweihten Zellen
Hat die Here nicht schon angericht'?
Laßt des Doms Gemölbe Rede stellen,
Das den leisen Seufzer lauter spricht.

Manche Träne — aus Pandoras Büchse
Sieht man dort am Rosenkranze glühn,
Manchen Seufzer vor dem Kreuzfixe
Wie die Taube vor dem Stößer fliehn.

Durch des Schleiers vorgeschobne Riegel
Malt die Welt sich schöner, wie ihr wißt,
Phantasie leiht ihren Taschenspiegel,
Wenn das Kind das Paternoster küßt.

Siebenmal des Tages muß der gute
Michael dem starken Moloch stehn,
Beide prahlen mit gleich edlem Blute,
Jeder, wißt ihr, heißt den andern gehn.

Pub! da splittert Molochs schwächres Eisen!
(Armes Kind! wie bleich wirst du!)
In der Angst (wer kann es Vorsatz heißen?)
Wirft sie ihm die Zitternadel zu.

Junge Witwen — vierzigjäh'ge Zosen
Feuriger Komplexion,
Die schon lange auf — Erlösung hoffen,
Allzufrüh der schönen Welt entflohn,

Braune Damen — rabenschwarzen Haares,
Schwergeplagt mit einem stiechen Mann,
Fassen oft — die Hörner des Altares,
Weil der Mensch nicht helfen kann.

Fromme Wut begünstigt heiße Triebe,
Gibt dem Blute freien Schwung und Lauf
Ach, zu oft nur drückt der Gottesliebe
Aphrodite ihren Stempel auf.

Nymphomanisch schwärmet ihr Gebete
(Fragt Herrn Doktor Zimmermann),
Ihren Himmel — sagt! was gilt die Wette? —
Malt zum Küssen euch ein Titian! —

Selbst im Rathhaus hat sie's angesponnen,
Blauen Dunst Aträen vorgemacht,

Die geschwornen Richter halb gewonnen,
Ihres Ernstes Falten weggelacht.

Inquisitin ließ das Halstuch fallen,
Jeder meinte, sei von ohngefähr!
Pok! da liegt's wie Alpen schwer auf allen,
Närrisch spukt's um unsern Amtmann her.

Sprechet selbst — was war dem Mann zu raten?
Dies verändert doch den Statum sehr. —
„Inquisitin muß man morgen laden,
Heute geb' ich gütliches Verhör.“

Und — wär' nicht Frau Amtmännin gekommen
(Unserm Amtmann tracht's im sechsten Sinn),
Wär' der Balg ins trockne fortgeschwommen,
Dank sei's der Frau Amtmännin!

Auch den Klerus (denkt doch nur die Lese).
Selbst den Klerus hat sie kalumniert.
Aber gelt! — mit einem derben Stöße
Hat man dir dein Lügenmaul pitschiert?

Damen, die den Bettelsack nun tragen,
Ungeschickt zu weiterem Gewinnst,
Matte Ritter, die Schamade schlagen,
Invaliden in dem langen Dienst,

Sekt sie (wie's auch große Herren wissen)
Mit beschnittner Pension zur Ruh',
Oder schickt wohl gar die Vetterbissen
Ihrer Feindin — Weisheit zu.

(Weine, Weisheit, über die Rekruten,
Die dir Venus Aphrodite schickt,
Sie verhüllen unter frommen Kutten
Nur den Mangel, der sie heimlich drückt.

Würde Amors Talisman sie rühren,
Nur ein Hauch von Zypern um sie wehn —
O sie würden burtig desertieren
Und zur alten Fahne übergehn.) —

Sehet, und der Lüßlingin genüget
Auch nicht an des Torus geiler Brunst,
Selbst die Schranken des Geschlechts besieget
Unnatürlich ihre Schlangenkunst.

Denket — doch ob dieser Schandenliste
Reißt die Saite, und die Zunge stockt;
Fort mit ihr aufs schimpfliche Gerüste,
Wo das Nas den fernen Adler lockt.

Dorten soll mit Feuergriffel schreiben
Auf ihr Buhlinangesicht das Wort
Tod der Henker — so gebrandmarkt treiben
Durch die Welt die Erzbetrügerin fort.

So gebot der weise Venusrichter.
Wie der weise Venusrichter hieß?
Wo er wohnte? Wünscht ihr von dem Dichter
Zu vernehmen — so vernehmet dies:

Wo noch kein Europersegel brauste,
Kein Kolumb noch steuerte, noch kein
Kortez siegte, kein Pizarro hauste,
Wohnt auf einem Eiland — Er allein.

Dichter forschten lange nach dem Namen —
Vorgebürg des Wunsches nannten sie's,
Die Gedanken, die bis dahin schwammen,
Nannten's — das verlorne Paradies.

Als vom ersten Weibe sich betrügen
Ließ der Männer erster, kam ein Wasserstoß,
Niß, wenn Sagen Helikons nicht lügen,
Von vier Welten diese Insel los.

Einsam schwimmt sie im Atlant'schen Meere,
Manches Schiff begrüßte schon das Land,
Aber ach — die scheiternde Galeere
Ließ den Schiffer tot am Strand.

Vergleichung

Frau Kamlerin befiehlt, ich soll sie wem vergleichen;
 Ich sinne nach und weiß nicht, wem und wie.
 Nichts unterm Mond will mir ein Bildnis reichen --
 Wohl! mit dem Mond vergleich' ich sie.

Der Mond schminkt sich und stiehlt der Sonne Strahlen,
 Tut auf gestohlen Brot sich wunderviel zugut.
 Auch sie gewohnt, ihr Nachtgesicht zu malen,
 Und kokettiert mit einer Büchse Blut.

Der Mond - und das mag ihm Herodes danken!
 Verspart sein Bestes auf die liebe Nacht.
 Frau Kamlerin verzehrt bei Tag die Franken,
 Die sie zu Nachtzeit eingebracht.

Der Mond schwillt an und wird dann wieder mager,
 Wenn eben halt ein Monat über ist;
 Auch dieses hat Frau Kamlerin vom Schwager,
 Doch, sagt man, braucht sie längre Frist!

Der Mond prunkiert auf sein Paar Silberhörner,
 Und dieses macht er schlecht;
 Sie steht sie an Herrn Kamler gern,
 Und darin hat sie recht.

Die berühmte Frau

Epistel eines Ehemanns an einen andern

Beklagen soll ich dich? Mit Tränen bitterer Reue
 Wird Hymens Band von dir verflucht?
 Warum? Weil deine Ungetreue
 In eines andern Armen sucht,
 Was ihr die deinigen versagen?
 Freund, höre fremde Leiden an
 Und lerne deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
 Ein zweiter teilt? -- Beneidenswerter Mann!

Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte
 Vom Belt bis an der Mosel Strand,
 Bis an die Apenninenwand,
 Bis in die Vaterstadt der Moden
 Wird sie in allen Buden feilgeboten,
 Muß sie auf Diligencen, Paketbooten
 Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
 Kunstrichterlich sich mustern lassen,
 Muß sie der Brille des Philisters stehn
 Und, wie's ein schmuß'ger Aristarch befohlen,
 Auf Blumen oder heißen Kohlen
 Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
 Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte! —
 Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf
 Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
 Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte.

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
 Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
 Sie weiß warum? und tut sehr wohl daran.
 Mich kennt man nur als Ninons Mann.
 Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
 Erscheinst du, alle Zungen zischen?
 O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
 Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
 Beschert mir endlich eine Molkenkur
 Das rare Glück, den Platz an ihrer Linken —
 Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
 Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
 So kracht die Treppe schon von blau und gelben Rößen,
 Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päckten,
 Signiert: An die berühmte Frau.
 Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
 „Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!“
 Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
 Ihr erster Blick fällt — auf Rezensionen.

Das schöne blaue Auge — mir.
 Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier
 (Laut hört man in der Kinderstube weinen),
 Sie legt es endlich weg und fragt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet schon,
 Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
 Ein mürrisch ungeduldig Drohn
 Gibt der erschrocknen Jose Flügel.
 Von ihrem Pustisch sind die Grazien entflohn,
 Und an der Stelle holder Amorinen
 Sieht man Erinnern den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
 Und Mietkafaien springen von den Tritten,
 Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Briten,
 Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
 Großing und Kompanie, dem Z** Wundermann
 Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
 Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
 Und Ebmann heißt, wird vornehm angeblickt.
 Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen?
 Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
 Wie sehr er sie bewundre, sagen;
 Und darf's vor meinem Angesicht!
 Ich steh' dabei, und will ich artig heißen,
 Muß ich ihn bitten, mitzuspreisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Not,
 Da geht es über meine Flaschen!
 Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
 Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
 Mein schwer verdienter Bissen Brot
 Wird hungriger Schmaroßer Beute;
 O diese leidige vermaledeite
 Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
 Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
 Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,

Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
Erräthst du's nicht? Oh, ich versteh's genau!
Daß diesen Brillant von einer Frau
Ein solcher Pavian davongetragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern —
Ihr ist der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahreszeit ist so schön — zum Reisen.
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont sein!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch ist sie dort — in jenem bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenfragen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich wie in Charons Kahn gepaart,
Zur Schau sich stellen und zu Märkte tragen,
Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerrissne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängnis preisen! —
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach wie so schnell bist du entflohen!
Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgetanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzensfehlerin,
Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;

Das süße Wort: Ich liebe dich!
 Sprach aus dem holden Augenpaare.
 So führt' ich sie zum Traualtare —
 O wer war glücklicher als ich!
 Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
 Sah lachend mich aus diesem Spiegel an,
 Mein Himmel war mir aufgetan.
 Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
 In ihrem Kreis die Schönste sie,
 Die Glücklichste von allen sie,
 Und mein durch Seelenharmonie,
 Durch ewig festen Bund der Herzen.
 Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen! —
 Ein großer Mann — ein schöner Geist.
 Der große Mann tut eine That! — und reißt
 Mein Kartenhaus vom Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich nun? — Beweinenswerter Tausch!
 Erwacht aus diesem Wonnerausch,
 Was ist von diesem Engel mir geblieben?
 Ein starker Geist in einem zarten Leib,
 Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
 Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
 Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
 Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
 Um kümmerlich dem Stärkern nachzukriechen,
 Dem schöneren Geschlecht entflohn,
 Herabgestürzt von einem Thron,
 Des Reizes heiligen Mysterien entweichen,
 Aus Entheas goldnem Buch gestrichen
 Für — einer Zeitung Gnadenlohn!

Der Metaphysiker

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
 Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
 Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen,
 So nahe an des Himmels Zelt!“

So ruft von seines Turmes Dache
 Der Schieferdecker, so der kleine große Mann
 Hans Metaphysikus in seinem Schreibgemache.
 Sag' an, du kleiner großer Mann:
 Der Turm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
 Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
 Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höh'n,
 Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu sehn?

Die Weltweisen

Der Sak, durch welchen alles Ding
 Bestand und Form empfangen,
 Der Kloben, woran Zeus den Ring
 Der Welt, die sonst in Scherben ging,
 Vorsichtig aufgehangen —
 Den nenn' ich einen großen Geist,
 Der mir ergründet, wie er brist,
 Wenn ich ihm nicht drauf helfe;
 Er heist: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
 Der Mensch geht auf zwei Füßen,
 Die Sonne scheint am Firmament —
 Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
 Durch seine Sinne wissen.
 Doch wer Metaphysik studiert,
 Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
 Weiß, daß das Masse feuchtet
 Und daß das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
 Der Held besteht Gefahren,
 Der brave Mann tut seine Pflicht
 Und tat sie, ich verbehl' es nicht,
 Eh' noch Weltweise waren;
 Doch hat Genie und Herz vollbracht,
 Was Vot' und Des Cartes nie gedacht —

Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trost der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing' der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele,
Nur in dem Ganzen wirkt er:
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band.“
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Epigrammatisches

Das Muttermal

Mann

Sieh, Schäkchen, wie der Bub' mir gleicht,
Selbst meine Narbe von den Pocken!

Frau

Mein Engel, das begreif' ich leicht:
Bin auch 'nmal recht an dir erschrocken.

Die Messiade

Religion beschenkte dies Gedicht;
Auch umgekehrt? — Das fragt mich nicht.

Klopstock und Wieland,
als ihre Silhouetten nebeneinander hingen

Gewiß! bin ich nur überm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst schrieb dieser Mann für mich.
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Ihn darf auch unsereiner lieben,
Komm, linker Mann! Ich küsse dich.

Spinoza

Hier liegt ein Eichbaum umgerissen,
Sein Wipfel tat die Wolken küssen,
Er liegt am Grund -- warum?

Die Bauren hatten, hör' ich reden,
 Sein schönes Holz zum Bau'n vonnöten
 Und rissen ihn deswegen um.

Grabchrift eines gewissen -- Physiognomen

Ves Geistes Kind im Kopf gelesen,
 Konnt' er auf jeder Nase lesen:
 Und doch — daß er es nicht gewesen,
 Den Gott zu diesem Werk erlesen,
 Konnt' er nicht auf der seinen lesen.

Aktäon

Wart'! deine Frau soll dich betrügen,
 Ein andrer soll in ihren Armen liegen,
 Und Hörner dir hervor zum Kopfe blühn!
 Entsetzlich, mich im Bad zu überraschen
 (Die Schande kann kein Ätherbad verwaschen)
 Und mir nichts, dir nichts — fortzuzieh'n.

Zuversicht der Unsterblichkeit
 Zum neuen Leben ist der Tote hier erstanden,
 Das weiß und glaub' ich festiglich.
 Mich lehren's schon die Weisen abnden,
 Und Schurken überzeugen mich.

Der Würtemberger

Der Name Württemberg
 Schreibt sich von Wirt am Berg —
 Ein Würtemberger ohne Wein,
 Kann der ein Würtemberger sein?

Quirl

Euch wundert, daß Quirls Wochenblatt
 Heut um ein Heft gewonnen hat,
 Und hörtet doch den Stadtausrufer sagen,
 Daß Brot und Rindfleisch aufgeschlagen.

Gespräch

- A. Hört, Nachbar, muß Euch närrisch fragen.
Herr Doktor Sänstel, hör' ich sagen,
Ist Euch noch frisch und ganz,
Wenn zu Paris gar herben Tanz
Herr Onkle tat am Pferdeschwanz,
Und hat doch 'n Kurfürsten totg'schlagen?
- B. Drum seid auch nicht so bretterdumm!
Das macht, er hat Euch 'n Diplom,
Das tät' jener nicht haben.
- A. Ei! 'n Diplom!
Kauft sich das auch in Schwaben?

An Personen

An Ferdinand Moser

Selig ist der Freundschaft himmlisch Band,
Sympathie, die Seelen Seelen trauet,
Eine Träne macht den Freund dem Freund bekannt
Und ein Auge, das ins Auge schauet;
Selig ist es, jauchzen, wenn der Freund
Jauchzet, weinen mit ihm, wenn er weint.

An Georg Scharffenstein

Sangir liebte seinen Selim zärtlich
Wie du mich, mein Scharffenstein;
Selim liebte seinen Sangir zärtlich
Wie ich dich, mein lieber Scharffenstein!

An Heinrich Ortb

O Knechtschaft,
Donnerton dem Ohre,
Nacht dem Verstand und Schneefengang im Denken,
Dem Herzen quälendes Gefühl.

An Christian Weckberlin

Auf ewig bleibt mit dir vereint
Der Arzt, der Dichter und dein Freund.

An Körner

In dessen Exemplar der Anthologie

Ihr waret nur für wenige gesungen,
Und wenige verstanden euch.
Heil euch! Ihr habt das schönste Band geschlungen.
Mein schönster Lorbeer ist durch euch errungen –
Die Ewigkeit vergesse euch!

An Henriette von Arnim

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erster Anblick war – Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug!
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur – Schein,
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Mieten, die wir ziehn.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen:
Der, rufen wir, der muß es sein!
Wir hoffen es – und es ist Stein.

Den edeln Trieb, der weichgeschaffne Seelen
Magnetisch aneinanderhängt –
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen zwingt –
Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,

Durch den wir uns der Gottheit näher wagen
 Und leichter sich das Paradies entbehrt —
 Den edlen Trieb — du hast ihn ganz empfunden,
 Der Freundschaft seltenes schönes Los ist dein.
 Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
 Hast du gesucht — du hast gefunden,
 Die Freundin eines Freundes zu sein.

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen.
 Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein.
 Spät führte das Verhängnis uns zusammen,
 Doch ewig soll das Bündnis sein.
 Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben,
 Mein Herz allein ist mein Verdienst.
 Dich zu verdienen, will ich streben —
 Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennst.

H. v. L. ins Stammbuch

Hier, wo deine Freundschaft guten Menschen
 Ihre bessern Schätze aufgebäuft,
 Wenn der Geiz mit nimmerfatten Wünschen,
 Durst'gen Blicken totes Gold durchschweift,
 Hier willst du ein Bürgerrecht mir geben —
 Haben wir uns denn gekannt?
 Knüpft ein flüchtiges Vorüberschweben
 Der Empfindung ewig festes Band?
 Schnell verfleigt der Morgentraum des Lebens,
 Ach und eines Menschen Herz ist klein,
 Und wir sammeln für den Traum des Lebens
 Geizig wie für ein Jahrtausend ein.
 Diese Habsucht, würdig schöner Seelen,
 Nie auf dieser Welt wird sie gestillt.
 So viel Schätze können wir nicht zählen,
 Einen nur hieß uns der Himmel wählen,
 Unser Ebenbild.

An Karoline Schmidt
mit dem „Don Carlos“

Kein Lebender und keine Lebende
Sah diesem Bild, der süßen Sympathie
Und Freundschaft aufgestellt. Aus nicht vorhandenen Welten
Entlehnte es — ich kannte dich noch nie
Ein volles Herz und warme Phantasie.
Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
In deinem Herzen mächtig widerklingt,
Aus deinem Auge schöne Tränen zwingt,
Wenn es in stillen schwärmerischen Stunden
In sanfter Nübrung dich erweicht,
So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt' er ein lebend Bild gefunden,
Das deinem, Karoline, gleicht.

An Karl Graf

Die Kunst lehrt die geadelte Natur
Mit Menschentönen zu uns reden,
In toten seelenlosen Oden
Verbreitet sie der Seele Spur.
Bewegung zum Gedanken zu beleben,
Der Elemente totes Spiel
Zum Rang der Geister zu erheben,
Ist ihres Strebens edles Ziel.
Nehmt ihm den Blumenkranz vom Haupte,
Womit der Kunst wohlthät'ge Hand
Das bleiche Trauerbild umlaubte,
Nehmt ihm das prangende Gewand,
Das Kunst ihm umgetan — was bleibt der Menschen Leben?
Ein ewig Fliehn vor dem nachtheilenden Geschick,
Ein langer letzter Augenblick!
O wieviel schöner, als der Schöpfer sie gegeben,
Gibt ihm die Kunst die Welt zurück!

An Jens Baggesen

In frischem Dufte, in ew'gem Lenz,
 Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
 Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
 Im Lied des Sängers unvergänglich blühen.
 An Tugenden der Vorgeslechter
 Entzündet er die Folgezeit,
 Er sitzt, ein unbestodner Wächter,
 Im Vorhof der Unsterblichkeit.
 Der Kronen schönste reicht der Richter
 Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

In das Folioalbum eines Kunstfreundes

Die Weisheit wohnte sonst auf großen Foliobogen,
 Der Freundschaft war ein Taschenbuch bestimmt;
 Jetzt, da die Wissenschaft ins kleinre sich gezogen
 Und leicht, wie Kork, in Almanachen schwimmt,
 Hast du, ein hochbeherzter Mann,
 Dies ungeheure Haus den Freunden aufgetan.
 Wie? Fürchtest du denn nicht, ich muß dich ernstlich fragen,
 An soviel Freunden allzu schwer zu tragen?

An Demoiselle Eleyoigt

bei ihrer Verbindung mit Herrn Dr. Sturm, von einer
 mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen

Zieh, holde Braut, mit unserm Segen,
 Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
 Wir sahen mit entzücktem Blick
 Der Seele Anmut sich entfalten,
 Die jungen Reize sich gestalten
 Und blühen für der Liebe Glück.
 Dein schönes Los, du hast's gefunden,
 Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
 Dem süßen Gott, der dich gebunden:
 Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu teuren Pflichten, zarten Sorgen,
 Dem jungen Busen noch verborgen,
 Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
 Der Kindheit tändelnde Gefühle,
 Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
 Sie bleiben fliehend hinter dir;
 Und Hymens ernste Fessel bindet,
 Wo Amor leicht und flatternd hüpfst.
 Doch für ein Herz, das schön empfindet,
 Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst du das Geheimnis wissen,
 Das immer grün und unzerrissen
 Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
 Es ist des Herzens reine Güte,
 Der Anmut unverwelkte Blüte,
 Die mit der holden Scham sich paart,
 Die, gleich dem heitern Sonnenbilde,
 In alle Herzen Wonne lacht,
 Es ist der sanfte Blick der Milde,
 Und Würde, die sich selbst bewacht.

An August von Goethe

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
 Erstes, köstlichstes — dich rühmend des Vaters zu freu'n.
 Jeko kennest du nur des Freundes liebende Seele,
 Wenn du zum Manne gereift, wirst du die Worte verstehn.
 Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühlen
 An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
 Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
 Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf.
 Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
 Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.

An Amalie von Imhoff

Unter der Tanzenden Reihn eine Trauernde wandelt Kassandra,
 Mit dem Lorbeer Apolls kränzt sie die göttliche Stirn.
 Auch die Trauer ist schön, wenn sie göttlich ist, und mit der Freude
 Möge lieblich gesellt wandeln der heilige Ernst.

An Karl Theodor von Dalberg
 mit dem „Wilhelm Tell“

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien
 Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt,
 Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
 Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
 Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
 Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
 Den Anker löst, an dem die Staaten hängen,
 – Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
 Sich selbst genug nicht fremden Guts begehrt,
 Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
 Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
 Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet,
 Das ist unsterblich und des Liedes wert.
 Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen:
 Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.

An Christian von Mecheln

Uerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
 Ist die Natur! die Kunst ist unerschöpflich wie sie.
 Heil dir, würdiger Greis! Für beide bewahrst du im Herzen
 Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Los.

Vermischte Gedichte

Die Winternacht

Ade! Die liebe Herrgotts-sonne gehet,
Gradüber tritt der Mond!
Ade! Mit schwarzem Rabenflügel wehet
Die stumme Nacht ums Erdenrund.

Nichts hör' ich mehr durchs winternde Gefilde
Als tief im Felsenloch
Die Marmelquell', und aus dem Wald das wilde
Geheul des Uhus hör' ich noch.

Im Wasserbette ruhen alle Fische,
Die Schnecke kriecht ins Dach,
Das Hündchen schlummert sicher unterm Tische,
Mein Weibchen nickt im Schlafgemach.

Euch Brüderchen von meinen Bubentagen
Mein herzliches Willkomm!
Ihr sitzt vielleicht mit traulichem Behagen
Um einen teutschen Krug herum.

Im hochgefüllten Deckelglase malet
Sich purpurfarb die Welt,
Und aus dem goldnen Traubenschaume strahlet
Vergnügen, das kein Neid vergällt.

Im Hintergrund vergangner Jahre findet
Nur Rosen euer Blick,
Leicht, wie die blaue Knasterwolke, schwindet
Der trübe Gram von euch zurück.

Vom Schaukelgaul bis gar zum Dokterbute
 Stört ihr im Zeitbuch um
 Und zählt nunmehr mit federleichtem Mute
 Schweißtropfen im Gymnasium.

Wie manchen Fluch -- noch mögen unterm Boden
 Sich seine Knochen drehn --
 Terenz erpreßt, trotz Herrn Minellis Noten,
 Wie manch verzogen Maul gesehn.

Wie ungestüm dem grimmen Vanderamen
 Des Buben Herz geklopft;
 Wie ihm, sprach ist der Rektor seinen Namen,
 Der helle Schweiß aufs Buch getropft. --

Wohl red't man auch von einer -- e -- gewissen --
 Die sich als Frau nun spreißt,
 Und mancher will der Lector baß nun wissen,
 Was doch ihr Mann baß -- gar nicht weißt.

Nun liegt dies all im Nebel hinterm Rücken,
 Und Bube heißt nun Mann,
 Und Friedrich schweigt der weiseren Perücken,
 Was einst der kleine Frits getan.

Man ist -- Pok gar! -- zum Doktor ausgesprochen,
 Wohl gar -- beim Regiment!
 Und hat vielleicht -- doch nicht zu früh, gerochen,
 Daß Plane -- Seifenblasen sind.

Hauch' immer zu -- und laß die Blasen springen;
 Bleibt nur dies Herz noch ganz!
 Und bleibt mir nur -- errungen mit Gefängen --
 Zum Lohn ein teutscher Lorbeerkranz.

Männerwürde

Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
 Wer's sagen kann, der springe
 Frei unter Gottes Sonn' einher
 Und hüpf' hoch und singe.

Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinuntersteigen.

Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
Geht 's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir: Du bist ein Mann!
Und küsse sie so lieber.

Und röter wird das Mädchen dann,
Und 's Nieder wird ihr enge.
Das Mädchen weiß: ich bin ein Mann!
Drum wird ihr 's Nieder enge.

Wie wird sie erst um Gnade schrein,
Ertapp' ich sie im Bade!
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein —
Wie schrie sie sonst um Gnade?

Ich bin ein Mann! mit diesem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpicht ich erscheine.

Und dieses goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürstin holde.
Nicht ruft sie — habt indessen Wacht,
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann! das könnt ihr schon
An meiner Leier riechen,
Sie braust dahin im Siegeston,
Sonst würde sie ja kriechen.

Aus ebendiesem Schöpferfluß,
Woraus wir Menschen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig ist auf Erden.

Tyrannen haßt mein Talisman
 Und schmettert sie zu Boden,
 Und kann er's nicht, führt er die Bahn
 Freiwillig zu den Toten.

Den Perfer hat mein Talisman
 Am Granikus bezwungen,
 Roms Wollüstlinge Mann für Mann
 Auf deutschen Sand gerungen.

Seht ihr den Römer stolz und kraus
 In Afrika dort sitzen?
 Sein Aug' speit Feuerflammen aus,
 Als säht ihr Hefla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemut,
 Gibt manches zu verstehen.
 „Sprich, du hättest auf Karthagos Schutz
 Den Marius gesehen!“

So spricht der stolze Römersmann,
 Noch groß in seinem Falle.
 Er ist nichts weiter als ein Mann,
 Und vor ihm zittern alle.

Drauf taten seine Enkel sich
 Ihr Erbteil gar abdreben
 Und huben jeder männiglich
 Anmutig an, zu kräben.

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
 Die Elenden, sie haben
 Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
 Des Himmels beste Gaben.

Und schlendern elend durch die Welt,
 Wie Kürbisse, von Buben
 Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
 Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein, von einem Ebemikus
Durch die Rictori' getrieben --
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht
Und zittern, es zu sehen --
Und dürften sie, und können nicht,
Da möchten sie vergehen.

Drum fliehn sie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird sie betrüben --
Wer keinen Menschen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Drum tret' ich frei und stolz einher
Und brüste mich und singe:
Ich bin ein Mann! wer ist es mehr?
Der hüpfе hoch und springe.

An einen Moralisten

Was zürnst du unsrer frohen Jugendweise
Und lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
Du starrest in des Winters Eise
Und schmältest auf den goldnen Mai.

Einst, als du noch das Nymphenvolt bekriegtest,
Ein Held des Karnevals den deutschen Wirbel flogst,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegtest
Und Nektarduft von Mädchenlippen sogst --

Ha, Seladon! wenn damals aus den Achsen
Gewichen wär' der Erde schwerer Ball,
Im Liebesknäul mit Julien verwachsen
Du hättest überhört den Fall!

O denk' zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne: die Philosophie
Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen,
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.

Wohl, wenn ins Eis des flügelnden Verstandes
 Das warme Blut ein bißchen muntre springt!
 Laß den Bewohnern eines bessern Landes,
 Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwingt doch der irdische Gefährte
 Den gottgebornen Geist in Kerfermauern ein:
 Er wehrt mir, daß ich Engel werde —
 Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.

Ein Vater an seinen Sohn

Wie die Himmelslüfte mit den Rosen
 An den Frühlingsmorgen zärtlich kosen,
 Kind, so schmeichelt dir
 Ist das äufre Glück in deinen Jugendtagen,
 Tränen sahst du nur; noch rangen keine Klagen
 Sich aus deiner Brust herfür.

Aber sieh! der Hain, der kaum entzückt,
 Neigt sich, plötzlich rast der Sturm, zerknickt
 Liegt die Rosenblum'!
 O so ist es, Sohn, mit unsern Sinnesfreuden,
 Unserm Golde, unsern lichten Herrlichkeiten,
 So mit unserm Glitterruhm.

Mur des Höchsten Abglanz, der Gerechte,
 Welcher in dem schröcklichen Gefechte
 Zwischen Lust und Pflicht
 Jener sich entringt, der höhern Weisheit Stimme
 Folget, trotz der Selbstsucht heißem Grimme,
 Die sein Herz mit Schwertern sicht —

Dessen Wollust trägt von hier die Wahre
 Nicht, es löscht sie nicht der Strom der Jahre,
 Nicht die Ewigkeit:
 Angeleuchtet könnt' er in den letzten Blicken
 Und vom Weltenumsturz angeschwungen sitzen
 Ohne Menschenbangigkeit.

Das Spiel des Lebens

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen;
Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,
Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer:
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpfet, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen:
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolz fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft — so, Freundin, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst getan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem troken kann.

Froh taumelst du im süßen Überzählen
 Der Blumen, die um deine Pfade blühen,
 Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
 Die du gewonnen hast, dahin.
 Sei glücklich in dem lieblichen Betrüge,
 Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
 Ein trauriges Erwachen dich herab.
 Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
 So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
 Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
 Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
 Welk werden sie zu deinen Füßen liegen,
 Je näher dir, je näher ihrem Grab!

Zum Geburtstage der Frau Griesbach

Mach' auf, Frau Griesbach! ich bin da
 Und klopfe an deine Türe.
 Mich schickt Papa und die Mama,
 Daß ich dir gratuliere.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
 Zu deines Tages Feier;
 Denn alles, wie die Mutter spricht,
 Ist so entsetzlich teuer.

Sag' selbst, was ich dir wünschen soll;
 Ich weiß nichts zu erdenken.
 Du hast ja Küch' und Keller voll,
 Nichts fehlt in deinen Schränken.

Es wachsen fast dir auf den Tisch
 Die Spargel und die Schoten,
 Die Stachelbeeren blühen frisch,
 Und so die Reineclauden.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein:
 Die schmecken gar zu süße;
 Und wenn sie werden zeitig sein,
 So Sorge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mädest du
 Und gibst den Hühnern Futter;
 Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
 Und gibt dir Milch und Butter.

Es haben alle dich so gern,
 Die Alten und die Jungen,
 Und deinem lieben, braven Herrn
 Ist alles wohl gelungen.

Du bist wohlauf; Gott Lob und Dank!
 Mußt's auch fein immer bleiben;
 Ja, höre, werde ja nicht krank,
 Daß sie dir nichts verschreiben!

Nun lebe wohl! ich sag' Ade.
 Gelt, ich war heut bescheiden?
 Doch könntest du mir, eh' ich geh',
 'ne Butterbemme schneiden.

Prolog

Sie — die, gezeugt aus göttlichem Geschlechte,
 In hoher königlicher Rechte
 Den unbestochnen Spiegel trägt —
 Hervorgewälzt aus ihren Finsternissen,
 Aus krummen Falten vorgerissen,
 Der Menschheit Ungeheuer schlägt,

Die große Kunst, mit Spott und Schrecken zu belehren,
 Die in den Strom des Lichts den kühnen Pinsel taucht,
 Gleich unbarmherzig Thronen und Galeeren,
 Den Firnis von dem Laster haucht,
 Die mit Bewunderung und einer warmen Träne
 Die unterdrückte Tugend ehrt,

Dem Faumentanz der Harlekine
 Mit heilsamem Gelächter wehrt,
 Die unser Herz mit Zauberschlägen rühret,
 Der Menschlichkeit erloschnen Funken weckt,

An Rosenketten zu dem Himmel führet,
Mit Donnern vor dem Abgrund schreckt,

Die Göttin, die der ernstern Tugend
In das noch weiche Herz der Jugend
Mit Schwesterhand die Pfade gräbt,
Den Mann, erdrückt von den Gewichten
Des Kammers und der Bürgerpflichten,
Durch edle Spiele neubelebt --

Sie -- gleichgeschickt, zu stürmen und zu lächeln,
Sie läßt sich heut mit sanfterm Lächeln
Zu deiner Kinder Kreis herab.
Sie steht uns bei, dein Wiegenfest zu schmücken,
Sie leibet jekt dem kindlichen Entzücken
Die Harfe und den Zauberstab.

Wir fühlen sie -- und folgen ihrem Wink.
Verschmähe nicht, o Vater, das Geschenke,
Das Dankbarkeit aus unserm Herzen preßt.
Du führtest uns zum Silberquell der Musen,
Du gossst das Gefühl in unsre zarte Busen
Wir bringen hier die Frucht zu deinem Fest.

Prolog zur Wiedereröffnung des Theaters in
Weimar am 8. November 1787

Der Frühling kam. Wir flohen in die Ferne.
Der großen Freudegeberin Natur
Verließen wir den schönen Schauplatz gerne.
Sie flieht, und schmucklos liegt die Flur.
Ein düstrer Flur sinkt auf die Erde nieder,
Sie flieht -- und wir erscheinen wieder.
An ihre Freuden wagen wir
Die unsrigen bescheiden anzuschließen,
Das hange Lebewohl von ihr
Vielleicht durch unsre Spiele zu versüßen,
Durch frohen Scherz und ein gefühltes Lied
Des Winters traur'ge Mächte zu betrügen

Und edle Menschen edel zu vergnügen;
Was Mode, Zwang und Schicksal schied,
Durch süße Angst und monnevoll's Weinen
In Banden schöner Gleichheit zu vereinen,
Auf wen'ge Augenblicke nur
Der Menschheit schönes Jubelfest zu feiern,
Den süßen Stand noch einmal zu erneuern,
Den ersten Stand der heiligen Natur.
Wir, die mit Zittern vor dem Pöbel
Der Aferkenner uns gewagt —
Wir haben Ihnen unverzagt,
Wir stehen kühn und dreist vor Ihnen!
Wir fürchten nichts. Nur kleine Geister spotten
Des zagenden Talentes: sie allein
Sind reich durch fremde Armut, rein
Durch fremde Schuld; sie brauchen mühsam durch
Verkleinerung der andern sich zu heben.
Der große Mann verachtet nicht!
Der gnädigste von allen Richtern ist
Der Kenner. Was der große Mann vermißt,
Ersetzt er gern von seinem Überflusse.
Er winkt mit freundlich-sanftem Grusse
Dem zagenden Talent hervor,
Mit großmuthsvollem Wohlgefallen
Trägt er die junge Kunst empor.
In seine Hände bitten wir zu fallen;
Doch schweige über uns — der Tor!

Dies Haus und diese glänzende Versammlung
Sah unsern Anfang — und verzieh;
Was wir geworden, wurden wir durch sie.
Wir geben ihr, was sie uns gab, zurücke. — — —
Wird sie die Blume, die sie selbst
Mit eigner Hand gezogen, die
Zu ihren Füßen dankbar blüht, zertreten?
Das wird sie nicht! — In Wüsten, wo man sie nicht suchte,
Erfreut uns eine wilde Rose mehr,

Als in Hesperiens verschwenderischen Gärten
Ein ganzes Blumenbeer.

Die Muse, noch zu furchtsam, sich zu zeigen,
Schickt mich voran – ein Sinnbild ihrer Schwäche
Und ihrer Schüchternheit – ein Kind!

Was Männer nicht erbitten dürfen, darf
Ein Kind vielleicht erleben. Seine Unschuld
Besitzt, entwaffnet den gerührten Richter:

Die fürchterliche Waage sinkt
Aus seinen Händen. Er vergißt, daß er
Gerecht sein wollte, und vergeiht.

Die Priesterinnen der Sonne

Zum 50 Jenner 1788

von einer Gesellschaft Priesterinnen überreicht

Der Tag kam, der der Sonne Dienst

Auf ewig enden sollte;

Wir sangen ihr das letzte Lied,

Und Quirós schöner Tempel glüht?

In ihrem letzten Golde.

Da trat vor unsern starren Blick,

Wie Himmlische gebildet,

Umflossen von äther'schem Licht,

Ein Weib mit ernstem Angesicht,

Durch sanften Gram gemildet.

„Der Sonne Dienst ist aus!“ rief sie,

Und ihre Zähren fließen.

„Lösch“, ruft sie, „eure Fackeln aus!

Von nun an wird kein irdisch Haus,

Kein Tempel mich verschließen.

Altar und Tempel stürzen ein,

Ich will mir befre wählen:

Zerstreuet euch durch Land und Meer,

In keinen Mauern sucht mich mehr,

Sucht mich in schönen Seelen.

Wo künftig meine Gottheit wohnt,

Soll euch dies Zeichen sagen:

Seht ihr in einer Fürstin Brust

Für fremde Leiden, fremde Lust

Ein Herz empfindend schlagen,

Seht ihr der Seele Widerschein

In schönen Blicken leuchten

Und Tränen süßer Sympathie,

Entlockt durch süße Harmonie,

Ihr sprechend Aug' besuchten;

Darf sich zu ihrem weichen Ohr

Die kühne Wahrheit wagen,

Und ist sie stolzer, Mensch zu sein,

Mit Menschen menschlich sich zu freu'n,

Als über sie zu ragen;

Noch groß, wenn statt dem Purpurkleid

Ein Hirtenkleid sie deckte,

Noch liebenswert durch sie allein,

Wenn ihrer Hoheit Zauberschein

Auch Schmeichler nie erweckte;

Durchbebt in ihrer Gegenwart

Euch niegefühlte Wonne

Da, Priesterinnen, betet an!

Da zündet eure Fackeln an!

Da findet ihr die Sonne!"

Die Göttin spricht's und schwindet hin,

Der Altar stürzt zusammen;

Schnell löscht das heil'ge Feuer aus;

In Trümmern liegt das Sonnenhaus,

Und Nuito steht in Flammen.

Fern, fern von unserm Vaterland

Durchirrten wir die Meere,

Durchzogen Hügel, Thal und Fluß,

Und endlich setzten wir den Fuß

Auf diese Hemisphäre.

Da sahen wir mit Grazien
Die Musen sich vereinen;
Wir folgten diesem Götterzug:
Sie senkten ihren sanften Flug
Herab zu diesen Hainen.

„Zwei Fürstentöchter wollen wir,“
Sie riefen's mit Entzücken,
„Zwei Fürstentöchter sanft und gut,
In ihren Busen Götterglut,
Mit diesem Kranze schmücken.“

Fühlt ihr die nahe Gotttheit nicht,
Die wir im Tempel feiern?
Das Zeichen, Schwestern, ist erfüllt!
Hier vor der Sonne schönem Bild
Laßt uns den Dienst erneuern!

Zerstreute Epigramme

1. Das Höchste

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich
lehren,
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

2. Sines

Immer zerreißt den Kranz des Homer und zählt die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur!

3. Unsterblichkeit

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschst, unsterblich zu leben?
 Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

4. Der Strupel

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu sagen erlaubt sei?
Was ein züchtiges Herz leise zu thun dir erlaubt.

5. Der Dichter an seine Kunstrichterin

Zürne nicht auf mein fröhliches Lied, weil die Wange dir brennet!
Nicht was ich las — was du denkst, hat sie mit Purpur gefärbt.

6. Zeus zu Herkules

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

7. Deutschland und seine Fürsten

Große Monarchen erzeugtest du und bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehobende groß.

Aber versuch' es, o Deutschland, und mach' es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

8. An die Frommen

Fort, fort mit eurer Torheit! Laßt mir lieber
Das, was ihr Weisheit nennt, mit sadem Spott!
Herzlos ist eure Andacht kaltes Fieber,
Kopfslos ist nur ein Popanz euer Gott.

9. Die beste Staatsverfassung

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

10. An die Gesetzgeber

Setzt immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
Will; im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

11. Würde des Menschen

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen geht ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

12. Das Ehrwürdige

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne achten:
Immer in Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

13. Falscher Studiertrieb

O wieviel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

14. Jugend

Einer Charis erfreuet sich jeder im Leben; doch flüchtig,
Hält nicht die himmlische sie, eilet die irdische fort.

15. Quelle der Verjüngung

Glaubt mir, es ist kein Märchen: die Quelle der Jugend, sie
rinnet

Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst.

16. Der Naturkreis

Alles, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche; so kehret
Auch zum Kinde der Greis, kindisch und kindlich, zurück.

17. Der Genius mit der umgekehrten Fackel

Lieblieh sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

18. Tugend des Weibes

Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glüd in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genügt dem Weib: sie ist da, sie erscheinet;
Lieblieh dem Herzen, dem Aug' lieblieh erscheine sie stets!

19. Weibliches Urteil

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urteil ist seine
Liebe: wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

20. Forum des Weibes

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Taten;
Aber über den Mann sprecht das richtende Wort.

21. Das weibliche Ideal

An Amanda

Überall weidhet das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
Weidhet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende
Scheibe,

Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Dufte.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig notwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz, du bist ewig nur Eines,
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

22. Die schönste Erscheinung

Sahst du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
 Niemals hast du die Schönheit gesehn.
 Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
 Niemals hast du die Freude gesehn!

23. Der griechische Genius

An Meyer in Italien

Tausend andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
 Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

24. Erwartung und Erfüllung

In den Ozean schiffst mit tausend Masten der Jüngling;
 Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

25. Das gemeinsame Schicksal

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und
 Meinung;
 Aber es bleibet indes dir sich die Locke wie mir.

26. Menschliches Wirken

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
 Doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf.

27. Der Vater

Wirke, soviel du willst, du stehst doch ewig allein da,
 Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

28. Liebe und Begierde

Recht gesagt, Schloffer! Man liebt, was man hat, man begehrt,
 was man nicht hat;
 Denn nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehrt.

29. Güte und Größe

Nur zwei Tugenden gibt's. O wären sie immer vereinigt:
 Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

30. Der Fuchs und der Kranich

An F. Nicolai

Den philosoph'schen Verstand lud einst der Gemeine zu Tische;
Schüsseln, sehr breit und flach, setzt' er dem Hungrigen vor.
Hungrig verließ die Tafel der Gast, nur dürstige Bißlein
Fasste der Schnabel; der Wirt schluckte die Speisen allein.
Den gemeinen Verstand lud nun der abstrakte zu Weine,
Einen enghalsigen Krug setzt' er dem Durstigen vor.
„Trink nun, Bester!“ So sprach und mächtig schlürfte der
Langhals;
Aber vergebens am Rand schnuppert' das tierische Maul.

31. Die Urne und des Skelett

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leben,
Und du töricht Geschlecht stellst in das Leben den Tod.

32. Das Regiment

Das Gesetz sei der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrsche die Sitte darin.

Kenien von Schiller und Goethe

1. Der ästhetische Dorschreiber

Halt, Passagiere! Wer seid ihr? Wes Standes und Charakters?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

2. Kenien

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für
minder.

Sperre du immer! wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

3. Visitator

Öffnet die Koffers! Ihr habt doch nichts Kontrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

4. Kenien

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei
Taschen

Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

5. Der Mann mit dem Klingelbeutel

Messieurs! Es ist der Gebrauch: wer diese Straße bereiset,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.

6. Helf Gott

Das verwünschte Gebettel! Es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutscher fahr zu!

7. Der Glückstopf

Hier ist Messe, geschwind, packt aus und schmücket die Bude,
Kommt, Autoren, und zieht, jeder versuche sein Glück!

8. Die Kunden

Wenige Treffer sind gewöhnlich in solchen Butiken;
Doch die Hoffnung treibt frisch und die Neugier herbei.

9. Das Widerwärtige

Dichter und Liebende schenken sich selbst; doch Speise voll Ekel,
Dringt die gemeine Natur sich zum Genuße dir auf!

10. Das Desideratum

Hättest du Phantasie und Wiß und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu sein!

11. Für Töchter edler Herkunft

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

12. Der Teleolog

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

13. Der Antiquar

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

14. Der Kenner

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolikapf machte mich glücklich und reich.

15. Erreurs et verité

Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck:
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrtum, den brachtest du fort!

16. Der Prophet

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

17. Das Amalgama

Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

18. Belsazer ein Drama

König Belsazer schmaust in dem ersten Akte, der König
Schmaust in dem zweiten, es schmaust fort bis zu Ende der
Fürst.

19. Gewisse Romanhelden

Ohne das mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst du,
Künstler wie keiner mehr ist, einen vollendeten Geck.

20. Pfarrer Eollenius

Still doch von deinen Pastoren und ihrem Zosenfranzösisch,
Auch von den Zosen nichts mehr mit dem Pastorenlatein!

21. Jamben

Jambe nennt man das Tier mit einem kurzen und langen
Fuß, und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

22. Neuste Schule

Ehmals hatte man einen Geschmack. Nun gibt es Geschmäcke;
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

23. An deutsche Bauleustige

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist manches bei euch schon kamtschadalisch genug.

24. Affiche

Stille kneteten wir Salpeter, Koblen und Schwefel,
Bobrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

25. Zur Abwechslung

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreun.

35. Prosaische Reimer

Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie sad und wie leer dein *caput mortuum* ist.

36. Jean Paul Richter

Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate, wie jener
Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert.

37. An seinen Lobredner

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leibest?
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

38. Feindlicher Einfall

Fort ins Land der Philister, ihre Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reise papierene Saat!

39. Nekrolog

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der liebste:
Wer sich lieset in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.

40. Bibliothek schöner Wissenschaften

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet;
Sicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

41. Die neuesten Geschmacksrichter

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

42. An Schwäger und Schmierer

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht
legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

43. Guerre ouverte

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch.
Krieg verlangtet ihr ja; führt ihn nun offen, den Krieg!

44. An gewisse Kollegen

Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen,
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr!

45. An die Herren M. D. P.

Euch bedaur' ich am meisten, ihr wähltest gerne das Gute,
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil versagt.

46. Der Kommissarius des Jüngsten Gerichts

Nach Kalabrien reist er, das Arsenal zu besuchen,
Wo man die Artillerie giebt zu dem Jüngsten Gericht.

47. J- b

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit, und schlüpfrig zu steigen;
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

48. Die Stockblinden

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube sehen viel schärfer;
Aber mit welchem Organ philosophirt denn das Volk?

49. Analytiker

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute
nur abschält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.

50. Der Geist und der Buchstabe

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen;
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch
ziehen.

51. Wissenschaftliches Genie

Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder,
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

52. Die bornierten Köpfe

Etwas nützet ihr doch: die Vernunft vergift des Verstandes
Schränken so gern, und die stellet ihr redlich uns dar.

53. Bedientenpflicht

Rein zuerst sei das Haus, in welchem die Königin einzieht.
 Frisch denn, die Stuben gefegt! dafür, ihr Herrn, seid ihr da.

54. Ungebühr

Aber, erscheint sie selbst — hinaus vor die Türe, Gesinde!
 Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

55. An Kant

Vornehm nennst du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig.
 Vornehm philosophiert, heißt: wie Notüre gedacht.

56. Der kurzweilige Philosoph

Eine spaßhafte Weisheit doziert hier ein lustiger Doktor,
 Bloß dem Namen nach Ernst, und in dem lustigsten Saal.

57. Verfehlter Beruf

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallt,
 Das auf höherm Gerüst hätte zu glänzen verdient.

58. Das philosophische Gespräch

Einer, das höret man wohl, spricht nach dem andern, doch keiner
 Mit dem andern; wer nennt zwei Monologen Gespräch?

59. Das Privilegium

Dichter und Kinder, man gibt sich mit beiden nur ab, um zu spielen.
 Nun, so erbofet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

60. Literarischer Zodiacus

Jeko, ihr Distichen, nehmt euch zusammen! es tut sich der
 Tierkreis
 Graugend euch auf; mir nach, Kinder! wir müssen hindurch.

61. Zeichen des Widders

Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den Führer der Schafe;
 Aus dem Dufischen Pferd springet er trotzig hervor.

62. Zeichen des Stiers

Nebenan gleich empfängt euch sein Namensbruder; mit stumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, stößt euch der hallische Dchs.

63. Zeichen des Fuhrmanns

Alsobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager.
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.

64. Zeichen der Zwillinge

Kommt ihr den Zwillingen nah, so spricht nur: Gelobet sei J -
E - ! „In Ewigkeit!“ gibt man zum Gruß euch zurück.

65. Zeichen des Bärs

Nächst daran strecket der Bär zu K** die bleiernen Taten
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

66. Zeichen des Krebses

Geht mir dem Krebs in B*** aus dem Weg! manch Ibrisches
Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs, kneipte die Schere zu Tod.

67. Zeichen des Löwen

Jeko nehmt euch in acht vor dem wackern eutinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn euch nicht verwunde den Fuß!

68. Zeichen der Jungfrau

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu
Weimar!
Schmolzt sie auch oft - wer verzeiht Laimen der Grazie nicht?

69. Zeichen des Raben

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet!
Das nekrologische Tier setzt auf Kadaver sich nur.

70. Zeichen der Veronice

Sehet auch, wie ihr in S*** den groben Häusten entschlüpfet,
Die Veronices Haar striegeln mit eisernem Kamm!

71. Zeichen der Waage

Zeig' wäre der Ort, daß ihr die Waage beträtet;
 Aber dies Zeichen ward längst schon am Himmel vermißt.

72. Zeichen des Skorpions

Aber nun kommt ein böses Insekt aus G — b — n her,
 Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

73. Ophiuchus

Drohend hält euch die Schlange' jetzt Ophiuchus entgegen;
 Fürchtet sie nicht! es ist nur der getrocknete Balg.

74. Zeichen des Schützen

Seid ihr da glücklich vorbei, so naht euch dem zielenden Hofrat
 Schüs nur getroßt: er liebt und er versteht auch den Spaß.

75. Gans

Laßt sodann ruhig die Gans in L***g und G***a gagagen!
 Die beißt keinen, es quält nur ihr Geschnatter das Ohr.

76. Zeichen des Steinbocks

Im Vorbeigehn stukt mir den alten berlinischen Steinbock!
 Das verdrüßt ihn; so gibt's etwas zu lachen fürs Volk.

77. Zeichen des Pegasus

Aber seht ihr in W**** den Grad ad Parnassum, so bittet
 Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.

78. Zeichen des Wassermanns

Ubrigens haltet euch ja von dem Dr***r Wassermann ferne,
 Daß er nicht über euch hergieße den Elbestrom aus!

79. Eridanus

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
 Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

80. Fische

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzers Zisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

81. Der fliegende Fisch

Neckt euch in Breslau der fliegende Fisch, erwartet's geduldig!
In sein wäſſrichtes Reich zieht ihn Neptun bald hinab!

82. Glück auf den Weg

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' sie verschwiegen;
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!

83. Die Aufgabe

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich erraten.
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Eborizonten, auch hier!

84. Wohlfeile Achtung

Selten erhaben und groß und selten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer, der Mensch, und wird geehrt und geliebt.

85. Das deutsche Reich

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

86. Deutscher Nationalcharakter

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

87. Donau in B**

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triften, aber verschämt bleibt die Charis zurück.

88. An den Leser

Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.

89. Gewissen Lesern

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalzen; verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

90. Dialogen aus dem Griechischen

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** E***,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutschet.

91. Der Ersak

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.

92. Der moderne Halbgott

Christlicher Hercules, du ersticktest so gerne die Riesen;
Aber die heidnische Brut steht, Herculis! noch fest.

93. Echaris

Ist dies die Frau des Künstlers Vulkan? Sie spricht von dem
Handwerk,
Wie es des Notüriers adliger Hälfte geziemt.

94. Nachbildung der Natur

Was nur einer vermag, das sollte nur einer uns schildern:
Voss nur den Pfarrer und nur Jffland den Förster allein.

95. Nachäffer

Aber da meinen die Pfuscher, ein jeder Schwarzroth und Grünroth
Sei auch an und für sich unsrer Beschauung schon wert.

96. Klingklang

In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt,
In der Philosophie treibt er es psäffisch so fort.

97. An gewisse Umschöpfer

Nichts soll werden das Etwas, daß Nichts sich zu Etwas gestalte?
Laß das Etwas nur sein! nie wird zu Etwas das Nichts.

98. Aufmunterung

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis jeglicher sich wundernd ans Fenster begibt.

99. Das Brüderpaar

Als Kentaurern gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.

100. K**

Höre den Tadler! Du kannst, was er noch vermißt, dir erwerben;
Jenes, was nie sich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.

101. Der Leviathan und die Epigramme

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser;
Aber versuch' es einmal, Fisch, in den Lüften mit uns!

102. Luise von Bopß

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu hordchen,
Abmt ein Säng' er wieder Töne des Altertums nach.

103. Jupiters Kette

Hängen auch alle Schmierer und Reimer sich an dich, sie ziehen
Dich nicht hinunter; doch du ziehst sie auch schwerlich hinauf.

104. Aus einer der neuesten Episteln

Klopstock, der ist mein Mann, der in neue Phrasen gestoßen,
Was er im höllischen Psuhl Hohes und Großes vernahm.

105. B**s Taschenbuch

Eine Kollektion von Gedichten? Eine Kollekte
Nenn' es, der Armut zulieb und bei der Armut gemacht.

106. Ein deutsches Meisterstück

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das einzige nur fehlt noch: es ist kein Gedicht.

107. Unschuldige Schwachheit

„Unsre Gedichte nur trifft dein Spott?“ O schämet euch glücklich,
 Daß das Schlimmste an euch eure Erdichtungen sind.

108. Das Neueste aus Rom

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
 Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

109. Deutsches Lustspiel

Toren hätten wir wohl, wir hätten Fragen die Menge;
 Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

110. Das Märchen

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
 „Nun, und was machen sie denn alle?“ Das Märchen, mein
 Freund.

111. Frivole Neugier

Das verlobnte sich auch, den delphischen Gott zu bemühen,
 Daß er dir sage, mein Freund, wer der Armenier war.

112. Beispielsammlung

Nicht bloß Beispielsammlung, nein, selber ein warnendes Beispiel,
 Wie man nimmermehr soll sammeln für guten Geschmack.

113. Mit Erlaubnis

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangst du
 Das Vergnügen umsonst, daß man den Nachbar veriert?

114. Der Sprachforscher

Anatomieren magst du die Sprache, doch nur ihr Kadaver;
 Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Skalpell.

115. Geschichte eines dicken Mannes

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
 Da es, wie Rezensent rühmet, die Blähungen treibt.

116. Anekdoten von Friedrich II.

Von dem unsterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in diesen
Blättern der zehen mal zehn tausendste sterbliche Friß.

117. Literaturbriefe

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben;
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.

118. Gewisse Melodien

Dies ist die Musik fürs Denken! Solang man sie hört, bleibt man
eiskalt;
Wier, fünf Stunden darauf macht sie erst rechten Effekt.

119. Überschriften dazu

Frostig und herzlos ist der Gesang, doch Säng' und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

120. Der böse Geselle

Dichter, bitte die Musen, vor ihm dein Lied zu bewahren!
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.

121. Karl von Karlsberg

Was der berühmte Verfasser des „menschlichen Elends“ verdiene?
Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehn.

122. Schriften für Damen und Kinder

„Bibliothek für das andre Geschlecht, nebst Fabeln für Kinder,“
Also für Kinder nicht, nicht für das andre Geschlecht.

123. Dieselbe

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man schriebe für
Männer
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind!

124. Gesellschaft von Sprachfreunden

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr büßet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?

125. Der Purist

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
 Nun, so sage doch, Freund, wie man „Pedant“ uns verdeutscht.

126. Vernünftige Betrachtung

Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet,
 Und es versammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.

127. An**

Gerne plagt' ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen:
 Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump.

128. An***

Mein! Du erbittest mich nicht. Du hörtest dich gerne verspottet,
 Hörtest du dich nur genannt: darum verschon' ich dich, Freund.

129. Garve

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
 O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwäger verhasst!

130. Auf gewisse Anfragen

Ob dich der Genius ruft? ob du dem rufenden folgest?
 Ja, wenn du mich fragst -- nein! Folge dem rufenden nicht!

131. Stofßgebet

Vor dem Aristokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
 Und vor dem Sanseülot auch mit Epauletten und Stern.

132. Distinktionszeichen

„Unbedeutend sind doch auch manche von euren Gedichtchen!“
 Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und
 Punkt.

133. Die Adressen

Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber; doch nichts ist
 Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst sein Paket.

134. Schöpfung durch Feuer

Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer gehören,
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer entstehn.

135. Mineralogischer Patriotismus

Jedermann schürfte bei sich auch nach Basalten und Lava,
Denn es klingt nicht schlecht: hier ist vulkanisch Gebirg!

136. Kurze Freude

Endlich zog man sie wieder ins alte Wasser herunter,
Und es löscht sich nun bald dieser entzündete Streit.

137. Triumph der Schule

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister,
Künstlich zu teilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

138. Die Möglichkeit

Liegt der Irrtum nur erst, wie ein Grundstein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kommt er an Tag.

139. Wiederholung

Hundertmal werd' ich's euch sagen und tausendmal: Irrtum ist
Irrtum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.

140. Wer glaubt's?

„Newton hat sich geirrt!“ Ja, doppelt und dreifach! „Und wie
denn?“
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.

141. Der Welt Lauf

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben sie schweigend sich drein.

142. Hoffnung

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt späte sie doppelt zurück.

143. Exempel

Schon ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich, Phlogiston! Balde,
O Newtonisch Gespenst, folgst du dem Brüderchen nach.

144. Der letzte Märtyrer

Auch mich bratet ihr noch als Huf vielleicht! aber wahrhaftig,
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

145. Menschlichkeiten

Leidlich hat Newton gesehen, und falsch geschlossen; am Ende
Blieb er, ein Brit, verstockt, schloß er, bewies er so fort.

146. Und abermals Menschlichkeiten

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu schließen,
Referierten getrost, was er auch sah und bewies.

147. Der Widerstand

Aristokratisch gesinnt ist mancher Gelehrte: denn gleich ist's,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

148. Neueste Farbentheorie von Wünsch

Gelbrot und Grün macht das Gelbe, Grün und Violblau das
Blaue.
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt!

149. Das Mittel

„Warum sagst du uns das in Versen?“ Die Verse sind wirksam;
Spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die Ohren euch zu.

150. Moralische Zwecke der Poesie

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!“ So darfst denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

151. Sektionswut

Lebend noch exenterieren sie euch, und seid ihr gestorben,
Passet im Nekrolog noch ein Profektor euch auf.

152. Kritische Studien

Schneidet, schneidet, ihr Herrn, durch Schneiden lernet der
Schüler;

Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muß leihn!

153. Naturforscher und Transzendental-Philosophen

Feindschaft sei zwischen euch! noch kommt das Bündnis zu frühe:

Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit
erkannt.

154. An die voreiligen Verbindungsstifter

Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem andern;

Wandeln nur beide gerade, finden sich beide gewiß.

155. Der treue Spiegel

Keiner Bach, du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem
Auge

Näher; so seh' ich die Welt, ***, wenn du sie beschreibst.

156. Nicolai

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,

Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

157. Der Wichtige

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,

Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab.

158. Der Plan des Werks

Meine Reif' ist ein Faden, an dem ich drei Lustra die Deutschen

Nützlich führe, so wie formlos die Form mir's gebent.

159. Formalphilosophie

Allen Formen macht er den Krieg; er weiß wohl, zeitlebens

Hat er mit Müh' und Not Stoff nur zusammengekleppt.

160. Der Todfeind

Willst du alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod!

161. Philosophische Querköpfe

„Querkopf!“ schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel;
„Leerkopf!“ schallt es darauf lustig zum Walde heraus.

162. Empirischer Querkopf

Armer empirischer Teufel! du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber: es ist, ach! a priori so dumm.

163. Der Quellenforscher

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

164. Derselbe

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig; drum, herrliche
Donau,
Spürt dir der Häfcher so lang nach, bis er feicht dich ertappt.

165. N. Reisen XI. Bd., S. 177

A propos Tübingen! Dort sind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten; auch dort gibt man die Horen heraus.

166. Der Glücklich

Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaschest
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besiehst.

167. Verkehrte Wirkung

Nährt sonst einen der Schlag, so stockt die Zunge gewöhnlich;
Dieser, solange gelähmt, schwast nur geläufiger fort.

168. Pfahl im Fleisch

Menne Lessing nur nicht! der Gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

169. Die Horen an Nicolai

Unsere Reihen störtest du gern, doch werden wir wandeln;
Und du tappe denn auch, plumper Geselle, so fort!

170. Fichte und Er

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du auf leichtem Kahn schwankst und Heringe fängst.

171. Briefe über ästhetische Bildung

Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit ist wahrlich nicht Tugend an dir.

172. Modephilosophie

Lächerlichster, du nennst das Mode, wenn immer von neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.

173. Das grobe Organ

Was du mit Händen nicht greiffst, das scheint dir Blinden ein
Uding,
Und betastet du was, gleich ist das Ding auch beschmukt.

174. Der Lastträger

Weil du vieles geschleppt und schleppst und schleppen wirfst,
meinst du:
Was sich selber bewegt, könne vor dir nicht bestehn.

175. Die Weidtasche

Reget sich was, gleich schießt der Jäger; ihm scheint die
Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.

176. Das Unentbehrliche

Könnte Menschenverstand doch ohne Vernunft nur bestehen,
Nickel hätte fürwahr menschlichsten Menschenverstand.

177. Die Kenien

Was uns ärgert — du gibst mit langen entsetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiserubrik.

187. Verfehlter Beruf

Schreckensmänner wären sie gerne, doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mächtige Schriften zerfleischt.

188. An mehr als einen

Erst habt ihr die Großen beschmaußt, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarozer doch nie dankbar dem Wirte gesehn.

189. Das Requisit

Lange werden wir euch noch ärgern und werden euch sagen:
Nöte Kappen, euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.

190. Verdienst

Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen,
Fritz Nicolai, sehr viel hast du dabei doch verdient.

191. Umwälzung

Nein, das ist doch zu arg! Da läufst auch selbst noch der Kantor
Von der Orgel, und ach! psuscht auf den Klaven des Staats.

192. Der Halbvogel

Fliegen möchte der Strauß; allein er rudert vergeblich,
Ungeschickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

193. Der letzte Versuch

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche wollt' es nicht lesen;
Gehn die Journale nicht ab, dann ist auch alles vorbei.

194. Kunstgriff

Schreib die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

195. Dem Großsprecher

Ofters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nicht
wirken –
Auch jetzt wirkst du nichts; nimm nur das Maul nicht so voll!

196. Mottoes

Sehe nur immer Mottoes auf deine Journale, sie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.

197. Sein Handgriff

Auszuziehen versteh' ich und zu beschmuhen die Schriften,
Dadurch mach' ich sie mein, und ihr bezahlt sie mir.

198. Die Mitarbeiter

Wie sie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieser
Pfeife zu tanzen, es ist auch, beim Apollo! kein Spaß.

199. Unmögliche Vergeltung

Deine Kollegen verschreist und plünderst du! Dich zu verschreien
Ist nicht nötig, und nichts ist auch zu plündern an dir.

200. Das züchtige Herz

Gern erlassen wir dir die moralische Delikatesse,
Wenn du die zehn Gebot' nur so nordürftig befolgst.

201. Abheben

Heuchler, ferne von mir! Besonders du wideriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List.

202. Der Hansierer

Ja das fehlte nur noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer sich nun Kr**er nach Frankreich begibt!

203. Deutschlands Revanche an Frankreich

Manchen Lafai schon verkauftet ihr uns als Mann von Be-
deutung;
Gut! wir spedieren euch hier Kr**** als Mann von Verdienst.

204. Der Patriot

Daß Verfassung sich überall bilde, wie sehr ist's zu wünschen;
Aber ihr Schwäcker verhelst uns zu Verfassungen nicht!

205. Die drei Stände

Sagt, wo steht in Deutschland der Sauscülott? In der Mitte;
Unten und oben besitzt jeglicher, was ihm behagt.

206. Die Hauptsache

Jedem Besitzer das Seine, und jedem Regierer den Rechtsinn!
Das ist zu wünschen; doch ihr, beides verschafft ihr uns nicht.

207. Anacharsis der Zweite

Anacharsis dem Ersten nahm ihr den Kopf weg, der Zweite
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariser, zu euch.

208. Historische Quellen

Augen leih dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschieht,
Ohren der Taube: du bist, Deutschland, vortrefflich bedient.

209. Der Almanach als Bienenkorb

Lieblichen Honig geh' er dem Freund; doch nahet sich täppisch
Der Philister, ums Ohr sauf' ihm der stechende Schwarm!

210. Etymologie

Ominos ist dein Nam', er spricht dein ganzes Verdienst aus:
Gerne verschafftest du, ging' es, dem Pöbel den Sieg.

211. Ausnahme

„Warum tadelst du manchen nicht öffentlich?“ Weil er ein
Freund ist.

Wie mein eigenes Herz tadl' ich im stillen den Freund.

212. Die Insekten

„Warum schiltst du die einen so hundertfach?“ Weil das Ge-
schmeiße,

Rührt sich der Wedel nicht stets, immer dich leckt und dich sticht.

213. Einladung

„Glaubst du denn nicht, man könnte die schwache Seite dir
zeigen?“

Tu es mit Laune, mit Geist, Freund, und wir lachen zuerst.

214. Warnung

Unser liegen noch tausend im Hinterhalt; daß ihr nicht etwa,
Nüßt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt!

215. An die Philister

Freut euch des Schmetterlings nicht: der Bösewicht zeugt euch
die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl, fast aus der Schüssel, verzehrt.

216. Hausrecht

Keinem Gärtner verdent' ich's, daß er die Sperlinge scheuchet;
Doch nur Gärtner ist er, jene gebar die Natur.

217. *Carrus virum miratur inanes*

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf Himmel: Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!

218. Kalender der Mufen und Grazien

Mufen und Grazien! oft habt ihr euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perücke gebracht.

219. Taschenbuch

Viele Läden und Häuser sind offen in südlichen Ländern,
Und man sieht das Gewerbe, aber die Armut zugleich.

220. Vossens Almanach

Immer zu, du redlicher Voss! Beim neuen Kalender
Nenne der Deutsche dich doch, der dich im Jahre vergißt.

221. Schillers Almanach von 1796

Du erhebst uns erst zu Idealen und stürzest
Gleich zur Natur uns zurück; glaubst du, wir danken dir das?

222. Das Paket

Mit der Eule gesiegelt? Da kann Minerva nicht weit sein!
Ich erbreche, da fällt „von und für Deutschland“ heraus.

223. Das Journal Deutschland

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.

224. Reichsanzeiger

Edles Organ, durch welches das Deutsche Reich mit sich selbst
spricht —
Geistreich, wie es hineinschallet, so schallt es heraus.

225. A. d. Ph.

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jakob, der Kutscher, regiert.

226. A. d. B.

Zehnumal gelefne Gedanken auf zehnumal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebnem Blei stumpfer und bleierner Wis.

227. A. d. Z.

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen; doch leider
Kehrt uns Aglaia den Zeil, den ich nicht nennen darf, zu.

228. Deutsche Monatschrift

Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig! und bist du,
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt?

229. G. d. Z.

Dich, o Dämon, erwart' ich und deine herrschenden Launen!
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.

230. Urania

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, schreibt.

231. Merkur

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesell-
schaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

232. Horen. Erster Jahrgang

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.

233. Minerva

Trocken bist du und ernst, doch immer die würdige Göttin,
Und so leibest du auch gerne den Namen dem Hest.

234. Journal des Luxus und der Moden

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beide
Weist du zu fördern: du bist ewig des Beifalls gewiß.

235. Dieser Musenalmanach

Nun erwartet denn auch für seine bezüglichen Gaben,
Liebe Kollegen, von euch unser Kalender den Dank.

236. Der Wolfische Homer

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück!

237. M * * *

Weil du doch alles beschreibst, so beschreib uns zu gutem Beschlusse
Auch die Maschine noch, Freund, die dich so fertig bedient.

238. Herr Leonhard * *

Deinen Namen les' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Ist es dein Name nur, Freund, den man in allen vermißt.

239. Pantheon der Deutschen. 1. Bd.

Deutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt;
Jene gaben den Stoff, diese die Worte des Buchs.

240. Borussia

Sieben Jahre nur währte der Krieg, von welchem du singest?
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

241. Guter Rat

Accipe facundi Culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positus, arma virumque canas.

242. Reineke Fuchs

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

243. Menschenhaß und Neue

Menschenhaß? Nein, davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Neue, die hab' ich gefühlt.

244. Schinks Faust

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so profaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

245. An Madame B'' und ihre Schwestern

Jetzt noch bist du Sibylle, bald wirst du Parze; doch, fürcht' ich,
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.

246. Almanjaris und Amanda

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz, und Almanjaris tobet?
Jene ist tugendhaft, Freund, diese beweiset, sie sei's.

247. B''

Wäre Natur und Genie von allen Menschen verehret,
Sag', was bliebe, Phantast, denn für ein Publikum dir?

248. Erholungen. Zweites Stück

Daß ihr seht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiemit euch die Vernichtung gereicht.

249. Dem Zudringlichen

Ein vor allemal willst du ein ewiges Leben mir schaffen?
Mach' im zeitlichen doch mir nicht die Weile so lang.

250. Höchster Zweck der Kunst

Schade fürs schöne Talent des herrlichen Künstlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Kreuzifir uns gemacht!

251. Zum Geburtstag

Möge dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

252. Unter vier Augen

Viele rühmen, sie habe Verstand; ich glaub's: für den einen,
Den sie jedesmal liebt, hat sie auch wirklich Verstand.

253. Charade

Nichts als dein Erstes fehlt dir, so wäre dein Zweites genießbar;
Aber dein Ganzes, mein Freund, ist ohne Salz und Geschmack.

254. Frage in dem Reichsanzeiger,

W. Meister betreffend

Zu was Ende die welschen Namen für deutsche Personen?
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk?

255. Göschen an die deutschen Dichter

Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Lokation! Habt nur einstweilen Geduld!

256. Verleger von P** Schriften

Eine Maschine besitz' ich, die selber denkt, was sie druckt;
Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.

257. Josephs II. Diktum an die Buchhändler

Einem Käsehandel verglich er eure Geschäfte?

Wahrlich, der Kaiser, man sieht's, war auf dem Leipziger
Markt.

258. Preisfrage

der Akademie nützlicher Wissenschaften

Wie auf dem u fortan der teure Schnörkel zu sparen?

Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt.

259. Hörsäle auf gewissen Universitäten

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert;
Wohl! Denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!

260. Der Virtuose

Eine hohe Noblesse bedien' ich heut mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.

261. Sachen, so gesucht werden

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibt
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell' Lettres getan.

262. Französische Lustspiele von Dyt

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst wißig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.

263. Buchhändler-Anzeige

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung zu
kennen;
Um zwölf Groschen Kurant wird sie bei mir jetzt verkauft.

264. Auktion

Da die Metaphysik vor kurzem unbeerbt abging,
Werden die Dinge an sich morgen sub hasta verkauft.

265. Gottesurteil

(Zwischen einem Göttinger und Berliner)

Öffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeter, ge-
blasen!
Almanachsritter, heraus gegen den Ritter vom Sporn!

266. Sachen, so gestohlen worden

(Immanuel Kant spricht)

Zwanzig Begiffe wurden mir neulich diebisch entwendet;
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein I. K. darauf.

276. Pegasus, von ebendemselben

Meine zarte Natur schockiert das grelle Gemälde;
Aber, von Langbein gemalt, mag ich den Teufel recht gern.

277. Das ungleiche Verhältniß

Unsre Poeten sind leicht; doch das Unglück ließ' sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! so entseßlich viel Geist.

278. Menger

Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den
Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!

279. Gelehrte Zeitungen

Wie die Nummern des Lotto, so zieht man hier die Autoren,
Wie sie kommen, nur daß niemand dabei was gewinnt.

280. Übertreibung und Einseitigkeit

Daß der Deutsche doch alles zu einem Äußersten treibet,
Für Natur und Vernunft selbst, für die nüchterne, schwärmt!

281. Neueste Behauptung

Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen!
Denn sie verstehen bloß, charakteristisch zu sein.

282. Griechische und moderne Tragödie

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das
Herz so;
Jene setzt in Affekt, darum beruhigt sie so.

283. Entgegengesetzte Wirkung

Wir Modernen, wir gehn erschüttert, gerührt aus dem Schau-
spiel;
Mit erleichterter Brust hüpfte der Griech: heraus.

284. Die höchste Harmonie

Odipus reißt die Augen sich aus, Jokaste erkennt sich,
Beide schuldlos: das Stück hat sich harmonisch gelöst.

285. Aufgelöstes Rätsel

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht:

Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

286. Gefährliche Nachfolge

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit

Laut zu sagen: sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

287. Kenien

Muse, wo führst du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter?

Hast du vergessen, daß wir nur Monodistischen sind?

288. Muse

Desto besser! Geflügelt wie ihr, dünnleibig und lustig,

Seele mehr als Gebein, wischt ihr als Schatten hindurch.

289. Acheronta movebo

Hölle, jetzt nimm dich in acht! Es kommt ein Reisebeschreiber,

Und die Publizität deckt auch den Acheron auf.

290. Sterilemque tibi, Proserpina, vaccam

Hefate! Keusche! Dir schlacht' ich „Die Kunst, zu lieben“ von
Manfo;

Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe gewußt.

291. Elpenor

Muß ich dich hier schon treffen, Elpenor? Du bist mir gewaltig

Vorgelaufen! und wie? gar mit gebrochnem Genick?

292. Unglückliche Eilfertigkeit

Ah, wie sie „Freiheit“ schrien und „Gleichheit“, geschwind wollt'
ich folgen,

Und weil die Trepp' mir zu lang deuchte, so sprang ich vom Dach.

293. Achilles

Normals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;

Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

294. Trost

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill! Es lebet dein Name
In der Bibliothek schöner Sientien hoch.

295. Seine Antwort

Lieber möcht' ich fürwahr dem Armsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer sein, wie du erzählst.

296. Frage

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten und wie?

297. Antwort

Freilich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

298. Frage

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peléus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich lieft?

299. Antwort

Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des G*** herrliche Saiten belebt.

300. Ajax

Ajax, Telamons Sohn! So mußt'est du selbst nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Rezension?

301. Tantalus

Jahrelang steh' ich so hier, zur Hippokrene gebüdet,
Lechzend vor Durst; doch der Quell, will ich ihm kosten, zerrinnt.

302. Phlegyasque misserrimus omnes admonet

O ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt.

505. Die dreifarbigte Kokarde

Wer ist der Wütende da, der durch die Hölle so brüllet
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust?

506. Agamemnon

Bürger Odysseus! Wohl dir! Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe und steckt keine drei Farben dir an.

505. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme
Köpfe schaffet euch an, ihr Liebden! Tut es beizeiten!
Wer nicht hat, er verliert auch, was er hat, noch dazu!

506. Sisyphus

Auch noch hier nicht zur Ruh', du Unglücksel'ger! Noch immer
Rollst du bergauf wie einst, da du regiertest, den Stein!

507. Euler

Hüben über den Urnen! Wie anders ist's, als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.

508. Haller

Ach! wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen!
Einige werden belohnt, aber die meisten verzeihn.

509. Moses Mendelssohn

Ja! Du siehst mich unsterblich! – „Das hast du uns ja in dem
Phädon
Längst bewiesen.“ Mein Freund, freue dich, daß du es siehst!

510. Der junge Werther

„Worauf lauerst du hier?“ – Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgemacht über mein Leiden gefreut.

511. L***

„Edler Schatten, du zürnst?“ – Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein läßt im Frieden nicht ruhn.

312. Dioskuren

Einen wenigstens hoffst ich von euch hier unten zu finden;
Aber beide seid ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich.

313. Unvermutete Zusammentunft

Sage, Freund, wie find' ich denn dich in des Todes Behausung?
Ließ ich doch frisch und gesund dich in Berlin noch zurück!

314. Der Leichnam

Ah, das ist nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht;
Aber es schiffte schon längst über den Lethe der Geist.

315. Peregrinus Proteus

Siehst du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens
bedanken,
Aber er tat mir zuviel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

316. Lucian von Samosata

Nun, Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt.

317. Geständnis

Rede leiser, mein Freund. Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt.

318. Alcibiades

Kommst du aus Deutschland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich
ein solcher
Hasenfuß bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt?

319. Martial

Kenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ist man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?

320. Kenien

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäſſrichten Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermut nur hilft.

321. Einer aus dem Chor (fängt an, zu rezitieren)

„Wahrlich, nichts Lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht
voll sind
Von Gebäcknem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt.“

322. Vorschlag zur Güte

Teilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwei Duzend,
Und wer Asthanar sang, nehme noch diese von mir.

323. Muse zu den Kenien

Aber jetzt rat' ich euch, geht! sonst kommt noch gar der Gorgona
Frake oder ein Band Oden von Haschka hervor.

324. An die Freier

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen, und hier ist zu den Ringen der Plak.

Notivtafeln

von Schiller und Goethe

1. Der moralische und der schöne Charakter
Repräsentant ist jener der ganzen Geistergemeine,
Aber das schöne Gemüt zählt schon allein für sich selbst.

2. Der schöne Geist und der Schöngeist
Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist,
Aber der schöne Geist trägt das Gewichtige leicht.

3. Philister und Schöngeist
Jener mag gelten, er dient doch als fleißiger Knecht noch der
Wahrheit;
Aber dieser bestiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.

4. Natur und Vernunft
Wärt ihr, Schwärmer, imstande, die Ideale zu fassen,
O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
Wärt ihr, Philister, imstand, die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

5. Das Subjekt
Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu bewahren;
Aber schwieriger ist diese: sich selbst zu entfliehn.

6. Zucht
Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft -- und die Strafe der
Mutter
Wildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

7. Die Zergliederer

Spaltet immer das Licht! wie öfters strebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trutz Eins und ein Einziges bleibt.

8. Die Quellen

Treffliche Künste dankt man der Not und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wissenschaft hat keines von beiden geführt.

9. Empiriker

Dah ihr den sichersten Pfad gewählt, wer möchte das leugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahntesten Pfad.

10. Theoretiker

Ihr verfahrt nach Gesetzen, auch würdet ihr's sicherlich treffen,
Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr!

11. Letzte Zuflucht

Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber, seid ihr in Not, ist er der delphische Gott.

12. Die Systeme

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrtum heraus!

13. Die Vielwisser

Astronomen seid ihr und kennet viele Gestirne,
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.

14. Moralische Schwächer

Wie sie mit ihrer reinen Moral uns, die Schmutzigen, quälen!
Freilich, der groben Natur dürfen sie gar nichts vertraun!
Bis in die Geisterwelt müssen sie fliehn, dem Tier zu entlaufen,
Menschlich können sie selbst auch nicht das Menschlichste tun.
Hätten sie kein Gewissen, und spräche die Pflicht nicht so heilig,
Wahrlich, sie plünderten selbst in der Umarmung die Braut.

15. Der Strengling und der Frömmling

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute mißfalle,
Dieser will gar, daß du liebst, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, so sei's in Gottes Namen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben, was abgeschmact ist.

16. Theophagen

Diesen ist alles Genuß. Sie essen Ideen, und bringen
In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf.

17. Fragen

Fromme gesunde Natur! Wie stellt die Moral dich an Pranger!
Heil'ge Vernunft! Wie tief stürzt dich der Schwärmer herab!

18. Moral der Pflicht und der Liebe

Jede, wohin sie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere steht schönen Gemütern nur an.
Aber Widrigers kenn' ich auch nichts, als wenn sich durch Bande
Zarter geistiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt;
Und verächtlicher nichts als die Moral der Dämonen
In dem Munde des Volks, dem noch die Menschlichkeit fehlt.

19. Der Philosoph und der Schwärmer

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel;
Dieser, die Augen im Kot, recket die Beine hinauf.

20. Das irdische Bündel

Himmelan flögen sie gern, doch hat auch der Körper sein Gutes,
Und man packt es geschickt hinten dem Seraph noch auf.

21. Der wahre Grund

Was sie im Himmel wohl suchen, das, Freunde, will ich euch sagen:
Vor der Hand suchen sie nur Schutz vor der höllischen Glut.

22. Die Triebfedern

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band.

23. Wahrheit

Eine nur ist sie für alle, doch siehet sie jeder verschieden;
 Das es Eines doch bleibt, macht das Verschiedene wahr.

24. Schönheit

Schönheit ist ewig nur eine, doch mannigfach wechselt das Schöne;
 Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.

25. Bedingung

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
 Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.

26. Der Vorzug

Über das Herz zu siegen, ist groß, ich verehere den Tapfern;
 Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.

27. Die Erzieher

Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt; wir wollten euch loben,
 Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

28. Das Göttliche

Wäre sie unverweltlich, die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen;
 Nichts, wo die Göttliche blüht, weiß ich der Göttlichen gleich.
 Ein Unendliches ahnet, ein Höchstes erschafft die Vernunft sich:
 In der schönen Gestalt lebt es dem Herzen, dem Blick.

29. Verstand

Bilden wohl kann der Verstand, doch der tote kann nicht befeelen,
 Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

30. Phantasie

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht
 gestalten,
 Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.

31. Dichtungskraft

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
 Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

32. Wiß und Verstand

Der ist zu furchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
 In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein.

33. Aberwiß und Wahnwiß

Überspringt sich der Wiß, so lachen wir über den Toren;
 Gleitet der Genius aus, ist er dem Rasenden gleich.

34. Der Unterschied

Lächelnd sehn wir den Tänzer auf glatter Ebene straucheln,
 Aber auf ernstlichem Seil, wer mag den Schwindelnden sehn?

35. Lehre an den Kunstjünger

Daß du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäßigkeit meidest,
 Jüngling, so meide doch ja keinen der andern zu früh.

36. Das Mittelmäßige und das Gute

Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler;
 Willst du dieses erhöhen, zähle die Tugenden ab.

37. Das Privilegium

Blößen gibt nur der Reiche dem Tadel, am Werke der Armut
 Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nichts zu sehn.

38. Die Sicherheit

Nur das feurige Roß, das mutige, stürzt auf der Rennbahn,
 Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher.

39. Genialische Kraft

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
 Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.
 Pflanzet über die Häuser die leitenden Spizen und Ketten —
 Über die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

40. Delikatesse im Tadel

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
 Mein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.

41. Der berufene Richter

Wer ist zum Richter bestellt? Nur der Bessere? Nein, wem
 das Gute
 Über das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

42. An ***

Du vereinigest jedes Talent, das den Autor vollendet;
 O entschließe dich, Freund, nichts als ein Leser zu sein.

43. Das Mittel

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig,
 Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.

44. Die Unberufenen

Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer; ihr Tadelr des Schwachen,
 Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

45. Die Belohnung

Was belohnet den Meister? Der zart antwortende Nachklang
 Und der reine Refler aus der begegnenden Brust.

46. Das gewöhnliche Schicksal

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepflegt,
 Einen Wechselbalg nur gibt dir der Leser zurück.

47. Der Weg zum Ruhme

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
 Findet; der Deutsche muß nieder sich bücken dazu.

48. Bedeutung

„Was bedeutet dein Werk?“ so fragt ihr den Bildner des
 Schönen.

Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

49. An die Moralisten

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielsach sind die Kräfte des Menschen; o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum Herrlichsten aus!

50. Deutsche Kunst

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen,
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?

51. Tote Sprachen

Tote Sprachen nennt ihr die Sprache des Placcus und Pindar
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!

52. Deutscher Genius

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer
Schönheit!
Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung.

-
D r a m e n

Zur Einführung in Schillers Übersetzungen

Schillers Bemühungen, Werke der fremden Literaturen ins Deutsche zu übertragen, sind entweder, wie die Übersetzungen aus der Antike, aus dem Bestreben hervorgegangen, an dem Geist und der Form des ausländischen Dichtungswerkes den eigenen Geschmack und Stil zu schulen, oder sie sind, wie die Bearbeitungen neuerer Dramen, aus der Absicht erwachsen, das Repertoire der deutschen Bühnen, in erster Linie des Weimariſchen Theaters, damit zu bereichern. In beiden Fällen aber bieten sie nicht nur interessante Einblicke in das Innere dieser Künstlerseele, deren Schaffensdrang sich hier mit gegebenen Vorlagen abzufinden hatte, sondern sie bedeuten zugleich nicht zu unterschätzende Denkmäler auf dem Wege zu jenem internationalen Austausch, der sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts zwischen den einzelnen Literaturen herausgebildet hat. Allerdings darf man diese Übertragungen Schillers, die noch vor die Zeiten fallen, in denen die Romantik tiefer in das Wesen der Übersetzungskunst eindrang und Goethe den Begriff der Weltliteratur aufstellte, nicht mit den Maßstäben messen, die wir an moderne Übersetzungen zu legen gewohnt sind. Für jene Reproduktionsmethode, die die großen Übersetzer der späteren Zeit vorbildlich aufgestellt haben, und die unter Verleugnung der eigenen Phantasietätigkeit und unter möglichst engem Anschluß an das fremde Sprachmaterial den Geist und die Seele einer ausländischen Dichtung herauszuarbeiten sich bemüht, konnte Schiller kein Verständnis haben. Dazu war er, auch abgesehen von dem noch mangelnden Vorbild, einerseits eine viel zu starke, schöpferische Natur, um das eigene Selbst ganz unterdrücken zu können, andererseits waren die ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel und vor allem seine eigenen Sprachkenntnisse zu mangelhaft, um den Originaltext bis in das einzelne Wort und Bild hinein nachschaffend wiederzugeben. Denn an fremdsprachlicher Fertigkeit mußte Schiller hinter Lessing, Wieland, Herder und Goethe zurückstehen, von der universalen

Sprachbegabung eines A. W. Schlegel, Platen oder Rückert ganz zu schweigen.

Die Unzulänglichkeit seiner Kenntnisse in den antiken Sprachen, die in der mehr sachphilologischen Behandlungsweise des Unterrichts auf der Militärakademie begründet war, hat Schiller oft genug selbst beklagt. So vertraut er sich im Laufe der Zeit aus Übersetzungen mit der griechischen Literatur gemacht hatte, so konnte er Homers Odyssee doch nur unter Zuhilfenahme von Vossens Übersetzung im Urtext lesen. Größer war seine Beherrschung der lateinischen Sprache, in der er sich schon als Schüler mehrfach auszeichnete und deren sichere Handhabung in seiner Jugend er späterhin dem Freunde Streicher gegenüber rühmlichst behaupten konnte; aber auch hier sah er sich bei den schwierigen Autoren auf die Heranziehung eines deutschen Interpreten angewiesen. Nicht weniger mußte er bei Übertragungen aus dem Englischen einen deutschen Gewährsmann zu Hilfe nehmen, und nur das Französische beherrschte er seit seiner Jugendzeit mit einiger Fertigkeit, wenn er auch gerade zur französischen Literatur niemals ein inneres Verhältnis zu gewinnen wußte und ihr nur aus äußeren Gründen in seinen letzten Lebensjahren eine größere Aufmerksamkeit zuwandte. So verdienen die Übersetzungen Schillers aus fremden Sprachen, vielleicht abgesehen von den gelegentlich allerdings ebenfalls freieren Übertragungen aus dem Französischen, diesen Namen nur in beschränktem Maße. Es handelt sich mehr um Nachdichtungen und Bearbeitungen, die das ausländische Werk nicht nur in einen neuen Stil umsetzen, sondern auch vor stärkeren Eingriffen in den Organismus der fremden Dichtung nicht zurückschrecken. Aber gerade durch diese subjektive Anteilnahme Schillers empfinden wir seine Übersetzungen als einen Teil seines Gesamt-schaffens, und wie man auch im einzelnen von ihrem objektiven Werte denken mag, als interessante Zeugnisse dieses Dichtergeistes werden sie ihre Bedeutung behalten.

Die Übersetzungstätigkeit Schillers beginnt, wenn wir zunächst von einem schon 1780 in Haugs „Schwäbischem Magazin“ unter dem Titel „Sturm auf dem Irrthener Meer“ veröffentlichten Übertragungsversuch aus Virgils „Aeneis“ absehen, im Jahre 1788, wo Schiller, durch die Großzügigkeit seines Malteserplanes auf das Vorbild der griechischen Tragödie hingelenkt, sich einem ernstern Studium der hellenischen Dramatiker und Epiker hingibt, nachdem er bereits im Frühjahr dieses Jahres in dem elegischen Klaggesang „Die Götter Griechen-

lands“ seiner alten Vorliebe für die von Harmonie erfüllte antike Kulturwelt einen neuen, höchst persönlichen Ausdruck gegeben hatte. In dem ausgesprochenen Bestreben, an der Ruhe und Erhabenheit der griechischen Manier den eigenen Stil zu bilden und zu klassischer Einfachheit zurückzuführen, ließt er im Sommer 1788, von keimenden Liebesempfindungen innerlich gehoben, in ländlicher Zurückgezogenheit mit den Schwestern von Lengefeld Übersetzungen Homers und der griechischen Tragiker und fühlt sich mit diesen schönen Seelen in der Begeisterung für die antike Kunst einig. Einem den Schwestern gegebenen Versprechen folgend, beginnt er noch in Rudolstadt in den letzten Wochen des Oktober eine Übersetzung der „Iphigenie in Aulis“ des Euripides, die zugleich mit den beiden ersten Akten der „Phönizierinnen“ in Weimar noch vor Ende des Jahres zum Abschluß kommt und in den ersten Monaten des folgenden Jahres in der „Thalia“ erscheint, während der Plan einer Übersetzung des äschyleischen „Agamemnon“ nicht verwirklicht wurde. Das oben gegebene Gesamturteil über Schillers Übersetzungskunst trifft besonders auf diese Übertragungen aus Euripides zu. Nachdem er mit den gleichgesinnten Rudolstädter Freundinnen den griechischen Tragiker in einer den Urtext konventionell verwässernden französischen Prosaübersetzung gelesen hatte, sah er bei seiner unvollkommenen Beherrschung der griechischen Sprache seinem eigenen Gesändnis zufolge sein „eigentliches Original“ in einer wortgetreuen lateinischen Wiedergabe, die der Engländer Josua Barnes schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte erscheinen lassen, und die Schiller unter vergleichender Heranziehung des griechischen Originals und einer älteren deutschen Übersetzung hauptsächlich zu Rate zog. So wird das Urteil Wilhelm von Humboldts einigermaßen verständlich, der aus seiner intimen Kenntnis des griechischen Wesens heraus den antiken Geist nur wie einen Schatten durch diese Übersetzung Schillers blicken sah, und die boshaften Verse A. W. Schlegels:

„Ohn' alles Griechisch hab' ich ja
Verdeutscht die Iphigenia“

bestehen zu einigem Recht. An dem äußeren Bau der euripideischen Dramen änderte Schiller freilich nichts, aber indem er unter Verleugnung aller metrischen Feinheiten des Originals die wechselnden Formen des Dialogs gleichmäßig in fünffüßige Jamben und den rhythmischen Reichtum der Chöre gar in gereimten Strophen wiedergibt, indem er vor modernen Ausdrücken und Alltagswendungen nicht zurückschreckt

und durch erweiternde Zusätze die Verszahl um etwa ein Fünftel vergrößert, griff er an die Seele des antiken Kunstwerkes und gab ihm eine das Original nur sehr von ferne verratende Fassung. Für Schiller selbst aber trug dieses Experiment in dem Stil seines „Wallenstein“, wie vor allem in Form und Inhalt seiner „Braut von Messina“ reiche Früchte.

Aber noch bevor er in diesen Dramen seiner Blütezeit aus seiner frühen Neigung zum Hellenentum praktischen Nutzen zog, hatte er im Jahre 1791 als Konvaleszent aus schwerer Krankheit einen erneuten Vorstoß in die Antike gewagt, indem er, seinen Jugendversuch einer Virgilübersetzung wieder aufnehmend und einer früheren Verabredung mit dem Dichter Bürger folgend, im Frühjahr und Herbst dieses Jahres in schaffensfroher Arbeit das zweite und vierte Buch der „Aeneis“ ins Deutsche übertrug, die 1792 unter den Titeln „Die Zerstörung von Troja“ und „Dido“ im ersten Bande seiner „Neuen Ithalia“ erschienen. Während er jedoch den „Sturm auf dem Irbener Meer“ in dem herametrischen Versmaß des lateinischen Originals mit vielem Feuer und Pathos wiederzugeben versucht hatte, schmilzt er hier mit einer Annäherung an den Plauderton Wielands und älterer Verserzähler die antike Vorlage in höchst frei gebaute Stanzas um, die sich im ganzen ziemlich eng an den Urtext anschließen, wenn sich auch der Übersetzer, namentlich in der „Dido“, kleinere Erweiterungen und Kürzungen gestattet. Im allgemeinen ist, wie schon Körner erkannte, das antike Kolorit bei diesen epischen Übertragungen besser gewahrt als bei den Übersetzungen des Euripides, und die Absicht Schillers, der herabsinkenden Virgiltravesti Blumauers gegenüber eine Vorstellung von dem echten römischen Epiker zu geben, darf als gelungen bezeichnet werden. Für Schiller selbst aber bedeutete der Versuch wiederum eine wichtige Vorstudie für den Stil und die Technik seiner späteren Balladen.

Während aber diese Übertragungen aus der antiken Literatur zunächst aus freier Neigung und erst in sekundärer Hinsicht für einen außerpersönlichen Zweck entstanden waren, sind die aus dem letzten Jahrzehnt des Dichters stammenden dramatischen Übersetzungen aus der neueren Literatur von vornherein in einer bestimmten Absicht verfaßt worden. Indem nämlich Schiller nach seiner Verbindung mit Goethe sich die schauspielerischen Prinzipien des Freundes, die mit ihrer Forderung eines harmonischen Zusammenspiels und einer leise stilisierenden Vortragsweise eine Veredlung des flachen Bühnenstils an-

strebten, zu eigen machte, sahen sich die beiden Freunde vor die Notwendigkeit gestellt, das vorhandene Repertoire an Versdramen, die allein den neuen Stil verkörpern konnten, nach Möglichkeit zu bereichern. Da die deutsche Dichtung zur Zeit noch verhältnismäßig wenig bühnenfähige Versdramen aufwies, und ihre eigene Produktion mit den Bedürfnissen des Theaters unmöglich Schritt halten konnte, nahmen sie ihre Zuflucht zu einer dramaturgischen Tätigkeit und zu Bearbeitungen ausländischer Dramenwerke. Während Goethe 1799, der Neigung des Herzogs für die französische Literatur entsprechend, den „Mahomet“ Voltaires für die Weimarische Bühne bearbeitete und im folgenden Jahre an eine Übertragung des „Tancred“ ging, fühlte sich Schiller von neuem zu Shakespeare hingezogen, für den er seit seinen Akademiejahren trotz der ihm anfänglich unsympathischen Kühle der Darstellung begeistert war, und den er schon in seiner Mannheimer Zeit einmal für das deutsche Theater zu erobern gedachte. Aus der Reihe der Shakespeareschen Stücke aber erwählte er sich dasjenige, das schon in seiner Jugend, als er den großen britischen Dramatiker durch Abels Vorlesungen kennenlernte, einen besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und das ihm neuerdings durch eine gewisse Verwandtschaft mit dem „Wallenstein“ wieder besonders nahegetreten war: den „Macbeth“, den er, die Arbeit an der „Maria Stuart“ unterbrechend und durch Krankheit mannigfach gehemmt, in den ersten Monaten des Jahres 1800 bearbeitete, und der am 14. Mai unter starkem Erfolg erstmalig auf der Bühne erschien. Schillers Versuch, die gewaltige englische Tragödie für das deutsche Theater zu gewinnen, war nicht der erste. Nachdem schon im siebzehnten Jahrhundert englische Komödianten wiederholt Stücke Shakespeares in Deutschland in Szene gesetzt hatten, dann aber der Name des großen Dramatikers für über ein Jahrhundert hinter den Bühnengrößen des französischen Klassizismus zurückgetreten war, geht Shakespeares Stern abermals seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland auf, recht eigentlich erst seit Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“, die das alte Vorrecht der französischen Tragödie auf deutschem Boden stürzt und dafür auf Shakespeares unvergleichliche Größe verweist. Schon vorher aber hatte Wieland eine Shakespeare-Übersetzung veröffentlicht, die als die erste in Deutschland in den Jahren 1762 – 1766 erschien und etwas zaghaft, aber nicht ohne poetisches Feingefühl zweiundzwanzig Dramen in Prosa wiedergab. Auf einer viel solideren Basis ruhend, dafür aber

auch bei weitem trockener und geschmackloser ist dann die vollständige Shakespeare-Übersetzung, die der Braunschweigische Professor und Freund Lessings Johann Joachim Eschenburg seit 1775 erscheinen ließ. Darüber hinaus aber gab es bereits verschiedene Einzelbearbeitungen und Übersetzungen des „Macbeth“, so daß Schillers Unternehmen an sich nichts Neues brachte, aber als kongeniale Umdichtung hohes Interesse beansprucht. Bei seiner unzulänglichen Sprachkenntnis sah sich der Bearbeiter auch hier auf fremde Vermittlung angewiesen. Nachdem er anfangs Wielands Übertragung in erster Linie zu Rate gezogen hatte, stellte sich ihm im Laufe der Arbeit Eschenburgs anfangs herabgesetzte, wortgetreue Wiedergabe als brauchbarer heraus, so daß wieder um A. W. Schlegel spotten konnte:

„Mur wenig Englisch weiß ich zwar,
Und Shakespeare ist mir gar nicht klar,
Doch hilft der gute Eschenburg
Wohl bei dem Macbeth mir hindurch.“

Schließlich nahm Schiller für die zweite Hälfte der Übersetzung und für die Revision des Ganzen auch den englischen Originaltext zu Hilfe, von dem ihm Frau von Stein ein Exemplar geliehen hatte. Wenn aber demnach Schillers Arbeit weniger den Namen einer Übersetzung als den einer Bearbeitung und Nachdichtung beanspruchen kann, so stellt sie sich andererseits gerade durch diese subjektive Seite und die Umschmelzung der Vorlage in einen persönlichen Stil weit über jene rein reproduktiven Vorläufer. An Stelle der knappen, nur auf das Charakteristische bedachten Diktion des englischen Dramas gibt Schiller dem „Macbeth“ seinen eigenen volltönenden, von den Gesetzen der Schönheit diktierten Stil. Von den gleichen beim „Wallenstein“ zuerst erworbenen Grundsätzen aus erseht er im Interesse einer einheitlichen Wirkung die eingemischten Prosastellen des Originals durch rhythmische Gebilde und beseitigt die groteske Komik einzelner Partien. Weitere Änderungen, wie die Zusammenziehung einzelner Szenen und die Streichung episodischer Handlungen und Nebenpersonen, sind aus bühnentechnischen Gründen erfolgt. Schließlich hat auch die Charakteristik der Hauptpersonen in Schillers Bearbeitung eine leise Verschiebung erfahren. Aus dem von einem quälenden Ehrgeiz und einer verführerischen Phantasie ins Unglück getriebenen, an seiner eigenen Charakterschwäche zugrunde gehenden Helden Shakespeares, der in den Lockungen der Hexen nur eine Bestätigung alter Lieblingsvorstellungen

findet, wird bei Schiller mehr in dem Sinne, wie das achtzehnte Jahrhundert unter Verkenennung des eigentlichen tragischen Konfliktes die Gestalt Macbeths aufzufassen liebte, eine Persönlichkeit, die zwar auch in ihrer eigenen Veranlagung einen gewissen Schuldkeim trägt, aber doch mehr als ein Opfer der Verführungskünste der Lady und der schicksalsdüsteren Herren fällt. Solche tiefgehende Eingriffe in den Organismus des englischen Dramas waren es auch, die in dem mehr philologisch empfindenden Kreise der Jenaer Romantiker den heftigsten Widerspruch und Spott hervorriefen, während Goethe der Arbeit des Freundes vollen Beifall zollte und auch der buchhändlerische Erfolg der im Jahre 1801 veröffentlichten Bearbeitung zufriedenstellend war.

Nach diesem einzigen Versuch Schillers, Shakespeare auf der deutschen Bühne heimisch zu machen, wandte er sich noch im Herbst desselben Jahres 1801 einer schon früher geplanten Bearbeitung des tragikomischen Märchendramas „Turandot“ zu. Der Verfasser des italienischen Originals, der venetianische Graf Carlo Gozzi, hatte etwa seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus Widerspruch gegen die nüchtern-bombastische, französisierende Dramendichtung Goldonis und Chiariis und aus Begeisterung für die vollsaftige, italienische Stegreifkomödie eine Wiederbelebung dieser nationalen Spielart versucht, indem er die bunte Phantastik orientalischer Märchenstoffe zur Vorlage nahm und diese ohne tiefere Psychologie und Motivierung ausgeführte Märchenhandlung in den Nebenrollen mit den Lieblingsfiguren des altheimischen Maskenpiels ausstattete, deren Rollen für das Stegreifspiel nur skizziert waren. Auf diese Weise kamen farbenprächtige, geistreiche Zauberkomödien zustande, die in Italien sich eine Zeitlang besonderer Gunst erfreuten und in der in den Jahren 1777 – 1779 erschienenen Prosauübersetzung des Wielandjägers Werthers auch in Deutschland bekanntgeworden waren. Da Goethe die italienischen Maskenstücke von seiner italienischen Zeit her schätzte und die eigenartige Mischung von tragischem Pathos und burlesker Komik in diesen Märchendramen keinen Widerspruch mit den sonst vertretenen Prinzipien eines einheitlichen Stils bedeutete, schien den beiden Freunden eine Probe dieser südländischen Dramatik auch auf dem Weimarischen Theater angebracht, und so ging Schiller im Hinblick auf die alljährlich zum Geburtstag der Herzogin Luise stattfindende Festvorstellung und im Einverständnis mit Goethe an eine Neubearbeitung der zuerst im Jahre 1762 auf der Bühne erschienenen „Turandot“, da zwei ältere

deutsche Versuche derselben Art mit ihren entstellenden Eingriffen in den Bau und das Kolorit dieses venetianischen Dramas den notwendigen Anforderungen nicht genügen konnten. Bei seiner völligen Unkenntnis der italienischen Sprache sah sich Schiller allein auf die reizlose Prosaübersetzung von Werthes angewiesen. An dem Aufbau und der Handlung des Stückes änderte er fast nichts; aber indem er die Märchengestalten wieder in Versen sprechen ließ, ihren marionettenhaften Zuschnitt durch eine tiefere Psychologie ersetzte, die namentlich der ehescheuen Prinzessin Turandot zugute kam, und durch kleine Zuthaten und Änderungen das Ganze auf ein höheres Niveau hob, brachte er eine dem italienischen Original gleichstehende Umdichtung zustande. Wenn das Drama trotzdem auf den deutschen Bühnen im allgemeinen nur einer kühlen Aufnahme begegnete, so lag dies wohl an der nicht weniger der italienischen Originaldichtung eigenen Zwiespältigkeit der Anlage, die märchenhafte Wunderwesen verführt und doch wieder die Hauptpersonen mit einer rein menschlichen Psychologie behandelt.

Wenn die Macbethbearbeitung aus der bewussten Absicht entstanden war, damit ein Werk der Weltliteratur auf dem deutschen Theater einzubürgern, und die Umdichtung der „Turandot“ ein den Verfasser selbst interessierendes Experiment bedeutete, so handelt es sich bei der Übersetzung der beiden französischen Lustspiele „Der Parasit“ und „Der Messe als Dinkel“, die Schiller auf Anregung des Herzogs im Frühjahr 1803 zur „Erholung und um der theatralischen Novität willen“ (an Körner 28. März 1803) nach den Originaldichtungen des schreibseligen Pariser Theaterdirektors Louis-Venoit Picard ins Deutsche übertrug, um bloße Gelegenheitsarbeiten, denen der Übersetzer selbst keinerlei Wert beimaß, und die nur insofern einiges Interesse bieten, als sie für Schillers stille Liebe zum Lustspiel Zeugnis ablegen, dem sich gleichwohl seine ernste und auf das Pathetische gerichtete Natur nicht recht gewachsen fühlte. Die Übersetzung selbst hat er sich ziemlich leicht gemacht, indem er mehr eine sinngemäße als wörtliche Wiedergabe erstrebt und sich zahlreiche Kürzungen und Ergänzungen gestattet.

Nachdem Schiller schon durch diese Übertragung zweier Alltagserscheinungen der französischen Literatur den Neigungen und Wünschen des Weimarer Hofes entgegengekommen war, galt sein letztes Werk einem Drama des französischen Klassizismus, dessen konventionelle Formen und feststehende Gestalten seinem leidenschaftlichen Empfinden im ganzen wenig sympathisch waren, wenn auch bereits der Don Karlos

eine gewisse Annäherung an diese Stilrichtung aufwies. Wenn er nunmehr unter dem Einfluß der Geschmacksrichtung des Herrscherhauses und einer leisen Wandlung seines eigenen Urteils an eine Bearbeitung der „Phädra“ Racines ging, so ergab sich damit insofern kein vollständiger Bruch mit seinen früheren Überzeugungen, als er schon immer gerade dieses Werk von seiner allgemeinen Beurteilung des französischen Klassizismus auszunehmen geneigt war. So konnte er den Hinweisen Karl Augusts auf den gelungenen Übersetzungsversuch zweier Dramen Voltaires durch Goethe nicht länger widerstehen, zumal eine Vorlesung der „Phädra“ des Racine, die Frau von Staël bald nach ihrer Ankunft in Weimar veranstaltet hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen französischen Dramatiker gelenkt und auch Schillers Interesse an seinen Werken wieder aufgefrischt hatte. Nachdem ein nur bis zu den ersten Szenen gediebener Versuch, den „Britannicus“ ins Deutsche zu übertragen, wohl durch die Konkurrenz mit Schillers eigenem Agrippinaplan abgebrochen worden war, kam die Übersetzung der „Phädra“ in den letzten Wochen des Jahres 1804 und den ersten Wochen des folgenden Jahres trotz körperlichen Leidens, das die Arbeit am „Demetrius“ unmöglich machte, rasch zustande, so daß bereits am 30. Januar 1805 die Erstaufführung auf dem Weimariischen Theater stattfinden konnte. Obwohl Schiller das Werk, wie er an Körner schrieb, mehr zum Trost für verlorene Tage eigenen Schaffens unternommen hatte, verwendete er doch auf diese Umschmelzung einer französischen Alexandrinertragödie in ein deutsches Jambendrama alle Sorgfalt. Indem er die Handlung selbst unangetastet ließ, aber den konventionellen Ton des Dramas inniger zu gestalten und den Ausbrüchen der Leidenschaft einen überzeugenden Ausdruck zu geben suchte, kam er dem Ideal einer Übersetzung näher als in irgendeinem seiner früheren Versuche gleicher Art. So ist auch im Hinblick auf seine Übersetzungstätigkeit der frühe Tod Schillers zu beklagen. Denn die „Phädra“ blieb sein letztes Werk, und die Hoffnungen, die sich an diese Übertragung knüpften, konnten sich nicht mehr erfüllen.

S e m e l e

i n z w e i S z e n e n

Personen

Juno
Semele, Prinzessin von Theben
Jupiter
Merkur

Die Handlung ist im Palaste des Kadmus zu Theben.

Erste Szene

Juno (steigt aus ihrem Wagen, von einer Wolke umgeben)
Hinweg den geflügelten Wagen,
Pfauen Junos! Erwartet mein
Auf Cithärons wolkenichtem Gipfel.

(Wagen und Wolke verschwinden.)

Ha! sei begrüßt, Haus meines grauen Jornes!
Sei grimmig mir begrüßt, feindselig Dach,
Verhaßtes Pflaster! – Hier also die Stätte,
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angesicht des keuschen Tages frevelt!
Hier, wo ein Weib sich, eine Sterbliche
Erschreckt, ein staubgebildetes Geschöpf,
Den Donnerer aus meinem Arm zu schmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält!
Juno! Juno! Einsam
Stehst du, stehst verlassen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen dir Altäre,
Und dir beugt sich jedes Knie.
Was ist ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne sie?

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
 Mußt' Venus aus dem Schaume steigen --
 Götter betörte,
 Menschen und Götter ihr zaubrischer Blick!
 Wehe, deinen Gram zu mehren,
 Mußt' Hermione gebären,
 Und vernichtet ist dein Glück!

Bin ich nicht Fürstin der Götter?
 Nicht Schwester des Donnerers,
 Nicht die Gattin des herrschenden Zeus?
 Achzen nicht die Achsen des Himmels
 Meinem Gebot? Umrauscht nicht mein Haupt die olympische Krone?
 Ha! ich fühle mich!
 Kronos' Blut in den unsterblichen Adern,
 Königlich schwillt mein göttliches Herz.
 Rache! Rache!
 Soll sie mich ungestraft schmähen?
 Ungestraft unter die ewigen Götter
 Werfen den Streit und die Eris rufen
 In den fröhlichen himmlischen Saal?
 Eitle! Vergessene!
 Stirb und lerne am stygischen Strom
 Göttliches unterscheiden von irdischem Staub!
 Deine Riesenrüstung mag dich erdrücken,
 Nieder dich schmettern
 Deine Göttersucht!

Rachegepanzert
 Steig' ich vom hohen Olympus herab!
 Süße, verstrickende,
 Schmeichelnde Reden
 Hab' ich eronnen;
 Tod und Verderben
 Lauern darin.

Horch, ihre Tritte!
 Sie naht!

Naht dem Sturz, dem gewissen Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in sterblich Gewand! (Sie geht ab.)

Semele (ruft in die Scene).

Die Sonne neigt sich schon! Jungfrauen, eilt,
Durchwürzt den Saal mit süßen Ambradüften,
Streut Rosen und Narzissen ringsumher,
Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polster --
Er kommt noch nicht die Sonne neigt sich schon

Juno (in Gestalt einer Alten hereinstürzend).

Gelobet seien die Götter! Meine Tochter!

Semele. Ha! Wad' ich? Träum' ich? Götter! Berce!

Juno. Sollt' ihre alte Amme Semele
Vergessen haben?

Semele. Berce! Beim Zeus!

Laß an mein Herz dich drücken -- deine Tochter!
Du lebst! Was führt von Epidaurus dich
Hieher zu mir? Wie lebst du? Du bist doch
Noch immer meine Mutter?

Juno. Deine Mutter!

Oh' nanntest du mich so.

Semele. Du bist es noch,
Wirst's bleiben, bis von Lethes Taumeltrank
Ich trunken bin -

Juno. Bald wird wohl Berce
Vergessenheit aus Lethes Wellen trinken;
Die Tochter Kadmus' trinkt vom Lethe nicht.

Semele. Wie, meine Gute? Räthselhaft war sonst
Nie deine Rede, nie geheimnisvoll;
Der Geist der grauen Haare spricht aus dir -
Ich werde, sagst du, Lethes Trank nicht kosten!

Juno. So sagt' ich, ja! Was aber spottest du
Der grauen Haare? -- Freilich haben sie
Noch keinen Gott bestrickt wie die blonden!

Semele. Verzeih der Unbesonnenen! Wie wollt' ich
Der grauen Haare spotten? Werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fließen?
Was aber war's, das zwischen deinen Zähnen
Du murmeltest? -- Ein Gott?

Juno. Sagt' ich, ein Gott?
 Nun ja, die Götter wohnen überall:
 Sie anzuflehn steht schwachen Menschen schön.
 Die Götter sind, wo du bist — Semele!
 Was fragst du mich?

Semele. Boshaftes Herz! Doch sprich,
 Was führte dich von Epidaurus her?
 Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
 Um Semele?

Juno. Beim Jupiter, nur das!
 Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
 Als ich das Jupiter aussprach? — nichts anders
 Als jenes, meine Tochter — schrecklich rast
 Die Pest zu Epidaurus, tödend Gift
 Ist jeder Hauch, und jeder Atem würget;
 Den Sohn verbrennt die Mutter, seine Braut
 Der Bräutigam, die feuerflammenden
 Holzstöße machen Tag aus Mitternacht,
 Und Klagen heulen rastlos in die Luft;
 Unüberschwenglich ist das Weh! — entrüstet
 Blickt Zeus auf unser armes Volk herab;
 Vergebens strömt ihm Opferblut, vergebens
 Zermartert am Altare seine Knie
 Der Priester, taub ist unserm Flehn sein Ohr —
 Drum sandt' zu Kadmus' Königstochter mich
 Mein wehbelastet Vaterland, ob ich
 Von ihr erbitten könnte, seinen Grimm
 Von uns zu wenden — Berce, die Amme,
 Gilt viel, gedachten sie, bei Semelen — bei Zeus
 Gilt Semele so viel — mehr weiß ich nicht,
 Versteh' noch weniger, was sie damit
 Bedeuten: Semele vermag bei Zeus so viel.

Semele (bestig und vergessen).

Die Pest wird morgen weichen — sag's dem Volk,
 Zeus liebt mich! sag's! heut muß die Pest noch weichen!

Juno (auffahrend mit Staunen).

Ha! ist es wahr, was tausendzüngiges Gerücht
 Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?

Zeus liebt dich? Zeus grüßt dich in aller Pracht,
 Worin des Himmels Bürger ihn bestaunen,
 Wenn in Saturnias Umarmungen er sinkt? —
 Laßt, Götter! laßt die grauen Haare nun
 Zum Orkus fahren — satt hab' ich gelebt —
 In seiner Götterpracht steigt Kronos' großer Sohn
 Zu ihr, zu ihr, die einst an dieser Brust
 Getrunken hat zu ihr —

Semele. O Berce! Er kam,
 Ein schöner Jüngling, reizender, als keiner
 Auroras Schoß entlossen, paradiesisch reiner
 Als Heperus, wenn er balsamisch haucht,
 In Ätherflut die Glieder eingetaucht,
 Voll Ernst sein Gang und majestätisch, wie
 Hyperions, wenn Köcher, Pfeil und Bogen
 Die Schultern niederschwirren, wie
 Vom Ozean sich heben Silberwegen,
 Auf Maientlüften hintennachgeslogen
 Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
 Wie Silberklang aus fließenden Kristallen —
 Entzückender, als Orpheus' Saiten schallen —

Juno. Ha! meine Tochter! — die Begeisterung
 Erhebt dein Herz zum helikonschen Schwung!
 Wie muß das Hören sein, wie himmelvoll das Blicken,
 Wenn schon die sterbende Erinnerung
 Von hinnen rückt in delphischem Entzücken! —
 Wie aber? warum schweigst du mir
 Das Kostbarste? Kronions höchste Zier,
 Die Majestät auf roten Donnerkeilen,
 Die durch zerrissene Wolken eilen,
 Willst du mir geizig schweigen? — Liebereiz
 Mag auch Prometheus und Deukalion
 Verliehen haben — Donner wirfst nur Zeus!
 Die Donner, die zu deinen Füßen
 Er niederwarf, die Donner sind es nur,
 Die zu der Herrlichsten auf Erden dich gemacht. —

Semele. Wie, was sagst du? hier ist von keinen Donnern
 Die Rede. —

Juno (lächelnd). Semele! auch Scherzen steht dir schön!

Semele. So himmlisch wie mein Jupiter war noch
Kein Sohn Deukalions - von Donnern weiß ich nichts!

Juno. Hv! Eifersucht!

Semele. Nein, Beroc! beim Zeus!

Juno. Du schwörst?

Semele. Beim Zeus! Bei meinem Zeus!

Juno (schreiend). Du schwörst?
Unglückliche!

Semele (ängstlich). Wie wird dir? Beroc!

Juno. Sprich's noch einmal, das Wort, das zur Elendesten
Auf Tellus' ganzem großen Mund dich macht! -
Verlorene! das war nicht Zeus!

Semele. Nicht Zeus,
Abscheuliche?

Juno. Ein listiger Betrüger
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Dir Ehre, Eham und Unschuld wegbetrog
(Semele sinkt um.)

'Ja, stürz' nur hin! Steh ewig niemals auf!
Läß ew'ge Nacht dein Licht verschlingen, laß
Um dein Gehör sich lagern ew'ge Stille!
Bleib ewig hier, ein Felsenackern, kleben!
O Schande! Schande! die den keuschen Tag
Zurück in Hekates Umarmung schleudert!
So, Götter! Götter! so muß Beroc
Nach sechzehn schwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus' wiedersehn! Frohlockend
Zog ich von Epidaurus her mit Eham
Muß ich zurück nach Epidaurus kehren! -
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein Volk!
Die Pest mag rubig bis zur zweiten Überschwemmung
Fortwüthen, mag mit aufgebäumten Leiden
Den Oeta übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh' Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und alles!

Semele (richtet sich zitternd auf und streckt einen Arm nach ihr aus).
O meine Verree!

Juno. Ermuntre dich, mein Herz!
Vielleicht ist's Zeus! Wahrscheinlich doch wohl nicht!
Vielleicht ist's dennoch Zeus! Jetzt müssen wir's erfahren!
Ist muß er sich enthüllen, oder du
Kluchst ewig seine Spur, gibst den Abscheulichen
Der ganzen Todesrache Lebens preis. –
Schau', teure Tochter, auf – schau' deiner Verree
Ins Angesicht, das sympathetisch dir
Sich öffnet – wollen wir ihn nicht
Versuchen, Semele?

Semele. Mein, bei den Göttern!
Ich würd' ihn dann nicht finden –

Juno. Würdest du
Wohl minder elend sein, wenn du in bangen Zweifeln
Hortschmachtetest -- und wenn er's dennoch wäre --

Semele (verbirgt das Haupt in Junos Schoß).
Ach! Er ist's nicht!

Juno. Und sich in allem Glanz,
Worin ihn der Olympus je gesehn,
Dir sichtbar stellte? -- Semele! wie nun?
Dann sollte dich's gereuen, ihn versucht
Zu haben?

Semele (auffahrend). Ha! Enthüllen muß er sich!

Juno (schnell).
Eh' darf er nicht in deine Arme sinken --
Enthüllen muß er sich -- drum höre, gutes Kind!
Was dir die redlich treue Amme rät,
Was Liebe mir ist zugespelt, Liebe
Vollbringen wird -- sprich, wird er bald erscheinen?

Semele. Eh' noch Hyperion in Tethys' Bette steigt,
Versprach er zu erscheinen --

Juno (vergessen, heftig). Wirklich? Ha!
Versprach er? heut schon wieder! (sast sich) Laß ihn kommen,
Und wenn er eben liebestrunken nun
Die Arme auseinander schlingt nach dir,
So trittst du -- merk' dir's -- wie vom Blik

Gerührt zurück. Ha! wie er staunen wird!
 Nicht lange lässest du, mein Kind, ihn staunen,
 Du fährst so fort, mit frost'gen Eisesblicken
 Ihn wegzustossen — wilder, feuriger
 Bestürmt er dich — die Sprödigkeit der Schönen
 Ist nur ein Damm, der einen Regenstrom
 Zurückpreßt, und ungestümer prallen
 Die Fluten an — Ist hebst du an, zu weinen —
 Giganten mocht' er stehn, mocht' ruhig niederschau'n,
 Wenn Typhus' hundertarmiger Grimm
 Den Ossa und Olvmp nach seinem Erbthron jagte --
 Die Tränen einer Schönen fällen Zeus --
 Du lächelst -- Gelt! die Schülerin
 Ist weiser hier als ihre Meisterin? --
 Nun bittest du den Gott, dir eine kleine, kleine,
 Unschuld'ge Bitte zu gewähren, die
 Dir seine Lieb' und Gottheit siegeln sollte --
 Er schwört's beim Styx! — Der Styx hat ihn gebannt!
 Entschlüpfen darf er nimmermehr! Du sprichst:
 „Eb' sollst du diesen Leib nicht kosten, bis
 In aller Kraft, worin dich Kronos' Tochter
 Umarmt, du zu der Tochter Kadmus' steigest!“
 Laß dich's nicht schrecken, Semele, wenn er
 Die Grauen seiner Gegenwart, die Feuer,
 Die um ihn trachen, dir die Donner, die
 Den Kommenden umrollen, zu Pepanzen
 Aufstellen wird, den Wunsch dir zu entleiden:
 Das sind nur leere Schrecken, Semele,
 Die Götter tun mit dieser herrlichsten
 Der Herrlichkeiten gegen Menschen karg --
 Beharre du nur starr auf deiner Bitte,
 Und Juno selbst wird neidisch auf dich schielen.
 Semele. Die Häßliche mit ihren Dachsenaugen!
 Er hat mir's eist im Augenblick der Liebe
 Geflagt, wie sie mit ihrer schwarzen Galle
 Ihn martere --

Juno (ergrimmt, verlegen beiseite).

Ha! Wurm! den Tod für diesen Hohn!

Semele. Wie? meine Berce? — Was hast du da gemurmelt?

Juno (verlegen).

Nichts — meine Semele. Die schwarze Galle quält
Auch mich -- Ein scharfer, strafender Blick
Muß oft bei Buhlenden für schwarze Galle gelten --
Und Ochsenaugen sind so wüste Augen nicht.

Semele. O pfui doch! Berce! die garstigsten,
Die je in einem Kopfe stecken können! —
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Meides sichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zeus, daß ihn die Keiserin
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht
Verschont und ihren eifersücht'gen Grillen:
Das muß Jrians Rad im Himmel sein.

Juno (in der äußersten Verwirrung und Wut auf und ab rasend)
Nichts mehr davon!

Semele. Wie? Berce! so bitter?
Hab' ich wohl mehr gesagt, als wahr ist, mehr,
Als klug ist? —

Juno. Mehr hast du gesagt,
Als wahr ist, mehr, als klug ist, junges Weib!
Preis' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttin
Mächt nichts so sehr als höhnisch Nasenrumpfen.

Semele. Sie wandle hier und sei des Hohnes Zeugin.
Was kümmert's mich? — Mein Jupiter beschützt
Mir jedes Haar: was kann mir Juno leiden? —
Doch laß uns davon schweigen, Berce,
Zeus muß mir heute noch in seiner Pracht erscheinen,
Und wenn Saturnia dareb den Pfad
Zum Orkus finden sollte —

Juno (beiseite). Diesen Pfad
Wird eine andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Blick Kronions trifft! — (zu Semele)
Ja, Semele, sie mag vor Meid zerbersten,

Wenn Kadmus' Tochter, Griechenland zur Schau,
Hoch im Triumph zum Olympus steigt! --

Semele (leichtfertig lächelnd). Meinst du,
Man werd' in Griechenland von Kadmus' Tochter hören?

Juno. Ha! ob man auch von Siden bis Athen
Von einem andern höret! Semele!
Götter, Götter werden sich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien,
Sterbliche in demuthvollem Schweigen
Vor des Riesentöters Braut sich beugen
Und in zitternder Entfernung . . .

Semele (rasch aufhüpfend, ihr um den Hals fallend). Verree!

Juno. Ewigkeiten -- grauen Welten
Wird's ein weißer Marmor melden:
Hier verehrt' man Semele!
Semele, der Frauen schönste,
Die den Donnerschleuderer
Vom Olymp zu ihren Küffen
In den Staub herunterwang.

Und auf Kamias tausendsach rauschenden Flügeln
Wird's von Meeren schallen und brausen von Hügeln

Semele (außer sich).

Pythia! Apollo! Wenn er doch
Nur erschiene!

Juno. Und auf dampfenden Altären
Werden sie dich göttlich ehren

Semele (begeistert).
Und erhören will ich sie!
Seinen Grimm mit Bitten söhnen,
Lösch' seinen Bliß in Tränen!
Glücklich, glücklich machen will ich sie!

Juno (vor sich).

Armes Ding! das wirst du nie. -- (nachdenkend)
Bald zerschmilzt -- -- -- doch -- garstig mich zu heißen! --
Mein! das Mitleid in den Tartarus! (zu Semele)
Flieh nur! Flieh nur, meine Liebe,
Daß dich Zeus nicht merke! Laß ihn lang

Deiner barren, daß er feuriger
Nach dir schmachte --

Semele. Berce! der Himmel
Hat erkoren dich zu seiner Stimme!
Ich Glücksel'ge! vom Olympus neigen
Werden sich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen --
Laß nur -- laß -- ich muß von binnen fliehn! (eilig ab)

Juno (siegjauchzend ihr nachblickend).
Schwaches, stolzes, leichtbetrogenes Weib!
Fressendes Feuer seine schwachtenden Blicke,
Seine Küsse Zermalmung, Gewittersturm
Seine Umarmung dir! -- Menschliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Des, der die Donner wirft! -- Ha! (in rasender Entzückung)
Wenn nun ihr wächserner sterblicher Leib
Unter des Feuertriehenden Armen
Niederschmilzt, wie vor der Sonne Blut
Flodichter Schnee -- der Meineidige
Statt der sanften, weicharmichten Braut
Seine eignen Schrecken umhals't -- wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Cithäron weiden mein Auge,
Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt: Pfui doch! umarme
Nicht so unsanft, Saturnius! (Sie eilt davon)
(Symphonie.)

Zweite Scene

Der vorige Saal. Plötzliche Klarheit.

Zeus in Jünglingsgestalt. **Merkur** in Entfernung.

Zeus. Sohn Maja!

Merkur (kniend mit gesenktem Haupt). Zeus!

Zeus. Auf! Eile! Schwing

Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer,
Dort weint am Grabe seiner Schäferin
Ein Schäfer -- Niemand soll weinen,

Wenn Saturnius liebet —
 Auf die Tote ins Leben zurück.

Merkur (aufstehend).

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
 Führt mich in einem Hui dahin, zurück
 In einem Hui —

Zeus. Verzeuch! Als ich ob Argus flog,
 Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
 Aus meinen Tempeln -- das ergözte mich,
 Daß mich das Volk so ehrt — Erhebe deinen Flug
 Zu Ceres, meiner Schwester -- so spricht Zeus:
 Zehntausendsach soll sie auf fünfzig Jahr
 Den Argiern die Halmen wiedergeben —

Merkur. Mit zitternder Eile
 Vollstreck' ich deinen Zorn -- mit jauchzender,
 Allvater, deine Huld; denn Wollust ist's
 Den Göttern, Menschen zu beglücken; zu verderben
 Die Menschen, ist den Göttern Schmerz -- Gebent!
 Wo soll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
 Nieden im Staub oder droben im Göttersitz?

Zeus. Nieden im Göttersitz! -- Im Palaste
 Meiner Semele! Fleuch!

(Merkur geht ab.)

— — — — — Sie kommt mir nicht entgegen,
 Wie sonst, an ihre wollustschwellende Brust
 Den König des Olympus zu empfangen?
 Warum kommt meine Semele mir nicht
 Entgegen? -- Odes totes, grauensvolles Schweigen
 Herrscht ringsumher im einsamen Palast,
 Der sonst so wild und so bacchantisch lärmte --
 Kein Lüftchen regt sich -- auf Cithärens Gipfel
 Stand siegesfrolockend Juno -- ihrem Zeus
 Will Semele nicht mehr entgegenneilen -- — —

(Pause, er fährt auf.)

Ha! sollte wohl die Frevlerin gewagt
 In meiner Liebe Heiligtum sich haben? --
 Saturnia -- Cithäron -- ihr Triumph --

Entsetzen, Ahnung! — Semele — — Betroßt! —
 Betroßt! Ich bin dein Zeus! Der weggehauchte Himmel
 Soll's lernen: Semele! Ich bin dein Zeus!

Wo ist die Lust, die sich erschrecken wollte,
 Raub anzunehmen, die Zeus die Seine nennt? —
 Der Ränke spott' ich — Semele, wo bist du? —
 Lang schmachtet' ich — mein weltbelastet Haupt
 An deinem Busen zu begraben, meine Sinnen
 Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
 Und Zügel, Steu'r und Wagen weggeträumt
 Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
 O Wonneraush! Selbst Göttern süßer Taumel!
 Glücksel'ge Trunkenheit! — Was ist Uranos' Blut,
 Was Nektar und Ambrosia, was ist
 Der Thron Olymps, des Himmels goldnes Zepter,
 Was Allmacht, Ewigkeit, Unsterblichkeit, ein Gott —
 Ohne Liebe?

Der Schäfer, der an seines Stroms Gemurmels
 Der Lämmer an der Gattin Brust vergißt,
 Veneidete mir meine Keile nicht.

Sie naht — Sie kommt — O Perle meiner Werke,
 Weib! — Anzubeten ist der Künstler, der
 Dich schuf — — Ich schuf dich — bet' mich an,
 Zeus betet an vor Zeus, der dich erschuf!
 Ha! wer im ganzen Wesenreiche, wer
 Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
 Verschwinden meine Welten, meine strahlenquillenden
 Gestirne, meine tanzenden Systeme,
 Mein ganzes großes Saitenspiel, wie es
 Die Weisen nennen, wie das alles tot
 Gegen eine Seele!

Semele kommt näher, ohne aufzuschauen.

Zeus. Mein Stolz! Mein Thron ein Staub! O Semele!

(Fliegt ihr entgegen, sie will fliehen.)

Du fliehst! — Du schweigst? — Ha! Semele! du fliehst!

Semele (ihn wegstoßend).

Hinweg!

Zeus (nach einer Pause des Erstaunens).

Träumt Jupiter? Will die Natur
Zugrunde stürzen? — So spricht Semele?
Wie, keine Antwort? — Hierig streckt mein Arm
Nach dir sich aus — so pochte nie mein Herz
Der Tochter Aganors entgegen, so
Schlug's nie an Leda's Brust, so braunten meine Lippen
Nach Danaes verschlossnen Küssen nie,
Als ich

Semele. Schweig, Verrater!

Zeus (unwillig zärtlich). Semele!

Semele. Fleuch!

Zeus (mit Majestät sie ansehend). Ich bin Zeus!

Semele. Du Zeus?

Ergittere, Salmonens, mit Schrecken wird
Er wiederfordern den gestobnen Schmuck,
Den du gelästert hast — Du bist nicht Zeus!

Zeus (groß).

Der Weltbau dreht im Wirbel sich um mich
Und nennt mich so

Semele. Ha! Gotteslästerung!

Zeus (sanfter).

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieser Ton?
Wer ist der Wurm, der mir dein Herz entwendet?

Semele. Mein Herz war dem geweiht, des Aff' du bist —
Ost kommen Menschen, unter Götterlarve
Ein Weib zu fangen — Fort! Du bist nicht Zeus!

Zeus. Du zweifelst? Kann an meiner Gotttheit Semele
Noch zweifeln?

Semele (wehmütig). Wärfst du Zeus! Kein Sohn
Des Morgennimmerfeins soll diesen Mund berühren,
Zeus ist dies Herz geweiht — — O wärfst du Zeus!

Zeus. Du weineest? Zeus ist da, und Semele soll weinen!
(niederfallend)

Sprich, fordre! und die knechtische Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus' liegen!
Gehet! und Ströme machen gäbllings halt!
Und Helikon und Kaukasus und Cynthus

Und Athos, Mykale und Rhodope und Pindus,
 Von meines Winkels Allgewalt
 Entfesselt küssen Thal und Triften
 Und tanzen, Klößen gleich, in den verfinsterten Lüften.
 Gebent! und Nord und Ost und Wirbelwind
 Belagern den allmächtigen Trident,
 Durchrütteln Posidaons Throne,
 Empöret steigt das Meer, Gestad und Damm zu Hobue,
 Der Bliß prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel krachen,
 Der Donner brüllt aus tausendfachem Rachen,
 Der Ozean läuft gegen den Olympus Sturm,
 Dir flöhet der Orkan ein Siegeslied entgegen,
 Gebent

Semele. Ich bin ein Weib, ein sterblich Weib,
 Wie kann vor seinem Topp der Töpfer liegen,
 Der Künstler knien vor seiner Statue?

Zeus. Pygmalion beugt sich vor seinem Meisterstücke -
 Zeus betet an vor seiner Semele!

Semele (heftiger weinend).
 Steh auf -- Steh auf -- O weh mir armen Mädchen!
 Zeus hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben.
 Und Götter lachen mein, und Zeus verachtet mich!

Zeus. Zeus, der zu deinen Füßen liegt

Semele. Steh auf!
 Zeus thronet über höh'ren Donnerkeilen
 Und spottet eines Wurms in Junos Armen.

Zeus (mit Heftigkeit).
 Ha! - Semele und Juno! - Wer
 Ein Wurm?

Semele. O unaussprechlich glücklich wär'
 Die Tochter Kadmus' -- wärst du Zeus -- O weh,
 Du bist nicht Zeus!

Zeus (steht auf). Ich bin's!

(Reckt die Hand aus, ein Regenbogen steht im Saal. Die Musik begleitet
 die Erscheinung.)

Kennst du mich nun?

Semele. Stark ist des Menschen Arm, wenn ihn die Götter stützen,

Dich liebt Saturnius – Nur Götter kann
Ich lieben –

Zeus. Noch! Noch zweifelst du,
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborget,
Nicht gottgeberen sei? – Die Götter, Semele,
Verleihn den Menschen oft wohlthätige Kräfte,
Doch ihre Schrecken leihen Götter nie –
Tod und Verderben ist der Gottheit Siegel,
Tötend enthüllt sich Jupiter dir!

(Er reißt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben. Musik begleitet
hier und in Zukunft den Zauber.)

Semele. Zieh deine Hand zurück! – O Gnade! Gnade
Dem armen Volk! – Dich hat Saturnius
Gezeuget –

Zeus. Ha! Leichtfertige!
Soll Zeus dem Starrsinn eines Weibes wohl
Planeten drehn und Sonnen stillstehn heißen?
Zeus wird es tun! – Oft hat ein Göttersohn
Den feuerschwängern Bauch der Felsen aufgeriñt,
Doch seine Kraft erlahmt in Tellus' Schranken;
Das kann nur Zeus!

(Er reißt die Hand aus, die Sonne verschwindet, es wird plötzlich Nacht.)

Semele (stürzt vor ihm nieder). Allmächtiger! – O wenn
Du lieben könntest!

(Es wird wiederum Tag.)

Zeus. Ha! die Tochter Kadmus' fragt
Kronion, ob Kronion lieben könnte?
Ein Wort – und er wirft seine Gottheit ab,
Wird Fleisch und Blut und stirbt und wird geliebt.

Semele. Das täte Zeus?

Zeus. Sprich, Semele, was mehr?
Apollo selbst gestand, es sei Entzücken,
Mensch unter Menschen sein – Ein Wink von dir – Ich bin's!

Semele (fällt ihm um den Hals).
O Jupiter, die Weiber Epidaurus' schelten
Ein töricht Mädchen deine Semele,

Die, von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

Zeus (heftig). Erröten sollen

Die Weiber Epidaurus'! — Bitte! Bitte nur!

Und bei dem Styr, des schrankenlose Macht

Selbst Götter sklavisch beugt — Wenn Zeus dir zaudert,

So soll der Gott in einem einz'gen Nu

Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

Semele (froh auffpringend).

Daran erkenn' ich meinen Jupiter!

Du schwurest mir — der Styr hat es gehört!

So laß mich denn nie anders dich umarmen,

Als wie —

Zeus (erschrocken schreiend). Unglückliche! halt ein!

Semele. Saturnia —

Zeus (will ihr den Mund zubalten). Verstumme!

Semele. Dich umarmt!

Zeus (bleich, von ihr weggewandt).

Zu spät! Der Laut entrann! Der Styr! Du hast den Tod
Erbeten, Semele! —

Semele. Ha! So liebt Jupiter?

Zeus. Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur
Geliebt! (Mit kaltem Entsetzen sie anstarrend.) Du bist verloren —

Semele. Jupiter!

Zeus (grimmig vor sich hinredend).

Ha! merk' ich nun dein Siegfrohlocken, Juno?

Verwünschte Eifersucht! — Oh, diese Rose stirbt!

Zu schön — O weh! Zu kostbar für den Acheron!

Semele. Du geizest nur mit deiner Herrlichkeit!

Zeus. Fluch über meine Herrlichkeit, die dich

Verblendete! Fluch über meine Größe,

Die dich zerschmettert! Fluch! Fluch über mich!

Daß ich mein Glück auf morschen Staub gebaut!

Semele. Das sind nur leere Schrecken, Zeus, mir bangt
Vor deinem Drohen nicht!

Zeus. Betörtes Kind!

Geh — nimm das letzte Lebwohl auf ewig

Von deinen Freundinnen nichts nichts vermag

Dich mehr zu retten - Semele! ich bin dein Zeus!
 Auch das nicht mehr Geh --

Semele. Meidischer! der Styr!

Du wirst mir nicht entchlüpfen. (Sie geht ab.)

Zeus. Mein! triumphieren soll sie nicht Erzittern
 Soll sie -- und kraß der tötenden Gewalt,
 Die Erd' und Himmel mir zum Schemel macht,
 Will an den schroffsten Felsen Ibraziens
 Mit diamantnen Ketten ich die Arge schmieden --
 Auch diesen Schwur

Merkur erscheint in Entfernung.

Was will dein rascher Flug?

Merkur. Feuerigen, geflügelten, weinenden Dank
 Der Glücklichen --

Zeus. Verderbe sie wieder!

Merkur (erstaunt).

Zeus!

Zeus. Glücklich soll niemand sein!
 Sie stirbt

(Der Vorhang fällt.)

Der Menschenfeind

Ein Fragment

Gegend in einem Park.

Erste Scene

Angelika von Hutten. **Wilhelmine von Hutten**, ihre Tante und Stiftdame, kommen aus einem Wäldchen; bald darauf **Gärtner Viber**.

Angelika. Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie setzen sich so lange ins Kabinett und lesen. Ich hole mir meine Blumen beim Gärtner. Unterdessen wird's neun Uhr, und er kommt. Sie sind's doch zufrieden?

Wilhelmine. Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe. (Geht nach der Laube.)

Gärtner Viber (bringt Blumen). Das Beste, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyazinthen sind alle.

Angelika. Recht schönen Dank auch für dieses.

Viber. Aber eine Rose sollen Sie morgen haben, die erste vom ganzen Frühling, wenn Sie mir versprechen wollen.

Angelika. Was wünschen Sie, guter Viber?

Viber. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine Aurikeln sind nun auch fort, und mein schöner Levkoienstol geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angesehen. Da hab' ich voriges Jahr den großen Sumpf lassen austrocknen gegen Mitternacht und einige tausend Stück Bäume darauf gezogen. Die junge Welt treibt sich und schiest emper -- es ist ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln -- Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich schon im voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde hereinführen. Es wird Abend -- und wieder Abend -- und der Herr hat sie nicht bemerkt. Sehen Sie, mein Fräulein, das schmerzt mich, ich kann's nicht leugnen.

Angelika. Es geschieht noch, gewiß geschieht's noch — haben Sie in des Geduld, guter Viber.

Viber. Der Park kostet ihm, jahraus, jahrein, seine baren zweitausend Taler, und ich werde bezahlt, wie ich's nicht verdiene — wozu nüz' ich denn, wenn ich dem Herrn für sein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Mein, gnädiges Fräulein, ich kann nicht länger das Brot Ihres Herrn Vaters essen, oder er muß mich ihm beweisen lassen, daß ich ihn nicht drum bestehle.

Angelika. Ruhig, ruhig, lieber Mann! Das wissen wir alle, daß Sie das und noch weit mehr verdienen.

Viber. Mit Ihrer Erlaubnis, mein Fräulein, davon können Sie nicht sprechen. Daß ich meine zwölf Stunden des Tags seinen Garten besuche, daß ich ihm nichts veruntreue und Ordnung unter meinen Leuten erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber daß ich es mit Freuden tue, weil ich es ihm tue, daß ich des Nachts davon träume, daß es mich mit der Morgensonne her austreibt — das, mein Fräulein, muß er mir mit seiner Zufriedenheit lohnen. Ein einziger Besuch in seinem Park tut hier mehr als alle sein Mammen — und sehen Sie, mein gnädiges Fräulein — das eben war's, warum ich Sie jetzt habe

Angelika. Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie selbst wissen, wie oft und immer vergeblich — Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

Viber (ihre Hand fassend und mit Lebhaftigkeit). Er ist noch nicht in seiner Baumschule gewesen. Bitten Sie ihn, daß er mir erlaube, ihn in seine Baumschule zu führen. Es ist nicht möglich, diesen Dank einzusammeln von der unvernünftigen Kreatur, und Menschen verloren geben. Wer darf sagen, daß er an der Freude verzweifle, solange noch Arbeiten lohnen und Hoffnungen einschlagen? —

Angelika. Ich verstehe Sie, redlicher Viber — vielleicht aber waren Sie mit Gewächsen glücklicher als mein Vater mit Menschen.

Viber (schnell und bewegt). Und er hat eine solche Tochter? (Er will mehr sagen, unterdrückt es aber und schweigt einen Augenblick.) Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menschen — der schlecht belohnten Erwartungen viel, der gescheiterten Pläne viel — aber (die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreifend) eine Hoffnung ist ihm aufgegangen — alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreißen kann — (Er entfernt sich.)

Zweite Szene

Angelika. Wilhelmine.

Wilhelmine (steht auf und folgt ihm mit den Augen). Ein sonderbarer Mann! Immer fällt's ihm aufs Herz, wenn diese Saite berührt wird. Es ist etwas Unbegreifliches in seinem Schicksal.

Angelika (sich unruhig umsehend). Es wird sehr spät. Er hat sonst nie so lang auf sich warten lassen — Rosenberg.

Wilhelmine. Er wird nicht ausbleiben. Wie ängstlich wieder und ungeduldig!

Angelika. Und diesmal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es schlageln sollte! Ich habe diesen Tag mit Herzensangst herannahen sehen.

Wilhelmine. Erwarte nicht zu viel von diesem einzigen Tage.

Angelika. Wenn er ihm mißfiel? — Wenn sich ihre Charaktere zurückstießen? — Wie kann ich hoffen, daß er mit ihm die erste Ausnahme machen werde? — wenn sich ihre Charaktere zurückstießen? — Meines Vaters kränkende Bitterkeit und Rosenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübsinn und Rosenbergs heitre mutwillige Freude! Unglücklicher konnte die Natur nicht spielen — und wer ist mir Bürge, daß er ihm einen zweiten Besuch nicht ebendarum verweigert, weil er schon bei dem ersten Gefahr lief, ihn hochzuschätzen?

Wilhelmine. Leicht möglich, meine Liebe — Doch von allem dem sagte dir noch gestern dein Herz nichts.

Angelika. Gestern! Solang ich nur ihn sah, nur ihn fühlte, nichts wußte als ihn! Da sprach noch das leichtsinnige, liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters, und alle meine Hoffnungen verschwinden. O warum konnte denn dieser liebliche Traum nicht fort-dauern? Warum mußte die ganze Freude meines Lebens einem einzigen schrecklichen Wurf überlassen werden?

Wilhelmine. Deine Furcht macht dich alles vergessen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Rosenberg seine Liebe bekannte, da er deinetwegen alle Bande zerriß, die ihn an seinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptstadt gefesselt hielten, da er sich freiwillig in die traurige Einöde seiner Güter verbannte, um dir näher zu sein — seit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe vergiftet. Warst du es nicht selbst, die an der Heimlichkeit dieses Verständnisses Anstoß nahm? Die mit unablässigen Bitten und Mahnungen so lange in ihn stürmte, bis

er, ungern genug, sein Versprechen gab, sich um die Gunst deines Vaters zu bewerben. Mein Vater, sagtest du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menschen; die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, daß auch seine Tochter ihn hintergangen hat.

Angelika (mit reger Empfindung). Nie, nie soll er das! — Erinnern Sie mich noch, liebe Tante. Ich fühle mich stärker, entschlossener. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber wahr soll seine Tochter sein. Ich will keinen Hoffnungen Raum geben, die sich vor meinem Vater verbergen müßten. Bin ich es seiner Güte nicht schuldig? Er gab mir ja alles. Selbst für die Freuden des Lebens ersterben, was hat er nicht getan, um mir sie zu schenken? Mir zur Lust schuf er diese Gegend zum Paradiese und ließ alle Künste wetteifern, das Herz seiner Angelika zu entzücken und ihren Geist zu veredeln. Ich bin eine Königin in diesem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohltätigkeit ab, das er mit blutendem Herzen selbst niederlegte. Mir gab er die süße Vollmacht, das verschämte Elend zu suchen, verhehlte Tränen zu trocknen und der flüchtigen Armut eine Zuflucht in diesen stillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieses, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von sich stieß.

Wilhelmine. Und hast du sie nie übertreten, diese leichte Bedingung?

Angelika. Ich bin ihm ungehorsam geworden. Meine Wünsche sind über diese Mauern geslogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. Ehe Rosenberg in diesen Wäldern jagte, warst du noch sehr glücklich.

Angelika. Glücklich wie eine Himmlische — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. So auf einmal hat sich alles verändert? Auch deine sonst so traute Gespielin, diese schöne Natur, ist dieselbe nicht mehr?

Angelika. Die Natur ist die nämliche, aber mein Herz ist es nicht mehr. Ich habe Leben gekostet, kann mich mit der toten Bildsäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt alles verwandelt ist um mich herum. Er hat alle Erscheinungen um mich her bestochen. Die aufsteigende Sonne ist mir jetzt nur ein Stundenweiser seiner Ankunft, die fallende Fontäne murmelt mir seinen Namen, meine Blumen hauchen nur seinen Atem aus ihren Kelchen. — Sehen Sie mich nicht so finster an, liebe Tante — Ist es denn meine Schuld, daß der erste Mann, der mir außerhalb unsrer Grenzsteine begegnete, gerade Rosenberg war?

Wilhelmine (gerührt sie ansehend). Liebes unglückliches Mädchen — also auch du — ich bin unschuldig, ich hab' es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einst deinem Schicksale nicht entfliehen wirst.

Angelika. Immer sagen Sie mir das vor, liebe Tante. Ich verstehe Sie nicht.

Wilhelmine. Der Park wird geöffnet.

Angelika. Das Schnauben seiner Diana! Er kommt. Es ist Rosenberg. (Ihm entgegen.)

Schluß der dritten Szene

Angelika. Ah, Rosenberg, was haben Sie getan? Sie haben sehr übel getan.

Rosenberg. Das fürcht' ich nicht, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, daß wir miteinander bekannt werden sollten; Sie wünschten, daß ich ihn interessieren möchte.

Angelika. Wie? Und das wollen Sie dadurch erreichen, daß Sie ihn gegen sich aufbringen?

Rosenberg. Für jetzt durch nichts anders. Sie haben mir selbst erzählt, wie viele Versuche auf seine Gemütskrankheit schon mißlungen sind. Alle jene unbestellten feierlichen Sachwalter der Menschheit haben ihn nur seine Überlegenheit fühlen lassen und sind schlecht genug gegen die verfängliche Beredsamkeit seines Kummers bestanden. Ihm mag es einerlei sein, ob wir übrigen an die Gerechtigkeit dieses Hasses glauben, aber nie wird er's dulden, daß wir geringschäßig davon denken. Dieser Demütigung fügt sich sein Stolz nicht. Uns zu widerlegen, war ihm freilich nicht der Mühe wert, aber in seinem Unwillen kann er sich wohl entschließen, uns zu beschämen — Es kommt zum Gespräch — das ist alles, was wir fürs erste wünschten.

Angelika. Sie nehmen es zu leicht, lieber Rosenberg. — Sie vertrauen sich, mit meinem Vater zu spielen. Wie sehr fürchte ich —

Rosenberg. Fürchten Sie nichts, meine Angelika. Ich setze für Wahrheit und Liebe. Seine Sache ist so schlimm, als die meinige gut ist.

Wilhelmine (welche diese ganze Zeit über wenig Anteil an der Unterredung zu nehmen geschienen hat). Sind Sie dessen wirklich so gewiß, Herr von Rosenberg?

Rosenberg (der sich rasch zu ihr wendet, nach einem kurzen Stillschweigen ernsthaft). Ich denke, daß ich's bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine (steht auf). Dann schade um meinen armen Bruder. Es ist ihm so schwergefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er ist, und wie ich sehe, ist es etwas so Leichtes, ihm das Urtheil zu sprechen.

Angelika. Lassen Sie uns nicht zu voreilig richten, Rosenberg. Wir wissen so wenig von den Schicksalen meines Vaters.

Rosenberg. Mein ganzes Mitleid soll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn sie ihn wirklich zum Menschenhasser machten. — Es ist ihm schwergefallen, sagen Sie (zu der Stiftsdame), dieser unglückliche Mann zu werden — aber wollten Sie wohl die Rechtfertigung eines Menschen übernehmen, der dasjenige an sich vollendet, was ein schreckliches Schicksal ihm noch erlassen hat? Dem Rasenden wohl das Wort zu reden, der auch den einzigen Mantel noch von sich wirft, den ihm Räuber gelassen haben? — Oder wissen Sie mir einen ärmeren Mann zwischen Himmel und Erde als den Menschenfeind?

Wilhelmine. Wenn er in der Verfinsterung seines Jammers nach Gisten greift, wo er Linderung suchte, was geht das Sie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlassen, dem ich kein Auge zu schenken habe.

Rosenberg (mit aufsteigender Röthe und etwas lebhafter Stimme). Nein, bei Gott! Nein! — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der sich die Augen mutwillig zudrückt und dem Geber des Lichtes flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Besitz dieser Tochter nicht unendlich erstattet wird? Darf er einem Geschlechte fluchen, das er täglich, stündlich in diesem Spiegel sieht? Menschenhasser, Menschenfeind! Er ist keiner. Ich will es beschwören, er ist keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es gibt keinen Menschenhasser in der Natur, als wer sich allein anbetet oder sich selbst verachtet.

Angelika. Gehen Sie, Rosenberg. Ich beschwöre Sie, gehen Sie. In dieser Stimmung dürfen Sie sich meinem Vater nicht zeigen.

Rosenberg. Recht gut, daß Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Gespräch angefangen, wobei ich immer versucht bin, allzu lebhaft Partei zu nehmen — Verzeihen Sie, meine Fräulein. — Auch möcht' ich nicht gern Gefahr laufen, vorschnell zu sein, und soll doch erst heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden.

— Von etwas anderm denn! — Dieses Gesicht wird so ernsthaft, und die Wangen der Tochter muß ich erst heiter sehen, wenn ich Mut haben soll, bei dem Vater für meine Liebe zu kämpfen. — Das ganze Städtchen war ja geschmückt wie an einem Festtag, als ich vorbeikam. Wozu diese Anstalt?

Angelika. Meinen Vater zu seinem Geburtstage zu begrüßen.

Vierte Scene

Julchen, in Angelikas Diensten, zu den Vorigen.

Julchen. Der Herr hat geschickt, gnädiges Fräulein. Er will Sie vor Mittag noch sprechen. — Sie auch da, Herr von Rosenberg? Sie will er auch sprechen.

Angelika. Uns beide! Beide zusammen -- Rosenberg -- Uns beide! Was bedeutet das?

Julchen. Zusammen? Nein, davon weiß ich nichts.

Rosenberg (im Begriff wegzugehen, zu Angelika). Ich lasse Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanfter werd' ich ihn aus Ihren Händen empfangen.

Angelika (ängstlich). Sie verlassen mich, Rosenberg -- Wohin? — Ich muß Sie noch etwas Wichtiges fragen.

Rosenberg (führt sie beiseite. Wilhelmine und Julchen verlieren sich im Hintergrunde).

Julchen. Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den festlichen Aufzug zu sehen.

Angelika. Das ist ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Rosenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! — Sind Sie auch vorbereitet — gefaßt auf alles, was geschehen kann? — Wozu sind Sie entschlossen, wenn Sie meinem Vater mißfallen?

Rosenberg. Ich bin entschlossen, ihm nicht zu mißfallen.

Angelika. Jetzt nicht diesen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals teuer war, Rosenberg — Es steht nicht bei Ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müssen das Schlimmste erwarten wie das Erfreulichste — Ich darf Sie nicht mehr sehen, wenn Sie unfreundlich voneinander scheiden — was haben Sie beschlossen zu tun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

Rosenberg. Gute Liebe! — sie ihm abzunötigen.

Angelika. O wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie so zuver-

sichtlich entgegengehen! Sie erwarten einen Menschen, den Tränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daß die sanften Töne Ihres Herzens widerhallen werden in dem seinigen? — Ach es ist zerrissen, dieses Saitenspiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf sein Herz misslingen — Rosenberg! noch einmal! Was beschließen Sie, wenn sie alle misslingen?

Rosenberg (ruhig ihre Hand fassend). Alle werden's nicht, alle gewiß nicht! Fassen Sie Herz, liebe Furchtsame. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich habe mir diesen Menschen zum Ziele gemacht, habe mir vorgesetzt, ihn nicht aufzugeben, also hab' ich ihn ja gewiß. (Sie gehen ab.)

Fünfte Scene

Ein Saal.

v. Hutten aus einem Kabinett. Abel, sein Haushofmeister, folgt ihm mit einem Rechnungsbuch.

Abel (liest). Herrschaftlicher Vorshuß an die Gemeine nach der großen Wassersnot vom Jahre 1784. Zweitausendneunhundert Gulden —

v. Hutten (hat sich niedergesetzt und durchsieht einige Papiere, die auf dem Tisch liegen). Der Acker hat sich erholt; der Mensch soll nicht länger leiden als seine Felder. Streich' Er aus diesen Posten. Ich will nicht mehr daran erinnert sein.

Abel (durchstreicht mit Kopfschütteln die Rechnung). Ich muß mir's gefallen lassen — bleiben also noch zu berechnen die Interessen von sechs halb Jahren —

v. Hutten. Interessen? Mensch!

Abel. Hilft nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muß sein in den Rechnungen eines Verwalters. (will weiterlesen)

v. Hutten. Den Rest ein andermal. Jetzt ruf' Er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

Abel. Der Pächter vom Holzhof hätte Lust zu dem Polacken, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man soll ihm die Währe hingeben, meint der Reitknecht, ehe ein zweites Unheil geschehe.

v. Hutten. Soll das edle Tier darum vor dem Pfluge altern, weil es in sieben Jahren einmal falsch gegen mich war? So hab' ich es mit

keinem gehalten, der mir mit Undank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

Abel (nimmt das Rechnungsbuch und will gehen).

v. Hutten. Es fehlten ja neulich wichtige Empfangscheine in der Kasse, sagt Er mir, und der Rentmeister sei ausgeblieben?

Abel. Ja, das war vorigen Donnerstag.

v. Hutten (sieht auf). Das freut mich, freut mich — daß er doch endlich noch zum Schelm geworden ist, dieser Rentmeister. Er hat mir elf Jahre ohne Tadel gedient — Seht' Er das nieder, Abel. Erzählt' Er mir mehr davon.

Abel. Schade um den Mann, Ihr Gnaden! Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde getan und ist heute morgen mit einem gebrochenen Arm hereingebracht worden. Die Quittungen fanden sich unter andern Papieren.

v. Hutten (mit Heftigkeit). Und er war also kein Betrüger! — Mensch, warum hast du mir Lügen berichtet?

Abel. Gnädiger Herr, man muß immer das Schlimmste von seinem Nächsten denken.

v. Hutten (nach einem düstern Stillschweigen). Er soll aber ein Betrüger sein, und die Quittungen soll man ihm zahlen.

Abel. Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt, und das Nachsehen hat mir gewaltiges Geld gekostet. Es ist verdrießlich, daß dies alles nun so weggeworfen ist.

v. Hutten (sieht ihn lang verwundernd an). Teurer Mann! Ein wahres Kleinod bist du mir — wir dürfen nie voneinander.

Abel. Das wolle Gott nicht — und wenn mir gewisse Leute auch noch so große Versprechungen

v. Hutten. Gewisse Leute! Was?

Abel. Ja, Ihr Gnaden. Ich weiß auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

v. Hutten. Regt der sich auch wieder? Nun?

Abel. Zweihundert Pistolen ließ er mir bieten und doppelten Gehalt auf zeitlebens, wenn ich ihm seine Enkelin, Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

v. Hutten (steht schnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er sich wieder gesetzt hat, zum Verwalter). Und dieses Gebot hat Er ausgeschlagen?

Abel. Bei meiner armen Seele, ja! Das hab' ich.

v. Hutten. Zweihundert Pistolen, Mensch, und doppelten Gehalt auf zeitlebens! — Wo denkt Er hin? Hat Er das wohl erwogen?

Abel. Keiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeschlagen. Schelmerei gedeiht nicht, bei Euer Gnaden will ich leben und sterben.

v. Hutten (kalt und fremd). Wir taugen nicht füreinander.

(Man hört von ferne eine muntere ländliche Musit, mit vielen Menschen stimmen untermischt. Sie kommt dem Schloß immer näher.)

Ich höre da Töne, die mir zuwider sind. Folg' Er mir in ein andres Zimmer.

Abel (ist auf den Altan getreten und kommt eine Weile darauf wieder). Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntags-schmuck und mit klingendem Spiel und hält unten vor dem Schloß. Der gnädige Herr, rufen sie, möchten doch auf den Altan treten und sich Ihren getreuen Untertanen zeigen.

v. Hutten. Was wollen sie von mir? Was haben sie anzubringen?

Abel. Euer Gnaden vergessen

v. Hutten. Was?

Abel. Sie kommen diesmal nicht so leicht los, wie im vorigen Jahre —

v. Hutten (steht schnell auf). Weg! Weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel. Das hab' ich ihnen schon gesagt, Ihr Gnaden — aber sie kämen aus der Kirche, hieß es, und Gott im Himmel habe sie gehört.

v. Hutten. Er hört auch das Bellen des Hundes und den falschen Schwur in der Kehle des Heuchlers und muß wissen, warum er bei- des gewollt hat (Indem das Volk hineindringt.) O Himmel! Wer hat mir das getan? (Er will in ein Kabinett entweichen, viele halten ihn zurück und fassen den Saum seines Kleides.)

Sechste Scene

Die Vorigen. Die Vasallen und Beamten Huttens, Bürger und Landleute, welche Geschenke tragen, junge Mädchen und Frauen, die Kinder an der Hand führen oder auf dem Arm tragen. Alle einfach, aber anständig gekleidet.

Vorsteher. Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte sich keines. Er wird Graubärte keine Fehlbitte tun lassen. Er wird unsre Kleinen nicht von sich stoßen.

Einige Mädchen (welche sich ihm nähern). Gnädiger Herr, dieses

wenige bringen Ihnen Ihre dankbaren Untertanen, weil Sie uns alles gaben.

Zwei andre Mädchen. Diesen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenschaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen. Und diese Blumen streuen wir Ihnen, weil Sie unsre Wildnis zum Paradies gemacht haben.

Erster und zweites Mädchen. Warum wenden Sie das Gesicht weg, lieber gnädiger Herr? Sehen Sie uns an. Reden Sie mit uns. Was taten wir Ihnen, daß Sie unsern Dank so zurückstoßen?

(Eine lange Pause.)

v. Hutten (ohne sie anzusehen, den Blick auf den Boden geschlagen). Werf' Er Geld unter sie, Verwalter – Geld, soviel sie mögen – Sehen' Er meine Kasse nicht – Er sieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann (der aus der Menge hervortritt). Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir sind keine Lohnknechte.

Einige andere. Wir wollen ein sanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein vierter. Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir sind Menschen.

Mehrere. Wir sind Menschen, und das haben wir nicht verdient.

v. Hutten. Werft diesen Namen von euch und seid mir unter einem schlechtern willkommen – Es beleidigt euch, daß ich euch Geld anbiete? Ihr seid gekommen, sagt ihr, mir zu danken? – Wofür anders könnt ihr mir denn danken als für Geld? Ich wüßte nicht, daß ich einem von euch etwas Besseres gegeben. Wahr ist's, eh' ich Besitz von dieser Grafschaft nahm, kämpftet ihr mit dem Mangel, und ein Unmensch häufte alle Lasten der Leibeigenschaft auf euch. Euer Fleiß war nicht euer, mit ungerührten Augen saht ihr die Saaten grünen und die Halmen sich vergolden, und der Vater verbot sich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Sohn geboren war. Ich zerbrach diese Fesseln, schenkte dem Vater seinen Sohn und dem Sämann seine Ernte. Der Segen stieg herab auf eure Aekren, weil die Freiheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt ist keiner unter euch so arm, der des Jahres nicht seinen Ochsen schlachtet; ihr legt euch in geräumigen Häusern schlafen, mit der Nothdurft seid ihr abgefunden und habt noch übrig für die Freude. (indem er sich aufrichtet und gegen sie wendet) Ich sehe die Gesundheit in euren Augen und den Wohl-

stand auf euren Kleidern. Es ist nichts mehr zu wünschen übrig. Ich hab' euch glücklich gemacht.

Ein alter Mann (aus dem Hause). Mein, gnädiger Herr! Geld und Gut ist Ihre geringste Wohlthat gewesen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unsern Feldern gleichgehalten. Sie haben uns zu Menschen gemacht.

Ein zweiter. Sie haben uns eine Kirche gebaut und unsre Jugend erziehen lassen.

Ein dritter. Und haben uns gute Gesetze und gewissenhafte Richter gegeben.

Ein vierter. Ihnen danken wir, daß wir menschlich leben, daß wir uns unsers Lebens freuen.

v. Hutten (in Nachdenken vertieft). Ja, ja — das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn sich der kriechende Busch nicht zum Baume aufrichtete. — Es ist meine Schuld nicht, wenn ihr da liegen bliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Geständnis spricht euch das Urtheil. Diese Genügsamkeit beweist mir, daß meine Arbeit an euch verloren ist. Hättet ihr etwas an eurer Glückseligkeit vermist — es hätte euch zum erstenmal meine Achtung erworben. (indem er sich abwendet) Seid, was ihr sein könnt — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge. Sie gaben uns alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch Ihre Liebe.

v. Hutten (mit finstern Ernst). Wehe dir, der du mich erinnerst, wie oft meine Torheit dieses Gut verschleuderte. Es ist kein Gesicht in dieser Versammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. Meine Liebe — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, preise den Zufall, der sie über deinen Weinstock dahinführte, aber den schwindlichen Wunsch untersage dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und sie, wenn sie von dir gewußt haben müßte, um dir zu leuchten, wenn sie, die eilende, in ihrer himmlischen Bahn deinem Danke stillhalten müßte! Ihrer ewigen Regel gehorsam, gießt sie ihren Strahlenstrom aus — gleich unbekümmert um die Fliege, die sich darin sonnt, und um dich, der ihr himmlisches Licht mit seinen Lasteren besudelt. Was sollen mir diese Gaben? Von meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der euren.

Der Alte. O das schmerzt uns, mein theurer Herr, daß wir alles besitzen sollen und nur die Freude des Dankens entbehren.

v. Hutten. Weg damit. Ich verabscheue Dank aus so unheiligen Händen. Waschet erst die Verleumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die scheelschende Mißgunst aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Tücke, werft eure gleisnerischen Larven ab, laßet die Waage des Richters aus euren schuldigen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daß dieses Gaukelspiel von Eintracht mir die neidische Zwietracht verberge, die auch an den heiligsten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden einzelnen aus dieser Versammlung, die durch ihre Menge mir ehrwürdig sein will? — Ungesehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Hasses lebt von euren Lastern. (zu dem Alten) Du machst dich an, mir Ehrfurcht abzufordern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Last eines langen Lebens deinen Nacken beugt? — Desto gewisser weiß ich nun, daß du auch meiner Hoffnung verloren bist! Mit leeren Händen steigst du von dem Zenit des Lebens herunter: was du bei voller Mannkraft verschleßt, wirst du an der Krücke nicht mehr einholen. War es eure Meinung, daß der Anblick dieser schuldlosen Würmer (auf die Kinder zeigend) zu meinem Herzen sprechen sollte? O sie alle werden ihren Vätern gleichen, alle diese Unschuldigen werdet ihr nach eurem Bilde verstümmeln, alle dem Zweck ihres Daseins entführen O warum seid ihr hiehergekommen? — Ich kann nicht Warum mußtet ihr mir dieses Geständnis abnötigen? — Ich kann nicht sanft mit euch reden. (Er geht ab.)

Siebente Scene

Eine abgelegene Gegend des Parks,

ringsum eingeschlossen, von anziehendem, etwas schwermütigem Charakter.

v. Hutten (tritt auf, mit sich selbst redend). Daß ihr dieses Namens so wert wäret, als er mir heilig ist! — Mensch! Herrliche, hohe Erbscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingst du aus seinen Händen! Welche Wohllaute schlossen in deiner Brust, ehe deine Leidenschaft das goldene Spiel zerstörte!

Alles um dich und über dir sucht und findet das schöne Maß der Vollendung — Du allein stehst unreif und mißgestaltet in dem untadeligen Plan. Von keinem Auge ausgespäht, von keinem Verstande

bewundert, ringt in der schweigenden Muschel die Perle, ringt der Kristall in den Tiefen der Berge nach der schönsten Gestalt. Wohin nur dein Auge blickt – der einstimmige Fleiß aller Wesen, das Geheimnis der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo sie gesäet hat, findet sie eine Ernte – Du allein, ihr liebster, ihr beschenktester Sohn, bleibst aus – nur was sie dir gab, findet sie nicht wieder, erkennt sie in seiner entstellten Schönheit nicht mehr.

Sei vollkommen. Zahllose Harmonien schlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen – Rufe sie heraus durch deine Vortrefflichkeit. Fehlte je der schöne Lichtstrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmut auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Busen floss? Kannst du es dulden, daß das Gememe, das Vergängliche in dir das Edle, das Unsterbliche beschäme?

Dich zu beglücken ist der Kranz, um den alle Wesen buhlen, wornach alle Schönheit ringt – deine wilde Begierde strebt diesem gütigen Willen entgegen, gewaltsam verkehrst du die wohlthätigen Zwecke der Natur – Fülle des Lebens hat die freundliche um dich her gebreitet, und Tod nötigtst du ihr ab. Dein Haß schärft das friedliche Eisen zum Schwerte; mit Verbrechen und Klüchen belastet deine Habsucht das schuldlose Gold, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinstocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Lastern, aber deine Laster stecken es nicht an. Rein bewahrt sich das mißbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienste. Seine Bestimmung kannst du ihm rauben, aber nie den Gehorsam, womit es ihr dienet. Sei menschlich oder sei Barbar – mit gleich kunstreichem Schlage wird das folgsame Herz deinen Haß und deine Sanftmut begleiten.

Lehre mich deine Genügsamkeit, deinen ruhigen Gleichmut, Natur – Treu, wie du, habe ich an der Schönheit gehangen, von dir laß mich lernen die verfehlte Lust des Beglückens verschmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den freudigen Mut nicht verliere – laß mich deine glückliche Blindheit mit dir teilen. Verbirg mir in deinem stillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Würde der Mond seine strahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder sähe, dessen Pfad sie beleuchten soll? – Zu dir flüchte ich dieses liebende Herz – Tritt zwischen meine Menschlichkeit und den Menschen. – Hier, wo mir seine raube Hand nicht begegnet, wo die

feindselige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verschreckt, abgeschieden von dem Geschlechte, laß mich die heilige Pflicht meines Daseins in die Hand meiner großen Mutter, an die ewige Schönheit entrichten. (sich umschauend) Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gotttheit, deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinaus zu dem höchsten Verstande, aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Der Mensch wühlt mir Wolken in den silberklaren Strom – wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer.
(Er will aufstehen. Angelika sieht vor ihm.)

Achte Scene

v. Hutten. Angelika.

Angelika (tritt schüchtern zurück). Es war Ihr Befehl, mein Vater. Aber wenn ich Ihre Einsamkeit störe

v. Hutten (der sie eine Zeitlang stillschweigend mit den Augen mißt, mit sanftem Vorwurf). Du hast nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

Angelika (betroffen). Mein Vater

v. Hutten. Du wußtest um diesen Überfall. Gesteh es – du selbst hast ihn veranlaßt.

Angelika. Ich darf nicht nein sagen, mein Vater.

v. Hutten. Sie sind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verstanden. Sieh, du hast nicht gut gehandelt.

Angelika. Meine Absichten verdienen Verzeihung.

v. Hutten. Du hast um diese Menschen geweint. Leugne es nur nicht. Dein Herz schlägt für sie. Ich durchschaue dich. Du mißbilligst meinen Kummer.

Angelika. Ich verehere ihn, aber mit Tränen.

v. Hutten. Diese Tränen sind verdächtig – Angelika – du wankst zwischen der Welt und deinem Vater – Du mußt Partei nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen ist – Einem von beiden mußt du ganz entsagen oder ganz gehören – Sei aufrichtig. Du mißbilligst meinen Kummer?

Angelika. Ich glaube, daß er gerecht ist.

v. Hutten. Glaubst du? Glaubst du wirklich? – Höre, Angelika – Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entscheidende Probe setzen – Du wankst, und ich habe keine Tochter mehr – Setze dich zu mir.

Angelika. Dieser feierliche Ernst —

v. Hutten. Ich habe dich rufen lassen. Ich wollte eine Bitte an dich tun. Doch ich besinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika. Eine Bitte an Ihre Tochter, und Sie stehen an, sie zu nennen?

v. Hutten. Der heutige Tag hat mir eine ernstere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahr alt. Schwere Schicksale haben mein Leben beschleunigt, es könnte geschehen, daß ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor — (Er steht auf.) Ja, wenn du weinen mußt, so hast du keine Zeit, mich zu hören.

Angelika. O halten Sie ein, mein Vater — Nicht diese Sprache. Sie verwundet mein Herz.

v. Hutten. Ich möchte nicht, daß es mich überraschte, ehe wir miteinander in Nichtigkeit sind — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt — Der Bettler scheidet ebenso schwer von seiner Armut als der König von seiner Herrlichkeit — Du bist alles, was ich zurücklasse.

(Stillschweigen.)

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir — Ich gehe und lasse dich zwischen zwei Abgründen stehen. Du wirst weinen, meine Tochter, oder du wirst beweinenswürdig sein — — Bis jetzt gelang mir's, diese schmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke siehst du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

Angelika. Oh, möchte sich dieses Auge erheitern, mein Vater — Ja, diese Welt ist schön.

v. Hutten. Ein Widerschein deiner eignen schönen Seele, Angelika

Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden — Diesen lieblichen Anblick wird sie fortfahren dir zu geben, solange du dich hütest, den Schleier aufzubeugen, der dir die Wirklichkeit verbirgt, solange du Menschen entbehren wirst und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

Angelika. Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmenisch begegnet.

v. Hutten (schnell und ernst). Du wirst es nie finden — — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben. (Nach einem Stillschweigen, wobei er in Gedanken verloren saß.) Unsrer Seele, Angelika, erschafft sich zuweilen große, bezaubernde Bilder, Bilder aus schöneren Welten, in edlern Formen gegossen. In fern nachahmen-

den Zügen erreicht sie zuweilen die spielende Natur, und es gelingt ihr, das überraschte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuschen. Das war deines Vaters Schicksal, Angelika. Ist sah ich diese Lichtgestalt meines Gehirnes von einem Menschenangeficht mir entgegenstrahlen, freudetrunken streckt' ich die Arme darnach aus, aber das Dunstbild zerfloss bei meiner Umhalsung.

Angelika. Doch, mein Vater -

v. Hutten (unterbricht sie). Die Welt kann dir nichts darbieten, was sie von dir nicht empfinde. Freue dich deines Bildes in dem spiegelnden Wasser, aber stürze dich nicht hinab, es zu umfassen; in seinen Wellen ergreift dich der Tod. Liebe nennen sie diesen schmeichelnden Wahnsinn. Hüte dich, an dieses Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter so lieblich malen. Das Geschöpf, das du anbetest, bist du selbst; was dir antwortet, ist deine eigene Echo aus einer Totengruft, und schrecklich allein bleibst du stehen.

Angelika. Ich hoffe, es gibt noch Menschen, mein Vater, die - von denen - -

v. Hutten (aufmerksam). Du hoffest es? - Hoffest? - (Er steht auf. Nachdem er einige Schritte auf und nieder gegangen.) Ja, meine Tochter - das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen lassen. (Indem er vor ihr stehenbleibt und sie forschend betrachtet.) Du bist schneller gewesen als ich, meine Tochter. Ich verwundere mich - ich erschrecke über meine sorglose Sicherheit - So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika. Mein Vater! Ich verstehe nicht, was Sie meinen.

v. Hutten. Das Gespräch kommt nicht zu frühe - Du bist neunzehn Jahr alt, du kannst Rechenschaft von mir fordern. Ich habe dich herausgerissen aus der Welt, der du angehörst, ich habe in dieses stille Thal dich geflüchtet. Dir selbst ein Geheimnis, wuchsest du hier auf. Du weißt nicht, welche Bestimmung dich erwartet. Es ist Zeit, daß du dich kennen lernest. Du mußt Licht über dich haben.

Angelika. Sie machen mich unruhig, mein Vater -

v. Hutten. Deine Bestimmung ist nicht, in diesem stillen Thal zu verblühen - Du wirst mich hier begraben, und dann gehörst du der Welt an, für die ich dich schmückte.

Angelika. Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich stoßen, wo Sie so unglücklich waren?

v. Hutten. Glücklicher wirst du sie betreten. (nach einem Still-

(schweigen) Auch wenn es anders wäre, meine Tochter — Deine Jugend ist ihr schuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfst du nicht mehr. Mein Amt ist beendet. In verschlossener Werkstatt reifte die Bildsäule still unter dem Meißel des Künstlers heran; die vollendete muß von einem erhabeneren Gestelle strahlen.

Angelika. Nie, nie, mein Vater, geben Sie mich aus Ihrer bildenden Hand.

v. Hutten. Einen einzigen Wunsch behielt ich noch zurück. Zugleich mit dir wuchs er groß in meinem Herzen; mit jedem neuen Reize, der sich auf diesen Wangen verklärte, mit jeder schönern Blüte dieses Geistes, mit jedem höhern Klang dieses Busens sprach er lauter in meinem Herzen — Dieser Wunsch, meine Tochter — reiche mir deine Hand —

Angelika. Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

v. Hutten. — Angelika! Du bist eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt, aber meinen ganzen Reichtum kennt niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohltätigkeit nicht erschöpfen kann — — Du kannst den Unerfättlichsten überraschen.

Angelika. So tief, mein Vater, lassen Sie mich sinken!

v. Hutten. — Du bist ein schönes Mädchen, Angelika. Laß deinen Vater dir gestehen, was du keinem andern Manne zu danken haben sollst. Deine Mutter war die Schönste ihres Geschlechts — Du bist ihr geschontes veredeltes Bild. Männer werden dich sehen, und die Leidenschaft wird sie zu deinen Füßen führen. Wer diese Hand davonträgt

Angelika. Ist das meines Vaters Stimme? O ich höre es. Sie haben mich aus Ihrem Herzen verstoßen.

v. Hutten (mit Wohlgefallen bei ihrem Anblick verweilend). Diese schöne Gestalt belebt eine schönere Seele — Ich denke mir die Liebe in diese friedliche Brust — Welche Ernte blüht hier der Liebe — O dem Edelsten ist hier der schönste Lohn aufgehoben.

Angelika (tief bewegt, sinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Gesicht in seinen Händen).

v. Hutten. Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weißt du, daß du mir alles dies schuldig bist? Ich habe Schätze gesammelt für deine Wohltätigkeit, deine Schönheit hab' ich gehütet, dein Herz hab' ich bewacht, deines Geistes Blüte hab' ich entfaltet. Eine Bitte gewähre mir für dies alles —

in diese einzige Bitte fasse ich alles zusammen, was du mir schuldig bist — wirst du sie mir verweigern?

Angelika. O mein Vater! Warum diesen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

v. Hutten. Du besitzest alles, was einen Mann glücklich machen kann. (Er hält hier inne und mißt sie scharf mit den Augen.) Mache nie einen Mann glücklich.

Angelika (verblaßt, schlägt die Augen nieder).

v. Hutten. Du schweigst? -- diese Angst dieses Zittern
Angelika!

Angelika. Ach mein Vater —

v. Hutten (sanfter). Deine Hand, meine Tochter -- Versprich mir -- Gelobe mir -- Was ist das? Warum zittert diese Hand? Versprich mir, nie einem Mann diese Hand zu geben.

Angelika (in sichtbarer Verwirrung). Nie, mein Vater als mit
Ihrem Beifall.

v. Hutten. Auch wenn ich nicht mehr bin -- Schwöre mir, nie einem Mann diese Hand zu geben.

Angelika (kämpfend, mit bebender Stimme). Nie -- niemals, wenn nicht -- wenn Sie nicht selbst dieses Versprechens mich entlassen.

v. Hutten. Also niemals. (Er läßt ihre Hand los, nach einem langen Stillschweigen.) Sieh diese welken Hände! Diese Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis steht vor dir, der sich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! -- Das taten die Menschen -- Das ganze Geschlecht ist mein Mörder -- Angelika -- Begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laß meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelspiel enden. Diese Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Tränen betaut, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden. Die erste Träne, die du der Liebe weinst, vermischt dich wieder mit diesem niedern Geschlechte -- die Hand, die du einem Mann am Altare reichst, schreibt meinen Namen an die Schandsäule der Toren.

Angelika. Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergönnen Sie, daß ich --

(Sie will gehen, Hutten hält sie zurück.)

v. Hutten. Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Liebt' ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme

führen. Auch trag' ich keinen Haß gegen die Menschen. Der tut mir unrecht, der mich einen Menschenhasser nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menschlichen Natur -- nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Toren, der die Edeln entgelten läßt, was die Uedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Uedeln litt, ist vergessen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Besten und Edelsten geschlagen.

Angelika. Öffnen Sie es den Besten und Edelsten -- sie werden heilenden Balsam in diese Wunden gießen. Brechen Sie dieses geheimnisvolle Schweigen.

v. Hutten (nach einigem Stillschweigen). Könnst' ich dir die Geschichte meiner Mißhandlungen erzählen, Angelika! -- Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das süße Vertrauen auf dich selbst nicht entreißen. -- Ich will den Haß nicht in diesen friedlichen Busen führen. Verwahren möcht' ich dich gegen die Menschen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung wurde das Wohlwollen auslöschten in deiner Brust, und erhalten möchte ich diese heilige Flamme. Ehe sich eine neue und schönere Schöpfung von selbst hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reißen. (Pause. Angelika neigt sich über ihn mit tränenden Augen.)

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den seligen Glauben an die Menschen, die dich jetzt noch gleich holden Erscheinungen umspielen; er war heilsam, er war notwendig, den göttlichsten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundere die weise Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt sie um unsern jugendlichen Geist, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergreife. An dieser hinfälligen Stütze spinnt sich der zarte Schöfling hinauf und umschlingt die nachbarliche Welt mit tausend üppigen Zweigen. Aber soll er, ein königlicher Stamm, in stolzer Schönheit zum Himmel wachsen -- oh, dann müssen alle diese Nebenzweige erstehen und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in sich selbst, in gerader Richtung über sich streben. Still und sanft fängt die erstarrte Seele jetzt an, den verirrtten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen und dem göttlichen Ideale, das sich in ihrem Innern verkündet, entgegenzutragen. Dann bedarf unser selbiger Geist jener Hilfe der Kindheit nicht mehr, und die gereinigte Blut der Begeisterung ledert fort an einem innern unsterblichen Zunder.

Angelika. Ach mein Vater! Wieviel fehlt mir zu dem Bilde, das Sie mir vorhalten! — Auf diesem erhabenen Fluge kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Lassen Sie mich das liebliche Phantom verfolgen, bis es von selbst von mir Abschied nimmt. Wie soll ich — wie kann ich außer mir hassen, was Sie mich in mir selbst lieben lehrten? Was Sie selbst in Ihrer Angelika lieben?

v. Hutten (mit einiger Empfindlichkeit). Die Einsamkeit hat dich mir verderben, Angelika. — Unter Menschen muß ich dich führen, damit du sie zu achten verlernest. Du sollst ihm nachjagen, deinem lieblichen Phantom — du sollst dieses Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beschauen — Wohl mir, daß ich nichts dabei wage. Ich habe dir einen Maßstab in dieser Brust mitgegeben, den sie nicht aushalten werden. (mit stillem Entzücken sie betrachtend) O noch eine schöne Freude blüht mir auf, und die lange Sehnsucht naht sich ihrer Erfüllung. — Wie sie staunen werden, von nie empfundenen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte stelle — Ich habe sie — Ja, ich habe sie gewiß ihre Besten und Edelsten will ich in dieser goldenen Schlinge verstricken. Angelika! (Er naht sich ihr mit feierlichem Ernste und laßt seine Hand auf ihr Haupt niedersinken.) Sei ein höheres Wesen unter diesem gesunkenen Geschlechte! — Streue Segen um dich, wie eine beglückende Gottheit! — Ube Taten aus, die das Licht nie beleuchtet hat! Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmut des Helden, die die Weisheit des Weisesten erschöpfen. Mit der unwiderstehlichen Schönheit bewaffnet, wiederhole du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch deine Anmut triumphiere meine verurteilte Tugend. Milder strahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne sich endlich ihren siegenden Strahlen. Bis hierher führe sie — bis sie den ganzen Himmel sehen, der an diesem Herzen bereitet liegt, bis sie nach diesem unaussprechlichen Glück ihre glühenden Wünsche ausbreiten — und jetzt fliehe in deine Glorie hinauf — in schwindlichter Ferne sehen sie über sich die himmlische Erscheinung! ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unserm sterblichen Arm in des Aethers heiligen Feldern. — Zum Schattenbilde wurden sie mir, da ich nach Wesen dürstete; in Schatten zerfließest du ihnen wieder. So stelle ich dich hinaus in die Menschheit — Du weißt, wer du bist — Ich habe dich meiner Rache erzogen.

Turandot, Prinzessin von China

Ein tragikomisches Märchen
nach Gozzi

Personen

Altoun, fabelhafter Kaiser von China	Timur, vertriebener König von Astrachan
Turandot, seine Tochter	
Adelma, eine tatarische Prinzessin,	Ismael, Begleiter des Prinzen von Samarkand
ihre Sklavin	
Zelima, eine andre Sklavin der Turandot	Tartaglia, Minister
Stirina, Mutter der Zelima	Pantalon, Kanzler
Barak, ihr Gatte, ehemals Hofmeister des Kalaf, Prinzen von Astrachan	Truffaldin, Aufseher der Verschnittenen
	Brigella, Hauptmann der Wache
	Doktoren des Divans
Sklaven und Sklavinnen des Serails	

Erster Aufzug

Vorstadt von Peking.

Prospekt eines Stadttors. Eisernen Stäbe ragen über denselben hervor, worauf mehrere geschnitten, mit türkischen Schöpfen versehene Köpfe als Masken und so, daß sie als eine Zierat erscheinen können, symmetrisch aufgefällt sind.

Erster Auftritt

Prinz Kalaf, in tatarischem Geschmack, etwas phantastisch gekleidet, tritt aus einem Hause. Gleich darauf Barak, aus der Stadt kommend.

Kalaf. Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Peking sollt' ich
Eine gute Seele finden!

Barak (in persischer Tracht, tritt auf, erblickt ihn und fährt erschrocken zurück). Seh' ich recht?

Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

Kalaf (erkennt ihn). Barak!

Barak (auf ihn zueilend). Herr!

Kalaf. Dich find' ich hier!

Barak. Euch seh' ich lebend wieder!

Und hier zu Peking!

Kalaf. Schweig. Verrat mich nicht!

Beim großen Lama! Sprich! Wie bist du hier?

Barak. Durch ein Geschick der Götter, muß ich glauben,
Da es mich hier mit Euch zusammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich sah,
Daß unsre Völker flohen, der Tyrann
Von Teflis unaufhaltsam in das Reich
Eindrang, flog ich nach Astrachan zurück,
Bedeckt mit schweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß Ihr und König Timur, Euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl' ich nicht, verloren gab ich alles.
Und sinnlos eilt' ich zum Palaste nun,
Elmazen, Eure königliche Mutter,
Zu retten, doch ich suchte sie vergebens!
Schnel zog der Sieger ein zu Astrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang umher, ein Obdach suchend,
Bis ich zuletzt nach Peking mich gefunden.
Hier unterm Namen Hassan glückte mir's,
Durch treue Dienste einer Witwe Gunst
Mir zu erwerben, und sie ward mein Weib;
Sie kennt mich nicht, ein Perser bin ich ihr.
Hier leb' ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vor'gen Los, doch überreich
In diesem Augenblicke, da ich Euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich jahrelang
Für tot beweint, im Leben wiedersehe!
— Wie aber lebend? Wie in Peking hier?

Kalaf. Denke mich nicht. Nach jener unglücksel'gen Schlacht

Bei Astrachan, die uns das Reich gekostet,
 Eilt' ich mit meinem Vater zum Palast;
 Schnell rafften wir das Kostbarste zusammen,
 Was sich an Edelsteinen fand, und flohn.
 In Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
 Der König und Elmaze, meine Mutter,
 Die Wüsten und das felsichte Gebirg.
 Gott! Was erlitten wir nicht da! Am Fuß
 Des Kaukasus raubt eine wilde Horde
 Von Malandrinen uns die Schätze; nur
 Das nackte Leben blieb uns zum Gewinn.
 Wir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen
 Und jedes Elends mannigfacher Not.
 Den Vater trug ich bald und bald die Mutter
 Auf meinen Schultern, eine teure Last.
 Kaum wehrt' ich seiner wütenden Verzweiflung,
 Daß er den Dolch nicht auf sein Leben suchte;
 Die Mutter hielt ich kaum, daß sie, von Gram
 Erschöpft, nicht niedersank! So kamen wir
 Nach Jait endlich, der Tatarenstadt,
 Und hier, an der Moscheen Thor, mußst' ich
 Ein Bettler flehen um die magre Kost,
 Der teuren Eltern Leben zu erhalten.

— Ein neues Unglück! Unser grimm'ger Feind,
 Der Khan von Tefflis, voll Tyrannensfurcht,
 Mißtrauend dem Gerücht von unserm Tode,
 Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
 Vorausgeeilt schon war uns sein Befehl,
 Der alle kleinen Könige seiner Herrschaft
 Aufbot, uns nachzuspähn. Nur schnelle Flucht
 Entzog uns seiner Spürer Nachsamat —
 Ach wo verbärg' sich ein gefallner König!

Barak. O nichts mehr! Eure Worte spalten mir
 Das Herz! Ein großer Fürst in solchem Elend!
 Doch sagt! Lebt mein Gebieter noch, und lebt
 Elmaze, meine Königin?

Kalaf. Sie leben.

Und wisse, Barak! In der Not allein
Bewähret sich der Adel großer Seelen.

— Wir kamen in der Karazanen Land;
Dort in den Gärten König Keikobads
Musst' ich zu Knechtes Diensten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich sah Adelma dort, des Königs Tochter,
Mein Anblick rührte sie, es schien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen als des Mitleids
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf sieht die Liebe, nimmer glaubte sie
Mich zu dem Los, wo sie mich fand, geboren.

— Doch weiß ich nicht, welch bösen Sternes Macht
Der Karazanen König Keikobad
Verblendete, den mächt'gen Alteum,
Den Großkhan der Chinesen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltsames davon.
Was ich berichten kann, ist dies: besiegt
Ward Keikobad, sein ganzer Stamm vertilgt,
Adelma selbst mit sieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.

— Wir aber flohen in ein andres Land,
So kamen wir nach langen Irren endlich
Zu Verlas an — Was bleibt mir noch zu sagen?
Vier Jahre lang schafft' ich den Eltern Brot,
Daß ich um dürst'ges Taglohn Lasten trug.

Barak. Nicht weiter, Prinz. Vergessen wir das Elend,
Da ich Euch jetzt in kriegerischem Schmuck
Und Heldenstaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück Euch günstig ward?

Kalaf. Mir günstig! Höre!
Dem Khan von Verlas war ein edler Sperber
Entwischt, den er in hohem Werte hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn selbst
Dem König — Dieser fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der seine Eltern nährt mit Lastentragen.

Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
 Im Hospital versorgen. (Er hält inne.) Barak! Dort,
 Im Aufenthalt des allerhöchsten Elends,
 Dort ist dein König — deine Königin.
 Auch dort nicht sicher, dort noch in Gefahr,
 Erkennt zu werden und getötet!

Barak. Gott!

Kalaf. Mir ließ der Kaiser diese Börse reichen,
 Ein schönes Pferd und dieses Ritterkleid.
 Den greisen Eltern sag' ich Lebewohl;
 „Ich gehe“, rief ich, „mein Geschick zu ändern,
 Wo nicht, dies traur'ge Leben zu verlieren!“
 Was taten sie nicht, mich zurückzuhalten
 Und, da ich standhaft blieb, mich zu begleiten!
 Verbit' es Gott, daß sie, von Angst gequält,
 Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
 Hier bin ich nun, zu Peking, unerkannt,
 Viel hundert Meilen weit von meiner Heimat;
 Entschlossen komm' ich her, dem großen Khan
 Dem Lande China als Soldat zu dienen,
 Ob mir vielleicht die Sterne günstig sind,
 Durch tapf're That mein Schicksal zu verbessern.

Ich weiß nicht, welche Festlichkeit die Stadt
 Mit Fremden füllt, daß kein Karwanserei
 Mich aufnahm — dort in jener schlechten Hütte
 Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
 Herberge.

Barak. Prinz, das ist mein Weib.

Kalaf. Dein Weib?

Preise dein Glück, daß es ein süßend Herz
 Zur Gattin dir gegeben! (Er reicht ihm die Hand.) Jetzt leb' wohl.
 Ich geh' zur Stadt. Mich treibt's, die Festlichkeit
 Zu sehn, die so viel Menschen dort versammelt.
 Dann zeig' ich mich dem großen Khan und bitt'
 Ihn um die Günst, in seinem Heer zu dienen.

(Er will fort. Barak hält ihn zurück.)

Barak. Bleibt, Prinz! Wo wollt Ihr hin? Mögt Ihr das Aug'

An einem grausenvollen Schauspiel weiden?
O wisset, edler Prinz — Ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

Kalaf. Wieso? Was meinst du?

Barak. Wie, Ihr wißt es nicht,
Daß Turandot, des Kaisers einz'ge Tochter,
Das ganze Reich in Leid versenkt und Tränen?

Kalaf. Ja, schon verlängst im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede ging,
Es sei der Prinz des Königs Keikobad
Auf eine seltsam jammervolle Art
Zu Peking angekommen — Ebendies
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle seines Reichs geendigt.
Doch manches glaubt und schwätzt ein dummer Pöbel,
Vorüber der Verstand'ge lacht — darum
Sag' an, wie sich's verhält mit dieser Sache.

Barak. Des Großkhans einz'ge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geist berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Malers Pinsel noch erreicht,
Wie viele Bildnisse von ihr auch in der Welt
Herumgehn, hegt so übermüt'gen Sinn,
So großen Abscheu vor der Ehe Banden,
Daß sich die größten Könige umsonst
Um ihre Hand bemüht —

Kalaf. Das alte Märchen
Vernahm ich schon am Hofe Keikobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

Barak. Es ist kein Märchen. Oft schon wollte sie
Der Khan, als einz'ge Erbin seines Reichs,
Mit Söhnen großer Könige vermählen —
Stets widersezte sich die stolze Tochter,
Und ach! zu blind ist seine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen sich erkühnte.
Viel schwere Kriege schon erregte sie
Dem Vater, und obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, so ist er doch ein Greis,

Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
 Drum sprach er einsmals ernst und wohlbedächtig
 Zu ihr die strengen Worte: „Störrig Kind!
 Entschließe dich einmal, dich zu vermählen.
 We nicht, so sinn' ein ander Mittel aus,
 Dem Reich die ew'gen Kriege zu ersparen;
 Denn ich bin alt; zu viele Könige schon
 Hab' ich zu Feinden, die dein Stolz verschmähte.
 Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
 Der wiederholten Verbungen erwehre,
 Und leb' hernach und stirb, wie dir's gefällt.“
 Erschüttert ward von diesem ernstern Wort
 Die Stolge, rang umsonst, sich loszuwinden,
 Die Kunst der Tränen und der Bitten Macht
 Erschöpfte sie, den Vater zu bewegen;
 Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
 Verlangt sie von dem unglücksel'gen Vater,
 Verlangt — Hört, was die Furie verlangte!

Kalaf. Ich hab's gehört. Das abgeschmackte Märchen
 Hab' ich schon oft belacht — Hör', ob ich's weiß!
 Sie fordert' ein Edikt von ihrem Vater,
 Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
 Vergönnt sein soll', um ihre Hand zu werben.
 Doch dieses sollte die Bedingung sein:
 Im öffentlichen Diwan, vor dem Kaiser
 Und seinen Räten allen wollte sie
 Drei Rätsel ihm vorlegen. Löste sie
 Der Freier auf, so mög' er ihre Hand
 Und mit derselben Kren' und Reich empfangen.
 Löst er sie nicht, so soll der Kaiser sich
 Durch einen heil'gen Schwur auf seine Götter
 Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
 Zu lassen. Sprich, ist's nicht so? Nun vollende
 Dein Märchen, wenn du's kannst für Langerweile.

Barak. Mein Märchen? Wollte Gott! — Der Kaiser zwar
 Empört' sich erst dagegen, doch die Schlange
 Verstand es, bald mit Schmeicheln, bald

Mit list'ger Redekunst das furchtbare
 Gesetz dem schwachen Alten zu entlocken.
 „Was ist's dann auch?“ sprach sie mit arger List,
 „Kein Prinz der Erde wird so töricht sein,
 In solchem blut'gen Spiel sein Haupt zu wagen!
 Der freier Schwarm zieht sich geschreckt zurück,
 Ich werd' in Frieden leben. Wagt es dennoch
 Ein Rasender, so ist's auf seine eigne
 Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
 Wenn er ein heiliges Gesetz vollzieht!“
 Beschworen ward das unnatürliche
 Gesetz und kundgemacht in allen Landen.

(da Kalaf den Kopf schüttelt)

Ich wünschte, daß ich Märchen nur erzählte
 Und sagen dürfte: alles war ein Traum!

Kalaf. Weil du's erzählst, so glaub' ich das Gesetz.
 Doch sicher war kein Prinz wahnsinnig g'nug,
 Sein Haupt daran zu setzen.

Barak (zeigt nach dem Stadttor). Sehet, Prinz!
 Die Köpfe alle, die dort auf den Toren
 Zu sehen sind, gehörten Prinzen an,
 Die toll genug das Abenteuer wagten
 Und kläglich ihren Untergang drin fanden,
 Weil sie die Rätzel dieser Sphinx zu lösen
 Nicht fähig waren.

Kalaf. Grausenvoller Anblick!
 Und lebt ein solcher Tor, der seinen Kopf
 Wagt, um ein Ungeheuer zu besitzen!

Barak. Mein! Sagt das nicht. Wer nur ihr Konterfei
 Erblickt, das man sich zeigt in allen Ländern,
 Fühlt sich bewegt von solcher Zaubermacht,
 Daß er sich blind dem Tod entgegenstürzt,
 Das göttergleiche Urbild zu besitzen.

Kalaf. Jrgendein Geck.

Barak. Mein wahrlich! Auch der Klügste.
 Heut ist der Zulauf hier, weil man den Prinzen
 Von Samarkanda, den verständigsten,

Dritter Auftritt

Kalaf und Barak.

Barak (nach einer Pause).

Prinz Kalaf, habt Ihr's nun gehört?

Kalaf. Ich stehe

Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erstaunen.

Wie aber mag dies unbeseelte Bild,

Das Werk des Malers solchen Zauber wirken?

(Er will das Bildnis von der Erde nehmen)

Barak (eilt auf ihn zu und halt ihn zurück).

Was macht Ihr? — Große Götter!

Kalaf (lächelnd). Nun! Ein Bildnis

Nehm' ich vom Boden auf. Ich will sie doch

Betrachten, diese mörderische Schönheit.

(Greift nach dem Bildnis und hebt es von der Erde auf)

Barak (ihn haltend).

Ende wäre besser, der Medusa Haupt

Als diese tödliche Gestalt zu sehn.

Weg! Weg damit! Ich kann es nicht gestatten.

Kalaf. Du bist nicht klug. Wenn du so schwach dich fühlst,

Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie

Mein Aug' gerührt, auch nur auf Augenblicke,

Viel weniger mein Herz besiegt. Und was

Lebend'ge Schönheit nie bei mir vermocht,

Das sollten tote Pinselstriche wirken!

Unnütze Eregfalt, Barak — Mir liegt andres

Am Herzen als der Liebe Narrenspiel. (will das Bildnis anschauen)

Barak. Dennoch, mein Prinz — Ich warn' Euch — Tut es nicht.

Kalaf (ungeduldig).

Zum Henker, Einsalt! Du beleidigst mich.

(Stößt ihn zurück, sieht das Bild an und gerät in Erstaunen. Nach einer Pause.)

Was seh' ich!

Barak (ringt verzweifelt die Hände). Weh mir! Welches Unglück!

Kalaf (faßt ihn lebhaft bei der Hand). Barak!

(Will reden, sieht aber wieder auf das Bild und betrachtet es mit Entzücken.)

Barak (vor sich).

Seid Zeugen, Götter — Ich, ich bin nicht schuld,
Ich hab' es nicht verhindern können.

Kalaf. Barak!

— In diesen holden Augen, dieser süßen
Gestalt, in diesen sanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du sprichst, nicht wohnen!

Barak. Unglücklicher, was hör' ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieses Bildnis zeigt,
Ist Turandot, sie selbst! Nie hat die Kunst
Des Pinsels ihren ganzen Reiz erreicht,
Doch ihres Herzens Stolz und Grausamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O werst es von Euch, dies unselige
Verwünschte Bildnis! Euer Auge sauge
Kein tödlich Gift aus dieser Mordgestalt!

Kalaf. Hinweg! Vergebens suchst du mich zu schrecken!

— Himmlische Anmut! Warme glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttin! Welcher Himmel,
Die Fülle dieser Reize zu besitzen!

(Er sieht in den Anblick des Bildes verloren, plötzlich wendet er sich zu
Barak und ergreift seine Hand.)

Barak! Verrat mich nicht — Jetzt oder nie!
Dies ist der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dies Leben sparen, das ich hasse!
— Ich muß auf einen Zug die schönste Frau
Der Erde und ein Kaisertum mit ihr
Gewinnen, oder dies verhaßte Leben
Auf einen Zug verlieren — Schönstes Werk!
Pfand meines Glücks und meine süße Hoffnung!
Ein neues Opfer ist für dich bereit
Und drängt sich wagend zu der furchtbarn Probe.
Sei gütig gegen mich — Doch, Barak, sprich!
Ich werde doch im Diwan, eh' ich sterbe,
Das Urbild selbst von diesen Reizen sehn?

(Indem sieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters sich über dem
Stadtthor erheben und einen neuen Kopf über denselben aufpflanzen
der vorige Schall verstimmter Trommeln begleitet diese Handlung.)

Barak. Ach sehet! sehet, teurer Prinz, und schaudert!
Dies ist das Haupt des unglücksel'gen Jünglings --
Wie es Euch anstarrt! Und dieselben Hände,
Die es dort aufgepflanzt, erwarten Euch.
O kehret um! kehrt um! Nicht möglich ist's
Die Rätsel dieser Löwin aufzulösen.
Ich seh' im Geist schon Euer teures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieser furchtbarn Reihe sich erheben.

Kalaf (hat das aufgesteckte Haupt mit Nachdenken und Mühung betrachtet).

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnisvoll, unwiderstehlich
Hinauf in deine tödliche Gesellschaft?

(Er bleibt nachsinnend stehen, dann wendet er sich zu Barak.)

-- Woju die Tränen, Barak? Hast du mich
Nicht einmal schon für tot beweint? Komm! Komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht - wer weiß, ob nicht der Himmel, satt,
Mich zu verfolgen, mein Beginnen segnet
Und meinen armen Eltern Trost verleiht.
Wo nicht - was hat ein Elender zu wagen!
Für deine Liebe will ich dankbar sein,
Wenn ich die Rätsel löse - Lebe wehl!

(Er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdessen kommt Stirina, Baraks Weib, aus dem Hause.)

Barak. Mein, nimmermehr! Komm mir zu Hilfe, Frau!
Laß ihn nicht weg Er geht, er ist verloren,
Der teure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Rätsel dieser Furie zu lösen.

Vierter Auftritt

Stirina zu den Vorigen.

Stirina (tritt ihm in den Weg).

O weh! Was hör' ich? Seid Ihr nicht mein Gast?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

Kalaf. Hier, gute Mutter! Dieses Götterbild
Ruft mich zu meinem Schicksal. (Zeigt ihr das Bildnis.)

Skirina. Wehe mir!

Wie kam das höll'sche Bild in seine Hand?

Barak. Durch bloßen Zufall.

Kalaf (tritt zwischen beide). Hassan! gute Frau!
Zum Dank für eure Gastfreundschaft behaltet
Mein Pferd, auch diese Börse nehmet hin,
Sie ist mein ganzer Reichtum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiser, oder — nie zurück!

Wollt ihr, so opfert einen Teil davon
Den ew'gen Göttern, teilt den Armen aus,
Damit sie Glück auf mich herab erslehen;
Lebt wohl — Ich muß in mein Verhängnis gehen!

(Er eilt in die Stadt.)

Fünfter Auftritt

Barak und Skirina.

Barak (will ihm folgen).
Mein Herr! Mein armer Herr! Umsonst! Er geht!
Er hört mich nicht.

Skirina (neugierig). Dein Herr? Du kennst ihn also?
O sprich, wer ist der edelherz'ge Fremdling,
Der sich dem Tode weibt?

Barak. Laß diese Neugier.
Er ist geboren mit so hohem Geist,
Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina. All dieses Gold laß uns
Und alles, was wir eigenes besitzen,
Dem Fohi opfern und den Armen spenden:
Gebete sollen sie für ihn gen Himmel senden
Und sollen wund sich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter sie erhören!

(Sie gehen nach ihrem Hause.)

Zweiter Aufzug

Großer Saal des Divans mit zwei Pforten,
davon die eine zu den Zimmern des Kaisers, die andere ins Serrail der
Prinzessin Turandot führt.

Erster Auftritt

Truffaldin als Anführer der Verschnittenen steht gravitatisch in der Mitte der Szene und befiehlt seinen Schwarzen, welche beschäftigt sind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf **Brigella**.

Truffaldin. Frisch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der Divan beisammen sein. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommt kaiserliche Majestät, links meine
Scharmante Hoheit die Prinzess zu sitzen!

Brigella (kommt und sieht sich verwundernd um).
Wein! Sagt mir, Truffaldin, was gibt's denn Neues,
Dass man den Divan schmückt in solcher Eile?

Truffaldin (ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen)
Acht Sessel dorthin für die Herrn Doktoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu dozieren,
Doch müssen sie, weil's was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Bärten figurieren.

Brigella. So redet doch! Warum, wozu das alles?

Truffaldin. Warum? Wozu? Weil sich die Majestät
Und meine schöne Königin, mit samt
Den acht Doktoren und den Exzellenzen,
Sogleich im Divan hier versammeln werden.
's hat sich ein neuer, frischer Prinz gemeldet,
Den's juckt, um einen Kopf sich zu verkürzen.

Brigella. Was? Nicht drei Stunden sind's, dass man den letzten
Hat abgetan

Truffaldin. Ja, Gott sei Dank. Es geht
Vonstatten, die Geschäfte gehen gut.

Brigella. Und dabei könnt Ihr scherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbarische Gemekel?

Truffaldin. Warum soll mich's nicht freuen? Seht doch immer

Für meinen Schnabel was, wenn so ein Neuer
Die große Reise macht — denn jedesmal,
Daß meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeischnappt, gibt's im Harem Hochzeitkuchen.
Das ist einmal der Brauch, wir tun's nicht anders:
So viele Köpfe, so viel Feiertage!

Brigella. Das sind mir heillos niederträchtige
Gefinnungen, so schwarz wie Eure Larve,
Man sieht's Euch an, daß Ihr ein Halbmann seid,
Ein schmutziger Eunuch! — Ein Mensch, ich meine
Einer, der ganz ist, hat ein menschlich Herz;
Im Leib und fühlt Erbarmen.

Truffaldin. Was! Erbarmen!
Es heißt kein Mensch die Prinzen ihren Hals
Nach Peking tragen, niemand ruft sie her.
Sind sie freiwillig solche Tollhausnarren,
Mögen sie's haben! Auf dem Stadtthor steht's
Mit blut'gen Köpfen leserlich geschrieben,
Was hier zu holen ist — Wir nehmen keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn schon verloren, längst, der ihn hier setzt!

Brigella. Ein saubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr' antun und um sie werben,
Drei Rätsel aufzugeben und, wenn's einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuschlachten!

Truffaldin. Mitnichten, Freund! Das ist ein prächtiger,
Erzcellenter Einfall! — Werben kann ein jeder,
Es ist nichts leichter als aufs Freien reisen.
Man lebt auf fremde Kosten, tut sich gütlich,
Legt sich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngere Sohn und Krippenreiter,
Der alle seine Staaten mit sich führt
Im Mantelsack, lebt bloß vom Körbeholen.
Es war nichts anders hier, als wie ein großes
Wirtshaus von Prinzen und von Abenteurern,
Die um die reiche Kaisertochter freiten,
Denn auch der Schlechteste dünkt sich gut genug,
Die Hände nach der Schönsten auszustrecken.

Es war wie eine Freikomödie,
Wo alles kommt, bis meine Königin
Auf den scharmanten Einfall kam, das Haus
In vierundzwanzig Stunden rein zu machen.

Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig schwere Abenteuer aus-
Gesendet, sich mit Riesen 'rumzuschlagen,
Dem Schwach zu Vabel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Wasser und den singenden Baum
Zu holen und den Vogel, welcher redet
Nichts von dem allen! Rätsel haben ihr
Beliebt! Drei zierlich wohlgefehte Fragen!
Man kann dabei bequem und säuberlich
In warmer Stube sitzen, und kein Schuß
Wird naß! Der Degen kommt nicht aus der Scheide,
Der Wig, der Scharfsinn aber muß heraus.
— Brigella, die versteht's! die hat's gefunden,
Wie man die Marren sich vom Leibe hält!

Brigella. 's kann einer ein rechtschaffner Kavalier
Und Eh'mann sein und doch die spiß'gen Dinger,
Die Rätsel just nicht handzuhaben wissen.

Truffaldin. Da siehst du, Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzess mit ihrem Freier meint,
Daß sie die Rätsel vor der Hochzeit aufgibt.
Nachher wär's noch viel schlimmer. Löst er sie
Jetzt nicht, ei nun, so kommt er schnell und kurz
Mit einem frischen Gnadenhieb davon.
Doch wer die stachelichten Rätsel nicht
Auflöst, die seine Frau ihm in der Eh'
Aufgibt, der ist verlesen und verloren!

Brigella. Ihr seid ein Narr, mit Euch ist nicht zu reden.
— So mögen's denn meintwegen Rätsel sein,
Wenn sie einmal die Wut hat, ihren Wig
Zu zeigen — Aber muß sie denn die Prinzen
Just köpfen lassen, die nicht sinnreich g'nug
Für ihre Rätsel sind — Das ist ja ganz

Barbarisch, rasend toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, daß man den Leuten
Den Hals abschneidet, weil sie schwer begreifen?

Truffaldin. Und wie, du Schafskopf, will sie sich der Narren
Erwehren, die sich klug zu sein bedünken,
Wenn weiter nichts dabei zu wagen ist,
Als einmal sich im Divan zu beschimpfen?
Auf die Gefahr hin, sich zu prostituieren
Mit heiler Haut, läuft jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet sich vor Rätseln? Rätsel sind's
Gerad, was man fürs Leben gern mag hören.
Das hieß den Köder statt des Popanz' brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzessin
Und ihres vielen Gelds dabey geblieben,
So würde man der Rätsel wegen kommen.
Denn jedem ist sein Scharfsinn und sein Wig
Am Ende lieber als die schönste Frau!

Brigella. Was aber kommt bei diesem ganzen Spiel
Heraus, als daß sie sitzenbleibt? Kein Mann,
Der seine Ruh' liebt und bei Sinnen ist,
Wird so ein spitz'ges Nadeltiffen nehmen.

Truffaldin. Das große Unglück, keinen Mann zu kriegen!

(Man hört einen Marsch in der Ferne.)

Brigella. Der Kaiser kommt.

Truffaldin. Marsch ihr in eure Küche!

Ich gebe, meine Hobeit herzubolen.

(Gehen ab zu verschiedenen Seiten.)

Zweiter Auftritt

Ein Zug von Soldaten und Spielleuten. Darauf acht Doktoren, pedantisch
herausstaffiert; alsdann **Pantalon** und **Tartaglia**, beide in Charakter
masken. Zuletzt der Großthau **Altoun**, in chineeschem Geschmack mit einiger
Ubertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia stellen sich dem kaiser-
lichen Thron gegenüber, die acht Doktoren in den Hintergrund, das übrige
Gefolge auf die Seite, wo der kaiserliche Thron ist. Beim Eintritt des
Kaisers werfen sich alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in

dieser Stellung, bis er den Thron bestiegen hat. Die Doktoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, schweigt der Marsch.

Altoun. Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
 Kaum ist der edle Prinz von Samarkand
 Begraben, unsre Tränen fließen noch,
 Und schon ein neues Todesopfer naht,
 Mein blutend Herz von neuem zu verwunden.
 Grausame Tochter! Mir zur Qual geboren!
 Was hilfst's, daß ich den Augenblick versuche,
 Da ich auf das barbarische Gesetz
 Dem furchtbaren Hohi den Schwur getan.
 Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren
 Läßt sich die Tochter, nicht zu schrecken sind
 Die Freier! Nirgends Rat in meinem Unglück!

Pantalon. Rat, Majestät? Hat sich da was zu raten?
 Bei mir zu Hause, in der Christen Land,
 In meiner lieben Vaterstadt Venedig,
 Schwört man auf solche Mordgesetze nicht,
 Man weiß nichts von so närrischen Mandaten.
 Da hat man gar kein Beispiel und Exempel,
 Daß sich die Herrn in Bilderchen vergafft
 Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
 Kein Frauensmensch bei uns geboren wird,
 Wie Dame Kieselstein, die alle Männer
 Verschworen hätte — Gott soll uns bewahren!
 Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
 Dabeim noch war, in meinen jungen Jahren,
 Eh' mich die Ehrensache, wie ihr wißt,
 Von Hause trieb und meine guten Sterne
 An meines Kaisers Hof hiehergeführt,
 Wo ich als Kanzler mich jetzt wohlbefinde,
 Du wußt' ich nichts von China, als es sei
 Ein treffliches Pulver gegen 's kalte Fieber.
 Und jetzt erstaun' ich über alle Maßen,
 Daß ich so kuriöse Bräuche hier
 Vorfinde, so kurze Schwüre und Gesetze
 Und so kurze Frau'n und Herrn.

Erzähl' ich in Europa diese Sachen,
Sie würden mir unter die Nase lachen.

Altoun. Tartaglia, habt Ihr den neuen Waghals
Besucht?

Tartaglia. Ja, Majestät. Er hat den Flügel
Des Kaiserschlosses inn', den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweisen pflegt.
Ich bin entzückt von seiner angenehmen
Gestalt und seinen prinzlichen Manieren
's ist jammerschade um das junge Blut,
Dass man es auf die Schlachtbank führen soll.
's Herz bricht mir! Ein so angenehmes Prinzen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott! Ich sah
In meinem Leben keinen hübschern Buben!

Altoun. Unseliges Gesch! Verhaßter Schwur!
— Die Opfer sind dem Fohi doch gebracht,
Dass er dem Unglückseligen sein Licht
Verleihe, diese Rätsel zu ergründen?
Ach, nimmer geb' ich dieser Hoffnung Raum!

Pantalon. An Opfern, Majestät, ward nichts gespart.
Dreihundert setze Ochsen haben wir
Dem Fien dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne, und dem Mond dreihundert Schweine.

Altoun. So ruft ihn denn vor unser Angesicht!
(Ein Teil des Gefolges entfernt sich.)

-- Man such' ihm seinen Vorsatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hilfe, nehmt das Wort für mich,
Laßt's nicht an Gründen fehlen, wenn mir selbst
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantalon. Majestät!
Wir werden unsern alten Witz nicht sparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilft's? Wir predigen und sprechen uns
Die Lungen heiser, und er läßt sich eben
Den Hals abstecken, wie ein welsches Huhn.

Tartaglia. Mit Eurer Gunst, Herr Kanzler Pantalon!

Ich habe Scharfsinn und Verstand bei ihm
Bemerkt, wer weiß! -- Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon. Die Rätsel dieser Schlange sollt' er lösen?
Nein! Nimmermehr!

Dritter Auftritt

Die Vorigen. Kalaf, von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiser
nieder, die Hand auf der Stirn.

Altoun (nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet).

Steh auf, unkluger Jüngling.

(Kalaf steht auf und stellt sich mit edelm Anstand in die Mitte des Divans.)

Die reizende Gestalt! der edle Anstand!

Wie mir's ans Herz greift! -- Sprich, Unglücklicher.

Wer bist du? Welches Land gab dir das Leben?

Kalaf (schweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln
Verbeugung).

Monarch, vergönne, daß ich meinen Namen
Verschweige.

Altoun. Wie? Mit welcher Stirn darfst du,
Ein unbekannter Fremdling, namenlos,
Um unsre kaiserliche Tochter werben?

Kalaf. Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz geboren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, so soll
Mein Name, mein Geschlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh' ich sterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich
Des Bundes angemacht mit deiner Tochter.
Für jetzt gerube meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

Altoun. Welcher Adel
In seinen Worten! Wie beklag' ich ihn!
-- Doch wie, wenn du die Rätsel nun gelöst,
Und nicht von würd'ger Herkunft --

Kalaf. Das Gesetz,
Monarch, ist nur für Könige geschrieben.
Verleihe mir der Himmel, daß ich siege,
Und dann, wenn ich unförmlichen Stammes

Erfunden werde, soll mein fallend Haupt
 Die Schuld der kühnen Annahmung bezahlen:
 Und unbeerdigt liege mein Gebein,
 Der Krähen Beute und der wilden Tiere.
 Schon eine Seele lebt in dieser Stadt,
 Die meinen Stand und Namen kann bezeugen.
 Für jezt gerube meines Kaisers Gnade
 Mich unerkannt zu lassen.

Altoom. Wohl! Es sei!

Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte,
 Holdsel'ger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
 Gewährung nicht versagen – Mögst auch du
 Geneigt sein, einem Kaiser zu willfahren,
 Der hoch von seinem Thron herab dich sieht!
 Entweiche, o entweiche der Gefahr,
 Der du verblendet willst entgegenstürzen,
 Steh ab und fordre meines Reiches Hälfte.
 So mächtig spricht's für dich in meiner Brust,
 Daß ich dir gleichen Teil an meinem Thron
 Auch ohne meiner Tochter Hand verspreche.
 O zwing' du mich nicht, Tyrann zu sein!
 Schon schwer genug drückt mich der Völker Fluch,
 Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert;
 Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
 Laß meines dich erbarmen! Spare mir
 Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
 Die Tochter zu verfluchen und mich selbst,
 Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
 Der Welt, die bittere Quelle meiner Tränen!

Kalaf. Beruhige dich, Sire. Der Himmel weiß,
 Wie ich im tiefsten Herzen dich beklage.
 Nicht wahrlich von so mildgesinntem Vater
 Hat Turandot Unmenschlichkeit geerbt,
 Du hast nicht schuld, es wäre denn Verbrechen,
 Sein Kind zu lieben und das Götterbild,
 Das uns bezaubert und uns selbst entrückt,
 Der Welt geschenkt zu haben – Deine Großmuth
 Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin

Nicht würdig, Sire, dein Reich mit dir zu teilen.
 Entweder ist's der Götter Schluß und Rat,
 Durch den Besitz der himmlischen Prinzessin
 Mich zu beglücken — oder enden soll
 Dies Leben, ohne sie mir eine Last!
 Tod oder Turandot. Es gibt kein Drittes.

Pantolon. Ei sagt mir, liebe Hoheit! Habt Ihr Euch
 Die Köpfe überm Stadttor wohl beschn?
 Mehr sag' ich nicht. Was, Herr, in aller Welt
 Treibt Euch, aus fernem Landen herzukommen
 Und Euch frischweg, wie Ihr vom Pferd gestiegen,
 Mir nichts, dir nichts, wie einen Ziegenbock
 Abtun zu lassen? Dame Turandot,
 Das seid gewiß, dreht Euch drei Rätseldchen,
 Daran die sieben Weisen Griechenlands
 Mit samt den siebenzig Dolmetschern sich
 Die Nägel jahrelang umsonst zerkaute.
 Wir selbst, so alte Practici und grau
 Geworden übern Büchern, haben Not,
 Das Tiefe dieser Rätsel zu ergründen.
 Es sind nicht Rätsel aus dem Kinderfreund,
 Nicht solches Zeug wie das:

„Wer's sieht, für den ist's nicht bestellt,
 Wer's braucht, der zahlt dafür kein Geld,
 Wer's macht, der will's nicht selbst ausfüllen,
 Wer's bewohnt, der tut es nicht mit Willen.“

Nein, es sind Rätsel von dem neuesten Schnitt
 Und sind verfluchte Müsse aufzuknaden.
 Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
 Auf dem Papier, das man drei Herrn Doktoren
 Versiegelt übergibt, geschrieben stünde,
 Sie möchten's Euch mit allem ihrem Wiß
 In einem Säkulum nicht ausstudieren.
 Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim.
 Ihr sammert mich, seid ein so junges Blut,
 Und schade wär's um Eure schönen Haare.
 Beharrt Ihr aber drauf, so steht ein Netztuch
 Des Gärtners fester, Herr, als Euer Kopf.

Kalaf. Ihr sprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Tartaglia (stotternd). Tu – Turandot!
Zum Henker! Welcher Steiffinn und Verblendung!
Hier spielt man nicht um welsche Nüsse, Herr,
Noch um Kastanien – 's ist um den Kopf
Zu tun – den Kopf – Bedenkt das wohl. Ich will
Sonst keinen Grund anführen als den einen.
Er ist nicht klein – den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majestät höchstselbst, auf ihrem Thron,
Läßt sich herab, Euch väterlich zu warnen
Und abzuraten – dreihundert Pferde sind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochsen
Dem höchsten Himmels-gott, dreihundert Kühe
Den Sternen und dem Mond dreihundert Schweine,
Und Ihr seid störrig g'nug und undankbar,
Das kaiserliche Herz so zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt als diese Turandot,
Blick's immer doch ein loser Streich von Euch,
Nehmt mir's nicht übel, junger Herr. Es ist,
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmnis,
Die mich so frei läßt von der Leber sprechen.
Den Kopf verlieren! Wißt Ihr, was das heißt?
Es ist nicht möglich

Kalaf. So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind gesprochen, alter Meister.
Tod oder Turandot!

Altoun. Nun denn, so hab' es!
Verderbe dich, und mich stürz' in Verzweiflung. (zu der Wache)
Man geh und rufe meine Tochter her.

(Wache geht hinaus.)

Sie kann sich heut am zweiten Opfer weiden.

Kalaf (gegen die Thür gewendet, in heftiger Bewegung)
Sie kommt! Ich soll sie sehen! Ew'ge Mächte!
Das ist der große Augenblick! o stärket
Mein Herz, daß mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geistes Helle nicht mit Nacht umgebe:

Ich fürchte keine als der Schönheit Macht,
 Ihr Götter! Gebt, daß ich mir selbst nicht fehle!
 Ihr seht es, meine Seele wankt, Erwartung
 Durchzittert mein Gebein und schnürt das Herz;
 Mir in der Brust zusammen. — Weiße Richter
 Des Divans! Richter über meine Tage!
 O zeibt mich nicht strafbaren Übermuts,
 Daß ich das Schicksal zu versuchen wage!
 Bedauert mich! Beweint den Unglücksvollen!
 Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
 Unwiderstehlich zwingend reißt es mich
 Von binnen, es ist mächtiger als ich.

Vierter Auftritt

Man hört einen Marsch. Trussaldin tritt auf, den Säbel an der Schulter, die Schwarzen hinter ihm; darauf mehrere Sklavinnen, die zu den Trommeln akkompagnieren. Nach diesen Adelma und Zelima, jene in tatarischem Anzug, beide verschleiert. Zelima trägt eine Schüssel mit versiegelten Papieren. Trussaldin und seine Schwarzen werfen sich im Vorbeiziehen vor dem Kaiser mit der Stirn auf die Erde und stehen sogleich wieder auf; die Sklavinnen knien nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erscheint Turandot, verschleiert, in reicher chinesischer Kleidung, majestätisch und stolz. Die Käte und Doktoren werfen sich vor ihr mit dem Angesicht auf die Erde; Altoum steht auf, die Prinzessin macht ihm, die Hand auf der Stirn, eine abgemessene Verbeugung, steigt dann auf ihren Thron und setzt sich, Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Zuschauern am nächsten. Trussaldin nimmt der Zelima die Schüssel ab und verteilt unter lächerlichen Zeremonien die Zettel unter die acht Doktoren. Darauf entfernt er sich mit denselben Verbeugungen wie am Anfang, und der Marsch hört auf.

Turandot (nach einer langen Pause).

Wer ist's, der sich aufs neu vermessen schmeißt,
 Nach so viel kläglich warnender Erfabrung,
 In meine tiefen Mästel einzubringen!
 Der, seines eignen Lebens Feind, die Zahl
 Der Todesopfer zu vermehren kommt!

Altoum (zeigt auf Kalaf, der erstaunt in der Mitte des Divans steht)
 Der ist es, Tochter — würdig wohl ist er's,
 Daß du freiwillig zum Gemahl ihn wählst,

Obn' ihn der furchtbarn Probe auszusetzen
Und neue Trauer diesem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot (nachdem sie ihn eine Zeitlang betrachtet, leise zur Zelima).
O Himmel! Wie geschieht mir, Zelima!

Zelima. Was ist dir, Königin?

Turandot. Noch keiner trat
Im Diwan auf, der dieses Herz zu rühren
Verstanden hätte. Dieser weiß die Kunst.

Zelima. Drei leichte Rätsel denn, und - Stolz, fahr hin!

Turandot. Was sagst du? Wie, Verwegne? Meine Ehre?

Adelma (hat während dieser Reden den Prinzen mit höchstem Erstaunen betrachtet, vor sich).

Täuscht mich ein Traum? Was seh' ich, große Götter!

Er ist's! der schöne Jüngling ist's, den ich

Am Hofe meines Vaters Keikobad

Als niedern Knecht gesehn! - Er war ein Prinz!

Ein Königssohn! Wehl sagte mir's mein Herz,

O meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

Turandot. Prinz! Noch ist's Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf! Gebt's auf! Weicht aus dem Diwan.

Der Himmel weiß, daß jene Zungen lügen,

Die mich der Härte zeihn und Grausamkeit.

- Ich bin nicht grausam. Frei nur will ich leben.

Bleib keines andern will ich sein; dies Recht,

Das auch dem Allerniedrigsten der Menschen

Im Leib der Mutter anerschaffen ist,

Will ich behaupten, eine Kaiserstochter.

Ich sehe durch ganz Asien das Weib

Erniedrigt und zum Sklavensohn verdammt,

Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht

An diesem stolzen Mannervolke, dem

Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe

Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab

Natur mir den erfindenden Verstand

Und Scharfsinn, meine Freiheit zu beschützen.

Ich will nun einmal von dem Mann nichts wissen,

Ich haß' ihn, ich verachte seinen Stolz

Und Übermut – Nach allem Köstlichen
 Streckt er begehrlieh seine Hände aus;
 Was seinem Sinn gefällt, will er besitzen.
 Hat die Natur mit Reizen mich geschmückt,
 Mit Geist begabt – warum ist's denn das Los
 Des Edeln in der Welt, daß es allein
 Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
 In seinem Unwert ruhig sich verbirgt?
 Muß denn die Schönheit eine Beute sein
 Für einen? Sie ist frei, so wie die Sonne,
 Die allbeglückend herrliche am Himmel,
 Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen
 Doch keines Sklavin und Leibeigenthum.

Kalaf. So hoher Sinn, so seltner Geistesadel
 In dieser göttlichen Gestalt! Wer darf
 Den Jüngling schelten, der sein Leben
 Für solchen Kampfspreis freudig setzt! – Wagt doch
 Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
 Und Mannschaft an ein wildes Element,
 Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
 Durchs blut'ge Feld des Todes nach – Und nur
 Die Schönheit wär' gefahrlos zu erwerben,
 Die aller Güter Erstes, Höchstes ist?
 Ich also zeih' Euch keiner Grausamkeit,
 Doch nennt auch Ihr den Jüngling nicht verwegen
 Und haßt ihn nicht, weil er mit glühender Seele
 Nach dem Unschätzbaren zu streben wagt!
 Ihr selber habt ihm seinen Preis gesetzt,
 Womit es zu erkaufen ist – die Schranken
 Sind offen für den Würdigen – Ich bin
 Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen.
 Kein Leben zwar des Glücks, doch ist's mein Alles,
 Und hätt' ich's tausendmal, ich gäb' es hin.

Zelima (leise zu Turandot).

Hört Ihr, Prinzessin? Um der Götter willen!
 Drei leichte Rätzel! Er verdient's.

Adelma. Wie edel! Welche Liebenswürdigkeit!
 O daß er mein sein könnte! Hätt' ich damals

Gewußt, daß er ein Prinz geboren sei,
Als ich der süßen Freiheit mich noch freute!
— O welche Liebe flammt in meiner Brust,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiß.
— Mut, Mut, mein Herz. Ich muß ihn noch besitzen.

(zu Turandot)

Prinzessin! Ihr verwirret Euch! Ihr schweigt!
Bedenket Euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot. Und er allein riß mich zum Mitleid hin!
Mein, Turandot! Du mußt dich selbst besiegen.

-- Verwegener, wehlan! Macht Euch bereit!

Altoun. Prinz, Ihr beharrt noch?

Kalaf. Eure! Ich wiederhol' es:

Tod oder Turandot!

(Pantalon und Tartaglia gebärden sich ungeduldig.)

Altoun. So lese man

Das blutige Mandat. Er hör's und zittert!

(Tartaglia nimmt das Gesetzbuch aus dem Busen, küßt es, legt es sich auf die Brust, hernach auf die Stirn, dann überreicht er's dem Pantalon.)

Pantalon (empfängt das Gesetzbuch, nachdem er sich mit der Stirn auf die Erde geworfen, steht auf und liest dann mit lauter Stimme).

„Es kann sich jeder Prinz um Turandot bewerben,

Doch erst drei Rätsel legt die Königin ihm vor.

Löst er sie nicht, muß er vom Beile sterben,

Und schaugetragen wird sein Haupt auf Pekins Thor.

Löst er die Rätsel auf, hat er die Braut gewonnen.

So lautet das Gesetz. Wir schwören's bei der Sonnen.“

(Nach geendigter Vorlesung küßt er das Buch, legt es sich auf die Brust und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der sich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoun präsentiert.)

Altoun (hebt die rechte Hand empor und legt sie auf das Buch).

O Blutgesetz! du meine Qual und Pein!

Ich schwör's bei Kobis Haupt, du sollst vollzogen sein.

(Tartaglia steckt das Buch wieder in den Busen, es herrscht eine lange Stille.)

Turandot (in deklamatorischem Ton, aufstehend).

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühen,

Steinalt, nichts desto minder
 Stets wieder jung und grün,
 Er kehrt auf einer Seite
 Die Blätter zu dem Licht,
 Doch kohlischwarz ist die zweite
 Und sieht die Sonne nicht.

Er setzet neue Ringe,
 So oft er blühet, an;
 Das Alter aller Dinge
 Zeigt er den Menschen an;
 In seine grüne Rinden
 Drückt sich ein Name leicht,
 Der nicht mehr ist zu finden,
 Wenn sie verderret und bleicht.
 So sprich, kannst du's ergrunden,
 Was diesem Baume gleicht?

(Sie setzt sich wieder.)

Kalaf (nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe gesehn,
 verbiegt er sich gegen die Prinzessin).

Zu glücklich, Königin, ist Euer Sklav',
 Wenn keine dunklern Rätsel auf ihn warten.
 Dieser alte Baum, der immer sich erneut,
 Auf dem die Menschen wachsen und verblühen,
 Und dessen Blätter auf der einen Seite
 Die Sonne suchen, auf der andern fliehen,
 In dessen Rinde sich so mancher Name schreibt,
 Der nur, solange sie grün ist, bleibt:

-- Er ist -- das Jahr mit seinen Tagen und Nächten.

Pantalon (freudig).

Zartaglia! Getroffen!

Zartaglia. Auf ein Haar!

Doktoren (erbrechen ihre Zettel).

Optime! Optime! Optime! das Jahr,
 Das Jahr, das Jahr, es ist das Jahr.

(Musik fällt ein.)

Altorn (freudig).

Der Götter Gnade sei mit dir, mein Sohn,
 Und helfe dir auch durch die andern Rätsel!

Zelima (beiseite).

O Himmel, schük' ihn!

Adelma (gegen die Zuschauer). Himmel, schük' ihn nicht!

Laß nicht geschehn, daß ihn die Grausame
Gewinne und die Liebende verliere!

Turandot (entrüstet vor sich).

Er sollte siegen? Mir den Ruhm entreißen?

Nein, bei den Göttern! (zu Kalaf) Selbstzufriedner Zer!

Frebloße nicht zu früh! Wert' auf und löse!

(Steht wieder auf und fährt in deklamatorischem Tone fort.)

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?

Es gibt sich selber Licht und Glanz,

Ein andres ist's zu jeder Stunde,

Und immer ist es frisch und ganz.

Im engsten Raum ist's ausgeführt,

Der kleinste Rahmen faßt es ein,

Doch alle Größe, die dich rühret,

Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Kristall mir nennen?

Ihm gleicht an Wert kein Edelstein,

Er leuchtet, ohne je zu brennen,

Das ganze Weltall faßt er ein,

Der Himmel selbst ist abgemalt

In seinem wundervollen Ring.

Und doch ist, was er von sich strahlet,

Oft schöner, als was er empfing.

Kalaf (nach einem kurzen Nachdenken sich gegen die Prinzessin versonnend). Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich
Erdreiste, Eure Rätsel aufzulösen.

– Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen

Gefast, das Unermeßliche uns zeigt,

Und der Kristall, in dem dies Bild sich malt

Und der noch Schöneres von sich strahlt --

Er ist – das Aug', in das die Welt sich drückt,

Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

Pantalon (springt freudig auf).

Tartaglia! Mein Seel! Uns schwarze Fleck
Geschossen.

Tartaglia. Mitten hinein, so wahr ich lebe!

Doktoren (haben die Zettel eröffnet).

Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge,
Es ist das Auge.

(Musik fällt ein.)

Altoun. Welch unverhofftes Glück! Ihr güt'gen Götter!

O laßt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Zelima (beiseite).

O wäre dies das letzte!

Adelma (gegen die Zuschauer).

Weh mir! Er siegt! Er ist für mich verloren. (zu Turandot)
Prinzessin, Euer Ruhm ist hin! Könnt Ihr's
Ertragen? Eure vor'gen Siege alle
Verschlingt ein einz'ger Augenblick.

Turandot (steht auf in bestigem Zorn). Eh' soll
Die Welt zugrunde gehn! Werwagner, wisse!
Ich hasse dich nur desto mehr, je mehr
Du hoffst, mich zu besiegen, zu besitzen.
Erwarte nicht das letzte Rätsel! Flieh!
Weich aus dem Diwan! Rette deine Seele!

Kalaf. Nur Euer Haß ist's, angebetete
Prinzessin, was mich schreckt und ängstigt.
Dies unglücksel'ge Haupt sink' in den Staub,
Wenn es nicht wert war, Euer Herz zu rühren.

Altoun. Steh ab, geliebter Sohn. Versuche nicht
Die Götter, die dir zweimal günstig waren.
Jetzt kannst du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Diwan tragen.
Nichts helfen dir zwei Siege, wenn der dritte
Dir, der entscheidende, mißlingt - je näher
Dem Gipfel, desto schwerer ist der Fall.
-- Und du - laß es genug sein, meine Tochter,
Steh ab, ihm neue Rätsel vorzulegen.
Er hat geleistet, was kein anderer Prinz
Vor ihm. Gib ihm die Hand, er ist sie wert,
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Gebarden gegen Turandot.)

Turandot. Ihm die Hand?

Die Proben ihm erlassen? Mein, drei Rätsel

Sagt das Geseß. Es habe seinen Lauf.

Kalaf. Es habe seinen Lauf. Mein Schicksal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot. Tod also! Tod! Hörst du's?

(Sie steht auf und fährt auf die vorige Art zu deklamieren fort.)

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand?
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältesten Städte hat's erbaut,
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannst du das Ding nicht raten,
So weich aus diesen blühenden Staaten!

(Mit den letzten Worten reißt sie sich ihren Schleier ab.)

Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!

Stirb oder nenne mir das Ding!

Kalaf (außer sich, hält die Hand vor die Augen).

O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!

Altoun. Gott, er verwirrt sich, er ist außer sich.

Haß' dich, mein Sohn! O sammle deine Sinne!

Zelima (vor sich).

Mir bebt das Herz.

Adelma (gegen die Zuschauer). Mein bist du, teurer Fremdling.
Ich rette dich, die Liebe wird mich's lehren.

Pantalon (zu Kalaf).

Um Gottes willen! Nicht den Kopf verloren.

Nehmt Euch zusammen. Herz gefaßt, mein Prinz!

O weh, o weh! Ich fürcht', er ist geliefert.

Tartaglia (gravitatisch vor sich).

Vieh' es die Würde zu, wir gingen selbst zur Küche
Nach einem Essigglas.

Turandot (hat den Prinzen, der noch immer außer Fassung dasteht, unverwandt betrachtet). Unglücklicher!

Du wolltest dein Verderben. Hab' es nun!

Kalaf (hat sich gefaßt und verbeugt sich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot).

Nur Eure Schönheit, himmlische Prinzessin,
Die mich auf einmal überraschend, blendend
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding von Eisen, das nur wen'ge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahres,
Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterwerfen —
Wer träte aus den öden, wüsten Steppen
Der Tatarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühende Land
Und sähe rings die Saatgesilde grünen
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesezen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräte,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug?

Pantaleon. O sei gebenedeit! Laß dich umbalsen.
Ich halte mich nicht mehr für Freud' und Jubel.

Tartaglia. Gott segne Eure Majestät. Es ist
Vorbei, und aller Jammer hat ein Ende.

Dektoren (haben die Zettel geöffnet).

Der Pflug! Der Pflug! Es ist der Pflug!

(Alle Instrumente fallen ein mit großem Gerausch. Turandot ist auf ihrem Thron in Ohnmacht gesunken.)

Zelima (um Turandot beschäftigt).

Blickt auf, Prinzessin! Fasset Euch. Der Sieg
Ist sein, der schöne Prinz hat überwunden.

Abelma (an die Zuschauer).

Der Sieg ist fein! er ist für mich verloren.

– Mein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!

(Altoum ist voll Freude, bedient von Pantalón und Tartaglia, vom Throne gestiegen. Die Doktoren erheben sich alle von ihren Sesseln und ziehen sich nach dem Hintergrund. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk.

Alles dies geschieht, während die Musik fort dauert.)

Altoum (zu Turandot).

Nun hörst du auf, mein Alter zu betrüben,

Grausames Kind! Genug ist dem Gesetz

Geschehen, alles Unglück hat ein Ende.

– Kommt an mein Herz, geliebter Prinz, mit Freuden
Begrüß' ich Euch als Eidam!

Turandot (ist wieder zu sich gekommen und stürzt in sinnloser Wut von ihrem Throne, zwischen beide sich werfend). Haltet ein!

Er hoffe nicht, mein Eh'gemahl zu werden.

Die Probe war zu leicht. Er muß aufs neu'

Im Diwan mir drei andre Rätsel lösen.

Man überraschte mich. Mir ward nicht Zeit

Bergönnt, mich zu bereiten, wie ich sollte.

Altoum. Grausame Tochter! deine Zeit ist um!

Nicht hoffe mehr, uns listig zu beschwagen.

Erfüllt ist die Bedingung des Gesetzes,

Mein ganzer Diwan soll den Ausspruch tun.

Pantalón. Mit Eurer Gunst, Prinzessin Kieselherz!

Es braucht nicht neue Rätsel zuzuspitzen

Und neue Köpfe abzuhacken – Da!

Hier steht der Mann! der hat's erraten! Kurz:

Das Gesetz hat seine Endschaft, und das Essen

Steht auf dem Tisch – Was sagt der Herr Kollega?

Tartaglia. Das Gesetz ist aus. Ganz aus, und damit Punktum.
Was sagen Ihre Würden, die Doktoren?

Doktoren. Das Gesetz ist aus. Das Köpfen hat ein Ende.

Auf Leid folgt Freud'. Man gebe sich die Hände.

Altoum. So trete man den Zug zum Tempel an.

Der Fremde nenne sich, und auf der Stelle

Vollziehe man die Trauung

Turandot (wirft sich ihm in den Weg). Aufschub, Vater!
Um aller Götter willen!

Altoun. Keinen Aufschub!

Ich bin entschlossen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr' ich deinem grausamen Begehren.
Dein Urtheil ist gesprochen; mit dem Blut
Von zehn Todesopfern ist's geschrieben,
Die ich um deinetwillen morden ließ.
Mein Wort hab' ich gelöst, nun löse du
Das deine, oder bei dem furchtbarn Haupt
Des Jochi sei's geschworen

Turandot (wirft sich zu seinen Füßen). O mein Vater!
Nur einen neuen Tag vergönnt mir

Altoun. Nichts!

Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel.

Turandot (außer sich).

So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht seine Gattin sein,
Ich kann es nicht. Eh' tausend Tode sterben,
Als diesem stolzen Mann mich unterwerfen.
Der bloße Name schon, schon der Gedanke,
Ihm untertan zu sein, vernichtet mich.

Kalaf. Grausame! Unerbittliche, steht auf!
Wer könnte Euren Tränen widerstehn? (zu Altoun)
Laßt Euch erbitten, Eire. Ich flehe selbst
Darum. Gönnt ihr den Aufschub, den sie fordert.
Wie könnt' ich glücklich sein, wenn sie mich haßt.
Zu zärtlich lieb' ich sie -- Ich kann's nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu sehn -- Kühllöse!
Wenn dich des treuesten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlان, so triumphiere!
Ich werde nie dein Gatte sein mit Zwang.
O sähest du in dies zerrissne Herz,
Gewiß, du fühltest Mitleid -- dich gelüftet
Nach meinem Blut? Es sei darum. Verstattet,
Die Probe zu erneuern, Eire -- Willkommen
Ist mir der Tod. Ich wünsche nicht zu leben.

Altoum. Nichts. Nichts. Es ist beschlossen. Fort zum Tempel.
Kein anderer Versuch -- Unfluger Jüngling!

Turandot (fährt rasend auf).

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird Eure Tochter
Zu sterben wissen. (Sie zieht einen Dolch und will gehen.)

Kalaf. Sterben! Große Götter!

Mein, eh' es dahin kommt -- Hört mich, mein Kaiser!
Gönn' Eure Gnade mir die einz'ge Günst.

-- Zum zweiten Male will ich ihr im Diwan,

Ich -- ihr, ein Rätsel aufzulösen geben.

Und dieses ist: Wes Stamms und Namens ist

Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten,

Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen

Und Lasten um geringen Lohn zu tragen;

Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung

Noch unglücksel'ger ist als je zuvor?

-- Grausame Seele! Morgen früh im Diwan

Nennt mir des Vaters Namen und des Prinzen.

Vermögt Ihr's nicht, so laßt mein Leiden enden

Und schenkt mir diese teure Hand. Nennt Ihr

Die Namen mir, so mag mein Haupt zum Opfer fallen.

Turandot. Ich bin's zufrieden, Prinz. Auf die Bedingung
Bin ich die Eurige.

Zelima (vor sich). Ich soll von neuem zittern!

Adelma (seitwärts).

Ich darf von neuem hoffen!

Altoum. Ich bin's nicht

Zufrieden. Nichts gestatt' ich. Das Gesek

Will ich vollzogen wissen.

Kalaf (fällt ihm zu Füßen). Mächt'ger Kaiser!

Wenn Bitten dich bewegen -- wenn du mein,

Wenn du der Tochter Leben liebst, so duld' es!

Bewahren mich die Götter vor der Schuld,

Daß sich ihr Geist nicht sättige. Er weide

Mit Wollust sich an meinem Blut -- Sie löse

Im Diwan, wenn sie Scharfsinn hat, mein Rätsel!

Turandot (vor sich).

Er spottet meiner noch, wagt's, mir zu trohen!

Altoun (zu Kalaf).

Unsinntiger! Ihr wißt nicht, was Ihr fordert,
 Wißt nicht, welch einen Geist sie in sich hat;
 Das Tiefste auch versteht sie zu ergründen.

- Sei's denn! Die neue Probe sei verstattet!

Sie sei des Bandes mit Euch los, kann sie
 Im Diwan morgen uns die Namen nennen.

Doch eines neuen Mordes Trauerspiel

Gestatt' ich nicht — Errät sie, was sie soll,

So zieht in Frieden Euren Weg — Genug

Des Blutes ist geflossen. Folgt mir, Prinz!

- Unfluger Jüngling! Was habt Ihr getan?

(Der Marsch wird wieder gehört. Altoun geht gravitatisch mit dem Prinzen, Pantalonen, Zartaglia, den Doktoren und der Leibwache durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelmä, Zelima, Sklavinnen und Truffaldin mit den Verschnittenen entfernen sich durch die andere Pforte, ihren ersten Marsch wiederholend.)

Dritter Aufzug

Ein Zimmer im Serail.

Erster Auftritt

Adelmä allein.

Adelmä. Jetzt oder nie entspring' ich diesen Banden.

Fünf Jahre trag' ich schon den glühnden Haß

In meiner Brust verschlossen, heuchle Freundschaft

Und Treue für die Grausame, die mir

Den Bruder raubte, die mein ganz Geschlecht

Vertilgte, mich zu diesem Sklavenlos

Herunterstieß — In diesen Adern rinnt,

Wie in den ihren, königliches Blut,

Ich achte mich, wie sie, zum Thron geboren.

Und dienen soll ich ihr, mein Knie ihr beugen,

Die meines ganzen Hauses Mörderin,

Die meines Falles blut'ge Ursach ist.

Nicht länger duld' ich den verhassten Zwang,

Erschöpft ist mir die Kraft, ich unterliege
 Der lang getragnen Bürde der Verstellung.
 Der Augenblick ist da, mich zu befreien,
 Die Liebe soll den Rettungsweg mir bahnen.
 All meine Künste biet' ich auf — Entweder
 Entdeck' ich sein Geheimnis oder schreck' ihn
 Durch List aus diesen Mauern weg — Verhaßte!
 Du sollst ihn nicht besitzen! Diesen Dienst
 Will ich, aus falschem Herzen, dir noch leisten.
 Mir selber dien' ich, süße Rache üb' ich,
 Dein Herz zerreiß' ich, da ich deinem Stolz
 Verrätrisch diene — ich durchschaute dich!
 Du liebst ihn, aber darfst es nicht gestehn.
 Du mußt ihn von dir stoßen und verwerfen,
 Wider dich selber mußt du töricht wüten,
 Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren —
 Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Brust,
 Ich kenn' ihn, nie vernarben seine Wunden.
 — Dein Frieden ist vorbei! Du hast empfunden!

(Turandot erscheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beschäftigt
 ist, sie zu beruhigen.)

Sie kommt, sie ist's! Verzehrt von Scham und Wut
 Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
 Wie lab' ich mich an ihrer Seele Pein!
 -- Sie nähert sich — Laß hören, was sie spricht!

Zweiter Auftritt

Turandot im Gespräch mit Zelima. Abdelma, anfangs ungesehen.

Turandot. Hilf, rat mir, Zelima. Ich kann's nicht tragen,
 Mich vor dem ganzen Diwan überwunden
 Zu geben! — Der Gedanke tötet mich.

Zelima. Ist's möglich, Königin? Ein so edler Prinz,
 So liebeatmend und so liebenswert,
 Kann nichts als Haß und Abscheu —

Turandot. Abscheu! Haß! (Sie besinnt sich.)
 -- Ich haß' ihn, ja. Abscheulich ist er mir!
 Er hat im Diwan meinen Ruhm vernichtet.

In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage spotten.

O rette mich – In aller Frühe, will
Mein Vater, soll der Diwan sich versammeln,
Und lös' ich nicht die aufgegebenne Frage,
So soll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten sein – „Wes Stamms und Namens ist
Der Prinz, der, um sein Leben zu erhalten,
Gezungen ward, als niedrer Knecht zu dienen
Und Lasten um geringen Preis zu tragen;
Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
Noch unglücksel'ger ist als je zuvor?“ –

– Daß dieser Prinz er selbst ist, seh' ich leicht.
Wie aber seinen Namen und Geschlecht
Entdecken, da ihn niemand kennt, der Kaiser
Ihm selbst verstattet, unerkannt zu bleiben?
Geängstigt, wie ich war, geschreckt, gedrängt,
Ging ich die Wette unbedachtsam ein.
Ich wollte Frist gewinnen – Aber wo
Die Möglichkeit, es zu erraten? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Zelima. Es gibt hier kluge Frauen, Königin,
Die aus dem Tee und Kaffeesatz wahr sagen

Turandot. Du spottest meiner! Dahin kam's mit mir!

Zelima. Wozu auch überall der fremden Künste?
– O seht ihn vor Euch stehn, den schönen Prinzen!
Wie rührend seine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerrissenem Herzen zu Euch flehte!
Wie edelmütig er, sein selbst vergessend,
Zu Eures Vaters Füßen für Euch bat,
Für Euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum zweitenmal sein kaum gerettet Leben
Darbot, um Eure Wünsche zu vergnügen!

Turandot (weggewendet).

Still, still davon!

Zelima. Ihr kehrt Euch von mir ab!
Ihr seid gerührt! Ja! Ja! Verbergt es nicht!
Und eine Träne glänzt in Eurem Auge --

O schämt Euch nicht der zarten Menschlichkeit!

Nie sah ich Euer Angesicht so schön.

O macht ein Ende. Kommt —

(Adelma ist im Begriff, hervorzutreten.)

Turandot. Nichts mehr von ihm.

Er ist ein Mann. Ich hass' ihn, muß ihn hassen.

Ich weiß, daß alle Männer treulos sind,

Nichts lieben können als sich selbst; hinweg

Geworfen ist an dies verrätrische Geschlecht

Die schöne Neigung und die schöne Treue.

Geschmeid'ge Sklaven, wenn sie um uns werben,

Sind sie Tyrannen, gleich, wo sie besitzen.

Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,

Das eigensinnig heftige Begehren,

Das nennen sie ihr Lieben und Verehren.

Das reißt sie blind zu unerhörter That,

Das treibt sie selber auf den Todespfad;

Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.

Nicht weiter, sag' ich dir. Gewinnt er morgen,

Ist mir der Tod nicht schrecklicher als er.

Mich sah' die Welt, die mir gehässig ist,

Zu dem gemeinen Los herabgewürdigt,

An eines Mannes und Gebieters Hand!

Nein, nein! So tief soll Turandot nicht sinken!

— Ich seine Braut! Eh' in das offne Grab

Mich stürzen als in eines Mannes Arme!

(Adelma hat sich wieder zurückgezogen.)

Zelima. Wohl mag's Euch kosten, Königin, ich glaub' es,

Von Eurer stolzen Höh' herabzustiegen,

Auf der die Welt Euch staunend hat gesehn.

Was ist der eitle Ruhm, wenn Liebe spricht?

Gesteht es! Eure Stunde ist gekommen!

Beg mit dem Stolge! Weicht der stärkeren

Gewalt — Ihr haßt ihn nicht, könnt ihn nicht hassen.

Warum dem eignen Herzen widerstreben?

Ergebt Euch dem geliebten Mann, und mag

Alsdann die Welt die Glückliche verhöhn!

Abelma (ist hergehend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor).

Wer von geringem Stand geboren ist,
Dem steht es an, wie Zelima zu denken.
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergib mir, Zelima! Dir ist es nicht gegeben,
An einer Fürstin Platz dich zu versehen,
Die sich so hoch wie unsre Königin
Gestellt und setzt, vor aller Menschen Augen,
Im Divan so heruntersteigen soll,
Von einem schlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen sah ich den Triumph,
Den stolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räffel unsrer Königin,
Als wären's Kinderfragen, spielend löste,
Der überlegnen Einsicht stolz bewußt.
O in die Erde hätt' ich sinken mögen
Für Scham und Wut — Ich liebe meine schöne
Gebieterin, ihr Ruhm liegt mir am Herzen.

Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Gesprochen, dieses Mannes Frau!

Turandot. Erbitter mich
Nicht mehr!

Zelima. Das große Unglück, Frau zu werden!

Abelma. Schweig, Zelima. Man will von dir nicht wissen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht schmeicheln. Grausam wär' es, hier
Zu schonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Ist es schon hart genug, daß wir den Mann,
Den übermütigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Trost darin, daß wir uns selbst
Mit freier Wahl und Gunst an ihn verschenken,
Und seine Großmuth fesselt seinen Stolz.
Doch welches Los trifft unsre Königin,
Wie hat sie selbst sich ihr Geschick verschlimmert!
Nicht ihrer freien Gunst und Zärtlichkeit,
Sich selbst nur, seinem siegenden Verstand
Wird sie der Stelze zu verdanken haben.
Als seine Beute führt er sie davon

Wird er sie achten, Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um sie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preis des Sieges heimgefallen!
Wird er bescheiden seines Rechtes brauchen,
Das er nur seinem Recht verdankt?

Turandot (in der heftigsten Bewegung). **Adelma**, wisse!
Sind' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchstoß' ich diese Brust mit einem Dold.

Adelma. Hast Mut, Gebieterin. Verzweifelt nicht!
Kunst oder List muß uns das Räthsel lösen.

Zelima. Gut. Wenn Adelma mehr versteht als ich
Und Euch so zugetan ist, wie sie sagt,
So helfe sie und schaffe Rat.

Turandot. **Adelma**!
Geliebte Freundin! Hilf mir, schaffe Rat!
Ich kenn' ihn nicht, weiß nicht, woher er kommt –
Wie kann ich sein Geschlecht und Namen wissen?

Adelma (nachsinnend).
Laß sehn – Ich hab' es – Hörte man ihn nicht
Im Divan sagen, hier in dieser Stadt,
In Peking lebe jemand, der ihn kenne?
Man muß nachspüren, muß die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze sparen –

Turandot. Nimm Gold und Edelsteine, spare nichts.
Kein Schatz ist mir zu groß, nur daß ich's wisse!

Zelima. An wen uns damit wenden? Wo uns Rats
Erholen? – Und gesetzt wir fänden wirklich
Auf diesem Wege seinen Stand und Namen,
Wird es verborgen bleiben, daß Bestechung,
Nicht ihre Kunst das Räthsel uns verraten?

Adelma. Wird Zelima wohl der Verräter sein?

Zelima. Das geht zu weit – Spart Euer Geld, Prinzessin!
Ich schwieg, ich hoffte Euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, diesen würdigsten
Von allen Prinzen, den Ihr selbst nicht hasset,
Freiwillig zu belohnen – Doch Ihr wollt es!

So siege meine Pflicht und mein Gehorsam.

Wißt also! Meine Mutter Skirina

War eben bei mir, war entzückt zu hören,

Daß dieser Prinz die Rätsel aufgelöst,

Und, von dem neuen Wettstreit noch nichts wissend,

Verriet sie mir in ihrer ersten Freude,

Daß dieser Prinz in ihrem Haus geherbergt,

Daß Hassan ihn, ihr Gatte, sehr wohl kenne,

Wie seinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.

Ich fragte nun nach seinem Stand und Namen,

Doch dies sei noch ein Rätsel für sie selbst,

Spricht sie, das Hassan standhaft ihr verberge;

Doch hofft sie noch, es endlich zu ergründen.

Verdien' ich es nun noch, so zweifle meine
Gebieterin an meiner Treu' und Liebe! (Geht ab mit Empfindlichkeit.)

Turandot (ihr nachsehend).

Bleib, Zelima. Bist du beleidigt? - Bleib!

Vergib der Freundin!

Adelma (hält sie zurück). Lassen wir sie ziehen!

Prinzessin, auf die Spur hat Zelima

Geholfen; unsre Sache ist es nun,

Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.

Denn Torheit wär's, zu hoffen, daß uns Hassan

Gutwillig das Geheimnis beichten werde,

Nun er den ganzen Wert desselben kennt.

Verschlagne List, ja, wenn die List nicht hilft,

Gewalt muß das Geständnis ihm entreißen;

Drum schnell - Kein Augenblick ist zu verlieren.

Herbei mit diesem Hassan ins Serail,

Eb' er gewarnt sich unserm Arm entzieht.

Kommt! Wo sind Eure Sklaven?

Turandot (fällt ihr um den Hals). Wie du willst,

Adelma! Freundin! Ich genehm'ge alles,

Nur daß der Fremde nicht den Sieg erhalte! (Geht ab.)

Adelma. Jetzt, Liebe, steh mir bei! Dich ruf' ich an,

Du Mächtige, die alles kann bezwingen!

Laß mich entzückt der Sklaverei entspringen,

Der Stolz der Feindin öffne mir die Bahn.
Hilf die Verhasste listig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen! (Geht ab.)

Vorhalle des Palaſtes.

Dritter Auftritt

Kalaſ und Baraſ kommen im Geſpräch.

Kalaſ. Wenn aber niemand lebt in dieſer Stadt,
Der Kundschaft von mir hat als du allein,
Du treue Seele -- Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen
Und ſchon acht Jahre lang verloren iſt.
- Indessen, weiſt du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unſern Tod
Ach, Baraſ! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menſchen!

Baraſ. Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz.
Vergebt mir. Der Unglückliche muß auch
Unmögliches fürchten. Gegen ihn erheben
Die ſtummen Steine ſelber ſich als Zeugen,
Die Wand hat Ohren, Mauern ſind Verräter.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünſtigt Euch, das ſchönſte Weib
Gewinnt Ihr wider Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein großes Königreich,
Und Eure weib'ſche Zärtlichkeit raubt Euch
Auf einmal alles wieder!

Kalaſ. Hätteſt du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz geſehn!

Baraſ. Auf Eurer Eltern Schmerz, die Ihr zu Verlas
Trostlos verlaſſen, hättet Ihr, und nicht
Auf eines Weibes Tränen achten ſollen!

Kalaſ. Schilt meine Liebe nicht. Ich wollt' ihr gerne
Gefällig ſein. Vielleicht, daß meine Großmut
Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen --

Baraſ. Im Herzen dieſer Schlange Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

Kalaf. Entgehn kann sie mir nicht.
Wie fände sie mein Rätsel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du hast mich nicht verraten? Nicht?
Vielleicht, daß du im stillen deinem Weibe
Vertraut hast, wer ich sei?

Barak. Ich? Keine Silbe.
Barak weiß Euren Winken zu gehorchen.
Doch weiß ich nicht, welch schwarze Ahnung mir
Den Sinn unnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt

Die Vorigen. Pantalon. Tartaglia und Brigella mit Soldaten.

Pantalon. Sieh! Sieh! Da ist er ja! Pögelement,
Wo steckt Ihr, Prinz? Was habt Ihr hier zu schaffen?
(Den Barak mit den Augen musternd.)

Und wer ist dieser Mann, mit dem Ihr schwacht?

Barak (vor sich).
Weh uns! Was wird das!

Tartaglia. Sprecht! Wer ist der Mann?

Kalaf. Ich kenn' ihn nicht. Ich fand ihn hier nur so
Von obngefähr, und weil ich müßig war,
Frag' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

Tartaglia. Haltet zu Gnaden, Prinz. Ihr seid zu grad
Für diese falsche Welt; das gute Herz
Kennt mit dem Kopf davon — Heut früh im Diwan!
Wie Teufel kamt Ihr zu dem Narrenstreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu lassen!

Pantalon. Laßt's gut sein. Was geschehn ist, ist geschehn.
Ihr wißt nicht, lieber junger Prinz, wie tief Ihr
Im Wasser steht, wie Euch von allen Seiten
Betrug umlauert und Verräterstricke
Umgeben — Lassen wir Euch aus den Augen,
So richtet man Euch ab, wie einen Star. (zu Barak)
Herr Nachbar Naseweis, steckt Eure Nase
Woanders hin — Beliebt es Eurer Heheit,
Ins Haus hereinzugehn — Heda, Soldaten!
Nehmt ihn in eure Mitte! — Ihr, Brigella,

Wißt Eure Pflicht — Bewachet seine Thür
Bis morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Mensch darf zu ihm ein! So will's der Kaiser. (zu Kalaf)
Merkt Ihr? Er ist verliebt in Euch und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwischen kommen.
Seid Ihr bis morgen nicht sein Schwiegersohn,
So fürcht' ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut, Prinz! Doch das
Von heute morgen war — mit Eurer Gunst
Ein Narrenstreich! — Um's Himmels willen! Gebt Euch
Nicht bloß, laßt Euch den Namen nicht entlocken!

(ihm ins Ohr, vertraulich)

Doch wollt Ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz sachtchen, sachtchen in die Ohren wispern,
So wird er sich gar schön dafür bedanken.
Bekommt er diese Rekompens?

Kalaf. Wie, Alter?

Geberdt Ihr so dem Kaiser, Eurem Herrn?

Pantalon. Brave! Charmant! — Nun marsch! Voran, Brigella!
Habt Ihr's gehört? Was steht Ihr hier und gasset?

Brigella. Beliebet nur das Plaudern einzustellen,
So werd' ich tun, was meines Amtes ist.

Tartaglia. Pacht ja wohl auf. Der Kopf steht drauf, Brigella.

Brigella. Ich habe meinen Kopf so lieb als Ihr
Den Euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

Tartaglia. Es juckt und brennt mich nach dem Namen — Uh!
Geruhet Ihr, ihn mir zu sagen, Hoheit,
Necht wie ein Kleined wollt' ich ihn bei mir
Vergraben und bewahren — Ja, das wollt' ich!

Kalaf. Umsonst versucht Ihr mich. Am nächsten Morgen
Erfahrt Ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

Tartaglia. Bravo! Bravissimo! Hol' mich der Teufel!

Pantalon. Nun, Gott befohlen, Prinz! (zu Barak)

Und Ihr, Herr Schlingel!

Ihr tötet besser, Eurer Arbeit nach-
Zugehn, als im Palast hier aufzupassen,
Versteht Ihr mich? (Geht ab.)

Tartaglia (sieht ihn scheel an). Jawohl! Jawohl! Ihr habt mir
So ein gewisses Ansehn — eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.

Ich rat' Euch Gutes, geht! (Folgt dem Pantalón.)

Brigella (zu Kalaf). Erlaubt mir, Prinz,
Daß ich dem, der befehlen kann, gehorche.

Läßt's Euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

Kalaf. Das will ich gerne. (zu Barak, leise)

Freund, auf Wiedersehn!

Zu besserer Gelegenheit! Leb' wohl.

Barak. Herr, ich bin Euer Sklav'!

Brigella. Nur fort! Nur fort!

Und macht den Zeremonien ein Ende.

(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt
von der entgegengesetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Gebärden des
Schreckens und Erstaunens.)

Barak (ihm nachsehend).

Der Himmel steh' dir bei, treuherz'ge Unschuld!

Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

Fünfter Auftritt

Timur, ein Greis in dürftiger Kleidung. **Barak**.

Timur (entsetzt vor sich).

Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn

Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!

Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Zeßlis,

Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peking

Verfolgen ließ und seine Rache sättigt!

Doch mit ihm will ich sterben! (eilt ihm nach und ruft laut)

Kalaf! Kalaf!

Barak (tritt ihm in den Weg und hält ihm das Schwert auf die Brust).

Halt ein, Unglücklicher! Du bist des Todes!

(Paus. Beide sehen einander erstaunt an. Unterdessen hat sich Kalaf mit
den Soldaten entfernt.)

Wer bist du, Alter? Woher kommst du, sprich,

Daß du den Namen dieses Junglings weißt!

Timur. Was seh' ich? Gott! Du, Barak! Du in Peking!
Du sein Verräther? Ein Rebell? Und zückst
Das Schwert auf deinen König?

Barak (läßt erstaunt das Schwert sinken). Große Götter!
Ist's möglich? – Timur?

Timur. Ja, Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verraten!
Was zögerst du? Nimm dieses Leben hin,
Verhaßt ist mir's, da ich die treuesten Diener
Um schönsten Vorteils willen undankbar
Und meinen Sohn dem Tod geopfert sehe!

Barak. Herr! – Herr! – O Gott! das ist mein Fürst, mein König!
Er ist's! Nur allzuwohl erkenn' ich ihn. (Fällt ihm zu Füßen.)
In diesem Staub! In dieser Niedrigkeit!
Ihr Götter! Muß mein Auge dies erleben!
– Verzeiht, Gebieter, meiner blinden Wut!
Die Liebe ist's zu Eurem Sohn, die Angst,
Die treue Sorge, die mich hingerissen.
So lieb Euch Eures Sohnes Heil, so komme
Der Name Kalaf nie aus Eurem Munde!

Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak
– Ach weh mir! Wenn uns jemand hier behorchte! –
Sagt, ob Elmaze, meine Königin,
Sich auch mit Euch in dieser Stadt befindet?

Timur. Still, Barak, still! O sprich mir nicht von ihr!
In unserm traur'gen Aufenthalt zu Verlas
Verzehrete sie der Gram um unsern Sohn,
– Sie starb in diesen lebensmüden Armen.

Barak. O die Besammernswürdige!

Timur. Ich floh!
Ich konnt' es, einsam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und seht, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hiehergeleitet, ist

Mein erster Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode fuhrt.

Barak. Kommt, kommt, mein König!
Besürchtet nichts für Euren Sohn! Vielleicht
Daß ihn, eh' noch der nächste Tag verlaufen,
Das höchste Glück belohnt und Euch mit ihm!
Nur daß sein Name nicht, noch auch der Eure
Von Euern Lippen komme — Merkt Euch das!
Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak.

Timur. Was für Geheimnisse — Erklär' mir doch!

Barak. Kommt! Hier ist nicht der Ort, davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch was seh' ich?

(Skirina tritt aus dem Palast.)

Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!

Wir sind entdeckt! (zu Skirina bestig)

Was hast du hier zu suchen?

Unglückliche! Wo kommst du her?

Sechster Auftritt

Skirina zu den Vorigen.

Skirina. Nun! Nun!

Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unser Gast,
Der fremde Prinz, den Sieg davongetragen.
Die Neugier auch — Nun ja — ich wollte sehn,
Wie dieser määnerscheuen Unholdin
Der Brautstand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

Barak. Dacht' ich's doch!
Weib! Weib! Du weißt nicht alles, und geschwäßig
Wie eine Elster läufst du ins Serail;
Ich suchte dich, es dir zu untersagen.
Unsens! Zu spät! Des Weibes Unverstand
Kennt immer vor des Mannes weisem Rat
Voraus — Was ist nicht alles dort geträtscht,
Geplaudert worden! Nur heraus! Mir ist,

Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung sagen: Dieser Unbekannte
Ist unser Gast, er wohnt bei uns, mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Hast du's gesagt?

Skirina. Und wenn ich nun? Was wär's?

Barak. Nein, nein, gesteh es nur. Hast du's gesagt?

Skirina. Ich hab's gesagt. Warum sollt' ich's verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wissen,
Und — daß ich's nur gestehe — ich versprach's.

Barak. Weh mir! Wir sind verloren! — Rasende! —

(zu Timur sich wendend)

Wir müssen fort. Wir müssen fliehn!

Timur. So sag' mir doch, was für Geheimnisse —

Barak. Fort! Fort aus Peking! Keine Zeit verloren!

Truffalbin zeigt sich im Hintergrunde mit seinen Schwarzen.

Weh uns! Es ist zu spät. Sie kommen schon!

Sie suchen mich, die Schwarzen, die Verschnittenen

Der fürchterlichen Turandot — Sinnlose!

In welchen Jammer stürzt uns deine Zunge!

(Truffalbin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verschnittenen durch Gebärden, daß sie sich seiner bemächtigen sollen.)

Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe du,

Verbirg dich, rette dich und diesen Alten.

Timur. So sag' mir doch!

Barak. Fort! Keine Widerrede!

Ich bin entdeckt! — Verschlössen wie das Grab

Sei Euer Mund! Nie komme Euer Name,

Nie, nie der seine über Eure Lippen!

— Und du, Unglückliche, wenn du das Übel,

Das deine Zunge über uns gebracht,

Gutmachen willst, verbirg dich, nicht in deiner,

In einer fremden Wohnung, halte diesen

Verborgenen, bis der nächste Tag zur Hälfte

Verstrichen ist —

Skirina. Willst du mir denn nicht sagen — ?

Timur. Willst du nicht mit uns fliehn?

Barak. Tut, was ich sage!

Werde mit mir, was will, wenn Ihr Euch rettet.

Skirina. Sprich, Hassan! Werin hab' ich denn gefehlt?

Timur. Erklär' mir diese Rätsel!

Barak (heftig). Welche Marter!

Um aller Götter Willen, fort, und fragt

Nicht weiter! Sie umringen uns, es ist

Zu spät, und alle Flucht ist jetzt vergebens.

Die Namen, alter Mann, die Namen nur
Verschweigt, und alles kann noch glücklich enden!

Siebenter Auftritt

Vorige. Truffalbin mit den Verschnittenen.

Truffalbin (ist nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge besetzt und tritt nun hervor, mit übertriebenen Gebarden ihm den Degen auf die Brust haltend).

Halt an und steht! Nicht von der Stelle! Nicht Gemüth! Der ist des Todes, der sich rührt.

Skirina. O wehe mir!

Barak. Ich weiß, Ihr sucht den Hassan.

Hier bin ich, führt mich fort.

Truffalbin. Bst! Keinen Lärmen!

's ist gut gemeint. Es soll Euch eine ganz
Absonderliche Gnad' und Ehr' geschehn.

Barak. Ja, ins Serail wollt Ihr mich führen, kommt!

Truffalbin. Gemach! Gemach! Ei seht doch, welche Gunst
Euch widerfährt! Ins Harem! Ins Serail
Der Königin — Ihr glückliche Person!
's kommt keine Fliege ins Serail, sie wird
Erst wohl besichtigt und beschaut, ob sie
Ein Männchen oder Weib, und ist's ein Männchen,
Wird's ohne Gnad' gekrenzt und gepfählt.

Wer ist der Alte da?

Barak. Ein armer Bettler,

Den ich nicht kenne. Kommt und laßt uns gehn.

Truffaldin (betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit).
Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ei!

– Wir haben uns großmütig vorgesetzt,
Auch dieses armen Bettlers Glück zu machen.

(bemerkt und betrachtet die Skirina)

– Wer ist die Weibsperson?

Barak. Was zögerst du?

Ich weiß, daß deine Königin mich erwartet.
Laß diesen Greis; das Weibsbild kenn' ich nicht,
Hab's nie gesehn und weiß nicht, wer sie ist.

Truffaldin (zornig).

Du kennst sie nicht? Du hast sie nie gesehn?
Verdammte Lüge! Was! Kenn' ich sie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavin Zelima? Hab' ich sie nicht
Zu hundert Malen im Serail gesehn,
Wenn sie der Tochter weiße Wäsche brachte?

(mit komischer Gravität zu den Verschnittenen)

Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich euch gebe!
Die drei Personen hier nehmt in Verwahrung,
Bewacht sie wohl, hört ihr, laßt sie mit keiner
Lebend'gen Seele reden, und bei Nacht,
Sobald es still ist, führt sie ins Serail.

Timur. O Gott! Was wird aus mir!

Skirina. Ich fass' es nicht.

Barak (zu Timur).

Was aus dir werden soll und was aus mir?
Ich werde alles leiden. Leid' auch du!
Vergiß nicht, was ich dir empfahl – Und, was
Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
– Jetzt hast du, töricht Weib, was du gewollt.

Skirina. Gott steh uns bei!

Truffaldin (zu den Schwarzen). Ergreift sie! Fort mit ihnen!

(Gehen ab.)

Vierter Aufzug

Vorhof mit Säulen

In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig großen Becken, voll von Goldstücken.

Erster Auftritt

Turandot. Zelima. Skirina. Timur. Barak.

Barak und Timur stehen, jeder an einer Säule, einander gegenüber, die Verschnittenen um sie herum, alle mit entblößten Säbeln und Dolchen. Zelima und Skirina stehen weinend auf der einen, Turandot drohend und streng auf der andern Seite.

Turandot. Noch ist es Zeit. Noch lass' ich mich herab,
Zu bitten - Dieser aufgehäufte Berg
Von Gold ist euer, wenn ihr mir in gutem
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Besteht ihr aber drauf, ihn zu verschweigen,
So sollen diese Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt seht, euer Herz durchbohren!
Heda, ihr Sklaven! Machet euch bereit.

(Die Verschnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Brust.)

Barak (zu Skirina).

Nun, heil'los Weib, nun siehst du, Skirina,
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzessin, sättigt Eure Wut. Ich biete
Den Martern Trost, die Ihr ersinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbsten Tod zu leiden.

Herbei, ihr Schwarzen! Auf, ihr Marterknechte,
Tyranische Werkzeuge der Tyranin,
Zerfleischt mich, tötet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz recht, ich kenne diesen Prinzen
Und seinen Vater, beider Namen weiß ich,
Doch keine Marter preßt sie von mir aus,
Kein Gold verführt mich: weniger als Staub,
Als schlechte Erde acht' ich diese Schätze!
Du, meine Gattin, jammre nicht um mich,
Für diesen Alten spare deine Tränen,

Für ihn erweiche dieses Felsenherz,
Daß der Unschuldige gerettet werde.
Sein ganz Verbrechen ist, mein Freund zu sein.

Skirina (flehend zu Turandot).

O Königin, Erbarmen!

Timur. Niemand kümme sich
Um einen schwachen Alten, den die Götter
Im Zorn verfolgen, dem der Tod Erlösung,
Das Leben eine Marter ist. Ich will
Dich retten, Freund, und sterben. Wisse denn,
Du Grausame —

Barak (unterbricht ihn). Um aller Götter willen! Schweigt!
Der Name komme nicht aus Eurem Munde.

Turandot (neugierig).

Du weißt ihn also, Greis?

Timur. Ob ich ihn weiß?
Unmenschlische! — Freund, sag' mir das Geheimnis,
Warum darf ich die Namen nicht entdecken?

Barak. Ihr tötet ihn und uns, wenn Ihr sie nennt.

Turandot. Er will dich schrecken, Alter, fürchte nichts.
Herbei, ihr Sklaven, züchtigt den Verwegnen!

(Die Verschnittenen umgeben den Barak.)

Skirina. Ihr Götter, helft! Mein Mann! Mein Mann!

Timur (tritt dazwischen). Halt! Haltet!
Was soll ich tun! Ihr Götter, welche Marter!
— Prinzessin, schwört mir's zu bei Eurem Haupt,
Bei Euren Göttern schwört mir, daß sein Leben
Und dieses Fremdlings Leben ungefährdet
Sein soll — Mein eignes acht' ich nichts und will
Es freudig Eurer Wut zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und Ihr sollt alles wissen.

Turandot. Bei meinem Haupt, zum furchtbarn Kobi schwör' ich,
Daß weder seinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgendeines hier Gefährde droht —

Barak (unterbricht sie).

Halt, Lügnerin — Nicht weiter — Glaubt ihr nicht!
Verrätere! lauscht hinter diesem Schwur.

— Schwört, Turandot, schwört, daß der Unbekannte
 Euer Gatte werden soll, im Augenblick,
 Da wir die Namen Euch entdeckt, wie recht
 Und billig ist, Ihr wißt es, Undankbare!
 Schwört, wenn Ihr könnt und dürft, daß er, verschmäht
 Von Euch, nicht in Verzweiflung sterben wird
 Durch seine eigne Hand — Und schwört uns zu,
 Daß, wenn wir Euch die Namen nun entdeckt,
 Für unser Leben nichts zu fürchten sei,
 Noch daß ein ew'ger Kerker uns lebendig
 Begraben und der Welt verbergen soll -
 Dies schwört uns, und der erste bin ich selbst,
 Der Euch die beiden Namen nennt!

Timur. Was für Geheimnisse sind dies! Ihr Götter,
 Nehmt diese Qual und Herzensangst von mir!

Turandot. Ich bin der Worte müd Ergreift sie, Sklaven!
 Durchbohret sie!

Skirina. O Königin! Erbarmen!

(Die Verschnittenen sind im Begriff, zu gehorchen, aber Skirina und
 Zelima werfen sich dazwischen.)

Barak. Nun siehst du, Greis, das Herz der Tigerin!

Timur (niedergeworfen).

Mein Sohn! Dir weih' ich freudig dieses Leben.

Die Mutter ging voran, ihr folg' ich nach.

Turandot (betroffen, wehrt den Sklaven).

Sein Sohn! Was hör' ich! Haltet! — Du ein Prinz?

Ein König? Du des Unbekannten Vater?

Timur. Ja, Grausame! Ich bin ein König - bin
 Ein Vater, den der Jammer niederdrückt!

Barak. O König! Was habt Ihr getan!

Skirina. Ein König!

In solchem Elend!

Zelima. Allgerechte Götter!

Turandot (in tiefes Staunen verloren, nicht ohne Rübrung).

Ein König und in solcher Schmach! — Sein Vater!

Des unglücksel'gen Jünglings, den ich mich

Zu hassen zwingen und nicht hassen kann!

O der Besammernswürdige — Wie wird mir!

Das Herz im tiefsten Busen wendet sich!
 Sein Vater! Und er selbst — Sagt er nicht so?
 Genötiget, als niedrer Knecht zu dienen
 Und Lasten um geringen Sold zu tragen!
 O Menschlichkeit! O Schicksal!

Barak. Turandot!

Dies ist ein König! Schenet Euch und schaudert
 Zurück, die heil'gen Glieder zu verletzen!
 Wenn solches Jammers Größe Euch nicht rührt,
 Euch nicht das Mitleid, nicht die Menschlichkeit
 Entwaffnen kann, laßt Euch die Scham besiegen.
 Ehrt Eures eignen greisen Vaters Haupt
 In diesem Greis — O schändet Euch nicht selbst
 Durch eine That, die Euer Blut entehrte!
 Genug, daß Ihr die Jünglinge gemordet,
 Schonet das Alter, das unmächtige,
 Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!
Zelima (wirft sich zu ihren Füßen).
 Ihr seid bewegt, Ihr könnt nicht widerstehn.
 O gebt dem Mitleid und der Gnade Raum,
 Laßt Euch die Größe dieses Jammers rühren.

Zweiter Auftritt

Adelma zu den Vorigen.

Turandot (ihr entgegen).

Kommst du, Adelma? Hilf mir! O schaff' Rat!
 Ich bin entwaffnet — Ich bin außer mir!
 Dies ist sein Vater, ein Monarch und König!

Adelma. Ich hörte alles. Fort mit diesen beiden,
 Schafft dieses Geld hinweg, der Kaiser naht!

Turandot. Mein Vater? Wie?

Adelma. Ist auf dem Weg hieher. (zu den Schwarzen)
 Fort, eh' wir überfallen werden! Sklaven,
 Führt diese beiden in die untersten
 Gewölbe des Serails, dort haltet sie
 Verborgen, bis auf weitere Befehle! (zu Turandot)
 Es ist umsonst. Wir müssen der Gewalt

Entsagen. Nichts kann retten als die List.

— Ich habe einen Anschlag — Skirina,
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima soll bleiben.

Barak (zu Timur).

Weh uns, mein Fürst! Die Götter mögen wissen,
Welch neues Schrecknis ausgebrütet wird!

— Weib! Tochter! Seid getreu, o haltet fest,
Laßt euch von diesen Schlangen nicht verführen!

Zurandot (zu den Schwarzen).

Ihr wisset den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serais verborgenste Gewölbe!

Timur. Fall' Eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid.

Barak. Mitleid in dieser Furie! Verraten
Ist Euer Sohn, und uns, ich seh' es klar,
Wird ew'ge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angesicht der Menschen,
Wohin kein Lichtstrahl und kein Auge dringt
Und unser Schmerz kein süßend Ohr erreicht! (zur Prinzessin)
Die Welt kanst du, der Menschen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Nachgericht!
Magst du im Schlund der Erde sie verstecken,
Laß tausend Totengrüfte sie bedecken,
Sie bringen deine Übeltat ans Licht.

(Er folgt mit Timur den Verschnittenen, welche zugleich die Tafel und das
Becken mit den Goldstücken hinwegtragen.)

Dritter Auftritt

Zurandot. Adelmä. Zelima und Skirina.

Zurandot (zu Adelmä).

Auf dich verlass' ich mich, du einz'ge Freundin!
O sage, sprich, wie du mich retten willst.

Adelmä. Die Wachen, die auf Altouns Befehl
Des Prinzen Zimmer huten, sind gewonnen.
Man kann zu ihm hineingehn, mit ihm sprechen --
Und was ist dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Überredung spielen lassen.

Denn arglos ist sein Herz und gibt sich leicht
Der Schmeichelftimme des Verräters hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur
Behilflich sind und ihre Rolle spielen,
So zweifelt nicht, mein Anschlag soll gelingen.

Turandot (zu Skirina).

So lieb dir Hassans Leben, Skirina!
Er ist in meiner Macht, ich kann ihn töten.

Skirina. Was Ihr befehlt, ich bin bereit zu allem,
Wenn ich nur meines Hassans Leben rette.

Turandot (zu Zelima).

So wert dir meine Gunst ist, Zelima --

Zelima. Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!

Adelma. So kommt. Kein Augenblick ist zu verlieren.

(Sie geben ab.)

Turandot. Geht! Geht! Tut, was sie sagt.

Vierter Austritt

Turandot allein.

Turandot. Was sinnt Adelma?

Wird sie mich retten? Götter, steht ihr bei!
Kann ich mich noch mit diesem Siege krönen,
Wes Name wird dann größer sein als meiner?

Wer wird es wagen, sich in Geisteskraft
Mit Turandot zu messen? -- Welche Lust,
Im Diwan vor der wartenden Versammlung,
Die Namen ihm ins Angesicht zu werfen
Und ihn beschämt von meinem Thron zu weisen!

– Und doch ist mir's, als würd' es mich betrüben!
Mir ist, als säh' ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füßen seinen Geist verhauchen,
Und dieser Anblick dringt mir an das Herz.

– Wie, Turandot? Wo ist der edle Stolz
Der großen Seele? Hat's ihn auch gekränkt,
Im Diwan über dich zu triumphieren?

Was wird dein Anteil sein, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? -- Recht hat Adelma!

Zu weit ist es gekommen! Umkehr ist
Nicht möglich! — Du mußt siegen oder fallen!
Besiegt von einem, ist besiegt von allen.

Fünfter Auftritt

Turandot. Altoum. Pantalon und Tartaglia folgen ihm in einiger Entfernung nach.

Altoum (in einem Briefe lesend und in tiefen Gedanken, vor sich).
So mußte dieser blutige Tyrann
Von Teflis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus seiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande schweifend, muß hieher
Nach Peking kommen und durch seltsame
Verkettung der Geschehnisse glücklich werden!
So führt das Schicksal an verborgnem Band
Den Menschen auf geheimnisvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret sich der Faden.

Pantalon (leise zu Tartaglia).
Rappelt's der Majestät? Was kommt sie an,
Daß sie in Versen mit sich selber spricht?

Tartaglia (leise zu Pantalon).
Still! Still! Es ist ein Bote angelangt
Aus fernen Landen -- Was er brachte, mag
Der Teufel wissen!

Altoum (steckt den Brief in den Busen und wendet sich zu seiner Tochter). Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entscheidung rückt heran,
Und schlaflos irrst du im Serail umher,
Zerquälst dich, das Unmögliche zu wissen.

Vergebens quälst du dich. Es ist umsonst,
Ich aber hab' es ohne Müß' erfahren.

Sieh diesen Brief. Hier stehen beide Namen
Und alles, was sie kenntlich macht. Soeben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohlverschlossen und bewacht,
Bis dieser nächste Tag vorüber ist.

Der unbekannte Prinz ist wirklich König
Und eines Königs Sohn — Es ist unmöglich,

Dass du erratest, wer sie beide seien.

Ihr Reich liegt allzu fern von hier, der Name
Ist kaum zu Peking ausgesprochen worden.

— Doch sieh, weil ich's als Vater mit dir meine,
Komm ich in später Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum zweitenmal
Im Diwan dem Gelächter bloßzustellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu sehn?
Denn abgesehen, du weißt's, ist dir das Volk,
Kaum werd' ich seiner Wut gebieten können,
Wenn du im Diwan nun verstummen mußt.

Sieh, liebes Kind, dies führte mich hieher.

(zu Pantalon und Tartaglia)

Läßt uns allein. (Jene entfernen sich ungern und zaudernd)

Sechster Auftritt

Turandot und Altoum.

Altoum (nachdem jene weg sind, nähert er sich ihr und faßt sie vertraulich bei der Hand). Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

Turandot. Meine Ehre, Sire? Spart Euch
Die Müß'! Nicht Rettung brauch' ich meiner Ehre
Ich werde mir im Diwan morgen selbst
Zu helfen wissen.

Altoum. Ach, du schmeichelst dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind,
Unmöglich ist's, zu wissen, was du hoffst.
Ich les' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen deine Qual und Angst.
Ich bin dein Vater, sieh, ich hab' dich lieb.
— Wir sind allein — Sei offen gegen mich!
Bekenn' es frei — weißt du die beiden Namen?

Turandot. Ob ich sie weiß, wird man im Diwan hören.

Altoum. Nein, Kind! du weißt sie nicht, kannst sie nicht wissen.

Wenn du sie weißt, so sag' mir's im Vertrauen.

Ich lasse dann den Unglücksel'gen wissen,

Daß er verraten ist, und laß ihn still

Aus meinen Staaten ziehn; so meidest du

Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich

Trägst du den Ruhm der Großmut noch daven,

Daß du dem Überwundenen die Schmach

Der öffentlichen Niederlage spartest.

– Um dieses Einz'ge bitt' ich dich, mein Kind,

Wirst du's dem Vater, der dich liebt, versagen?

Turandot. Ich weiß die Namen oder weiß sie nicht,

Genug! Hat er im Diwan meiner nicht

Geschont, brauch' ich auch seiner nicht zu schonen.

Gerechtigkeit geschehe. Öffentlich,

Wenn ich sie weiß, soll man die Namen hören.

Alteum (will ungeduldig werden, zwingt sich aber und faßt mit Mäßigung und Milde fort).

Durst' er dich schonen? Galt es nicht sein Leben?

Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?

Dich zu gewinnen und sich selbst zu retten,

Mußt' er den Sieg im Diwan dir entreißen.

– Nur einen Augenblick leg' deinen Zorn

Beiseite, Kind – Gib Raum der Überlegung!

Such, dieses Haupt seth' ich zum Pfand, du weißt

Die Namen nicht – Ich aber weiß sie – hier (auf den Brief zeigend)

Stehn sie geschrieben, und ich sag' sie dir.

– Der Diwan soll sich in der Früh versammeln,

Der Unbekannte öffentlich erscheinen,

Mit seinem Namen redest du ihn an;

Er soll beschämt, vom Bliß getroffen, stehen,

Verzweiselt jammern und für Schmerz vergehen,

Vollkommen sei sein Fall und dein Triumph.

Doch nun, wenn du so tief ihn hast gebeugt,

Erheb' ihn wieder! Frei, aus eigener Wahl

Reich' ihm die Hand und endige sein Leiden.

Komm, meine Tochter, schwöre mir, daß du

Das tun willst, und sogleich – wir sind allein –

Sollst du die Namen wissen. Das Geheimnis,

Ich schwöre dir, soll mit uns beiden sterben.
 So löst der Knote sich erfreulich auf,
 Du krönest dich mit neuem Siegesruhm,
 Versöhnest dir durch schöne Edeltat
 Die Herzen meines Volks, gewinnst dir selbst
 Den Würdigsten der Erde zum Gemahl,
 Erfreuest, tröstest nach so langem Gram
 In seinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot (ist während dieser Rede in eine immer zunehmende Bewegung geraten).

Ah! Wieviel arge List gebraucht mein Vater!
 — Was soll ich tun? Mich auf Abelmás Wort
 Verlassen und dem ungewissen Glück
 Vertrauen? Soll ich vom Vater mir die Namen
 Entdecken lassen und den Nacken beugen
 In das verhasste Joch? — Furchtbare Weh!

(Sie steht unentschlossen in heftigem Kampfe mit sich selbst.)

Herunter, stolzes Herz! Bequeme dich!
 Dem Vater nachzugeben ist nicht Schande!

(Indem sie einige Schritte gegen Altoum macht, steht sie plötzlich wieder still.)

Doch wenn Abdelma — Sie versprach so kühn,
 So zuversichtlich — Wenn sie's nun erforschte,
 Und übereilt hätt' ich den Schwur getan?

Altoum. Was sinnest du und schwankest, meine Tochter,
 In zweifelnden Gedanken hin und her?
 Soll etwa diese Angst mich überreden,
 Daß du des Sieges dich versichert haltest?
 O Kind, gib deines Vaters Bitte nach.

Turandot. Es sei. Ich wag' es drauf. Ich will Abdelma
 Erwarten — So gar dringend ist mein Vater?
 Ein sichres Zeichen, daß es möglich ist,
 Ich könne, was er fürchtet, durch mich selbst
 Erfahren — Er versteht sich mit dem Prinzen!
 Nicht anders! Von ihm selbst hat er die Namen,
 Es ist ein abgeredet Spiel, ich bin
 Verraten, und man spottet meiner!

Altoum. Nun?

Was zauderst du? Hör' auf, dich selbst zu quälen,
Entschließe dich.

Zurandot. Ich bin entschlossen — Morgen
In aller Früh versammle sich der Diwan.

Altoum. Du bist entschlossen, es aufs äußerste,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Zurandot. Entschlossen, Sire, die Probe zu bestehen.

Altoum (in heftigem Zorn).

Unsinnige! Verstockte! Blindes Herz!

Noch blinder als die Albernste des Pöbels!

Ich bin gewiß, wie meines eignen Haupts,

Dass du dich öffentlich beschimpfst, dass dir's

Unmöglich ist, das Rätsel aufzulösen.

Wohlan! Der Diwan soll versammelt werden,

Und in der Nähe gleich sei der Altar;

Der Priester halte sich bereit, im Augenblick,

Da du verstummst, beim lauten Hohngelächter

Des Volks die Trauung zu vollziehen. Du hast

Den Vater nicht gehört, da er dich flehte.

Leb' oder stirb! Er wird dich auch nicht hören. (Er geht ab.)

Zurandot. Adelma! Freundin! Netterin! Wo bist du?

Verlassen bin ich von der ganzen Welt.

Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben,

Von dir allein erwart' ich Heil und Leben.

(entfernt sich von der andern Seite)

Die Szene verwandelt sich in ein prächtiges Gemach mit
mehreren Ausgängen.

Im Hintergrund steht ein orientalisches Ruhebett für Kalaf. Es ist
finsire Nacht.

Siebenter Auftritt

Kalaf. Brigella mit einer Fackel.

(Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab, Brigella betrachtet ihn mit
Kopfschütteln.)

Brigella. 's hat eben drei geschlagen, Prinz, und Ihr

Seid nun genau dreihundertsechzigmal

In diesem Zimmer auf und ab spaziert.

Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn Ihr selbst ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht schaden.

Kalaf. Du hast recht, Brigella.
Mein sorgenvoller Geist treibt mich umher,
Doch du magst gehen und dich schlafen legen.

Brigella (geht, kommt aber gleich wieder zurück).
Ein Wort zur Nachricht, Heheit — Wenn Euch hier
Von ohngefähr so was erscheinen sollte —
Macht Eure Sache gut — Ihr seid gewarnt!

Kalaf. Erscheinungen? Wieso? An diesem Ort?
(mustert mit unruhigen Blicken das Zimmer)

Brigella. Du lieber Himmel! Uns ist zwar verboten
Bei Lebensstrafe, niemand einzulassen.
Doch -- arme Diener! Herr, Ihr wißt ja wohl!
Der Kaiser ist der Kaiser, die Prinzess
Ist, sozusagen, Kaiserin — und was
Die in den Kopf sich setzt, das muß geschehn!
's wird einem sauer, Heheit, zwischen zwei
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Versteht mich wohl. Man möchte seine Pflicht
Gern ehrlich tun — Doch man erübrigte
Auch gern etwas für seine alten Tage.
Herr, unsereins ist halter übel dran!

Kalaf. Wie? Sollte man mir gar ans Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigella. Gott soll mich bewahren!
Allein bedenk't die Neugier, die man hat,
Zu wissen, wer Ihr seid. Es könnte sich
Zum Beispiel fügen, daß durchs Schlüsselloch
Ein Geist — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu versuchen — G'nug! Ihr seid gewarnt!
Versteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf (lächelnd).
Sei außer Sorgen. Ich verstehe dich
Und werde mich in acht zu nehmen wissen.

Brigella. Tut das, und somit Gott befohlen, Herr.

Um's Himmels willen, bringt mich nicht ins Unglück!

(gegen die Zuschauer)

Es kann geschehen, daß man einen Beutel

Mit Golde ausschlägt - Möglich ist's! Was mich betrifft,

Ich tat mein Bestes, und ich konnt' es nicht. (Er geht ab.)

Kalaf. Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.

• Wer könnte mich hier überfallen wollen?

Und laß die Teufel aus der Hölle selbst

Ankommen, dieses Herz wird standhaft bleiben. (Er tritt ans Fenster.)

Der Tag ist nicht mehr weit, ich werde nun

Nicht lange mehr auf dieser Folter liegen.

Indes versuch' ich es, ob ich vielleicht

Den Schlaf auf diese Augen locken kann.

(Indem er sich auf das Ruhebett niederlassen will, öffnet sich eine von den Türen.)

Achter Auftritt

Kalaf. Skirina in männlicher Kleidung und mit einer Maske vor dem Gesicht.

Skirina (surchtsam sich nabernd).

Mein lieber Herr - Herr - O wie zittert mir

Das Herz!

Kalaf (auffahrend). Wer bist du, und was suchst du hier?

Skirina (nimmt die Maske vom Gesicht).

Kennt Ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,

Des armen Hassans Weib und Eure Wirtin.

Verkleidet hab' ich durch die Wachen mich

Hereingestohlen - Ach! Was hab' ich Euch

Nicht alles zu erzählen - Doch die Angst

Erstickt mich, und die Kniee zittern mir,

Ich kann für Tränen nicht zu Worte kommen.

Kalaf. Sprecht, gute Frau. Was habt Ihr mir zu sagen?

Skirina (sich immer schüchtern umsehend).

Mein armer Mann hält sich versteckt. Es ward

Der Turandot gesagt, daß er Euch kenne.

Nun wird ihm nachgespürt an allen Orten,

Ihn ins Serail zu schleppen und ihm dort

Gewaltig Euren Namen abzapressen.

Wird er entdeckt, so ist's um ihn geschehn,
Denn eher will er unter Martern sterben
Als Euch verraten.

Kalaf. Treuer, wackrer Diener!

– Ach die Unmensliche!

Skirina. Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören – Euer Vater ist
In meinem Haus.

Kalaf. Was sagst du? Große Götter!

Skirina. Von Eurer Mutter zum trostlosen Witwer
Gemacht –

Kalaf. O meine Mutter!

Skirina. Hört mich weiter.

Er weiß, daß man Euch hier bewacht, er zittert
Für Euer Leben, er ist außer sich,
Er will verzweifeln vor den Kaiser dringen,
Sich ihm entdecken, kost' es, was es wolle;
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich sterben!
Vergebens such' ich ihn zurückzuhalten,
Sein Ohr ist taub, er hört nur seinen Schmerz.
Nur das Versprechen, das ich ihm getan,
Ein tröstend Schreiben ihm von Eurer Hand
Mit Eures Namens Unterschrift zu bringen,
Das ihm Versicherung gibt von Eurem Leben,
Hielt ihn vom Äußersten zurück! So hab' ich mich
Hiebergewagt und in Gefahr gesetzt,
Dem kummervollen Greise Trost zu bringen.

Kalaf. Mein Vater hier in Peking! Meine Mutter
Im Grab! – Du hintergehst mich, Skirina!

Skirina. Mich strafe Fohi, wenn ich Euch das lüge!

Kalaf. Bejammernswerter Vater! Arme Mutter!

Skirina (dringend).

Kein Augenblick ist zu verlieren! Kommt!
Bedenkt Euch nicht, schreibt diese wen'gen Worte.
Fehlt Euch das Nötige, ich bracht' es mit.

(Sie zieht eine Schreibtisch hervor.)

Genug, wenn dieser kummervolle Greis
Zwei Zeilen nur von Eurer Hand erhält,

Dafß Ihr noch lebt und dafß Ihr Gutes hofft.
 Sonst treibt ihn die Verzweiflung an den Hof,
 Er nennt sich dort, und alles ist verloren.

Kalaf. Ja! Gib mir diese Tafel.

(Er ist im Begriff, zu schreiben, hält aber plötzlich inne und sieht sie forschend an.)

Skirina!

Hast du nicht eine Tochter im Serail?

Ja, ja, ganz recht. Sie dient als Sklavin dort
 Der Turandot, dein Mann hat mir's gesagt.

Skirina. Nun ja! Wie kommt Ihr darauf?

Kalaf. Skirina!

Geh nur zurück und sage meinem Vater
 Von meinerwegen, dafß er ohne Furcht
 Geheimen Zutritt bei dem Kaiser fordre
 Und ihm entdecke, was sein Herz ihm heißt.
 Ich bin's zufrieden.

Skirina (betroffen). Ihr verweigert mir
 Den Brief. Ein Wort von Eurer Hand genügt.

Kalaf. Mein, Skirina, ich schreibe nicht. Erst morgen
 Erfährt man, wer ich bin – Ich wundre mich,
 Dafß Hassans Weib mich zu verraten sucht.

Skirina. Ich Euch verraten! Guter Gott! (vor sich)
 Adelma mag denn selbst ihr Spiel vollenden. (zu Kalaf)
 Wehl, Prinz! Wie's Euch beliebt! Ich geh' nach Hause,
 Ich richte Eure Botschaft aus, doch glaubt' ich nicht,
 Nach so viel übernommener Gefahr
 Und Mühe Euren Argwohn zu verdienen. (im Abgehen)
 Adelma wacht, und dieser schlummert nicht. (entfernt sich)

Kalaf. Erscheinungen! – Du sagtest recht, Brigella!
 Doch dafß mein Vater hier in Peking sei
 Und meine Mutter tot, hat dieses Weib
 Mit einem heil'gen Eide mir bekräftigt!
 Kommt doch das Unglück nie allein! Ach nur
 Zu glaubhaft ist der Mund, der Böses meldet!

(Die entgegengesetzte Thür öffnet sich.)

Noch ein Geistes! Laß sehen, was es will!

Neunter Auftritt

Kalaf. Zelima.

Zelima. Prinz, ich bin eine Skavin der Prinzessin
Und bringe gute Botschaft.

Kalaf. Gäß's der Himmel!

Wohl wär' es Zeit, daß auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich schmeichle mir mit nichts,
Zu süßlos ist das Herz der Turandot.

Zelima. Wohl war, ich leugn' es nicht -- und dennoch, Prinz,
Gelang es Euch, dies stolze Herz zu rühren.
Euch ganz allein, Ihr seid der erste -- Zwar
Sie selbst besteht darauf, daß sie Euch hasse,
Doch bin ich ganz gewiß, daß sie Euch liebt.
Die Erde tu' sich auf und reiße mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

Kalaf. Gut, gut, ich glaube dir. Die Botschaft ist
Nicht schlimm. Hast du noch mehreres zu sagen?

Zelima (näher tretend).

Ich muß Euch im Vertrauen sagen, Prinz,
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt sie zur Verzweiflung.
Sie sieht nun ein, daß sie Unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht für Scham,
Daß sie im Diwan nach so vielen Siegen
Vor aller Welt zuschanden werden soll.
Der Abgrund öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen Euch berichte!

Kalaf. Auf nicht so großes Unglück auf dich her,
Ich glaube dir. Geh, sage der Prinzessin,
Leicht sei es ihr, in diesem Streit zu siegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verstand
Wird sich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn sie der Welt beweist,
Sie könne Mitleid fühlen, könne sich
Entschließen, einen Liebenden zu trösten
Und einen greisen Vater zu erfreuen.
Ist dies etwa die gute Botschaft, sprich,
Die ich zu hören habe?

Zelima. Mein, mein Prinz!
Wir geben uns so leichten Kaufes nicht,
Man muß Geduld mit unsrer Schwachheit haben.
— Hört an!

Kalaf. Ich höre.

Zelima. Die Prinzessin schickt mich.
— Sie bittet Euch um einen Dienst -- Laßt sie
Die Namen wissen und im übrigen
Vertraut Euch kühnlich ihrer Großmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Diwan lösen.
Voll Güte steigt sie dann von ihrem Thron
Und reicht freiwillig Euch die schöne Rechte.
— Entschlicht Euch, Prinz. Ihr waget nichts dabei.
Gewinnt mit Güte dieses stolze Herz,
So wird nicht Zwang, so wird die Liebe sie,
Die zärtlichste, in Eure Arme führen.

Kalaf (sieht ihr scharf ins Gesicht, mit einem bittern Lächeln).
Hier, Sklavin, hast du den gewohnten Schluß
Der Rede weggelassen.

Zelima. Welchen Schluß?

Kalaf. Die Erde öffne sich und schlänge mich
Hinab, wenn ich Unwahres Euch berichte.

Zelima. So glaubt Ihr, Prinz, daß ich Euch Lügen sage?

Kalaf. Ich glaub' es fast — und glaub' es so gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehre' um zu der Prinzessin!
Sag' ihr, mein einz'ger Ehrgeiz sei ihr Herz,
Und meiner glühenden Liebe möge sie
Verzeihn, daß ich die Bitte muß versagen.

Zelima. Bedachtet Ihr, was dieser Eigensinn
Euch kosten kann?

Kalaf. Mag er mein Leben kosten!

Zelima. Es bleibt dabei, er wird's Euch kosten, Prinz.
— Beharrt Ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

Kalaf. Nichts.

Zelima. Lebet wohl! (im Abgehen) Die Mühe kennt' ich sparen!

Kalaf (allein).

Geht, wesenlose Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen sind's,
Die mir das Herz beklemmen — Skirinas
Bericht ist's, was mich ängstiget — Mein Vater
In Peking! Meine Mutter tot! — Mut, Mut, mein Herz!
In wenig Stunden ist das Los geworfen.
Könnst' ich den kurzen Zwischenraum im Arm
Des Schlags verträumen! Der gequälte Geist
Sucht Ruhe, und mich deucht, ich fühle schon
Den Gott die sanften Flügel um mich breiten.

(Er legt sich auf das Ruhebett und schläft ein.)

Zehnter Auftritt

Adelma tritt auf, das Gesicht verschleiert, eine Wachskerze in der Hand.

Kalaf schlafend.

Adelma. Nicht alles soll mißlingen -- Hab' ich gleich
Vergebens alle Künste des Betrugs
Verschwendet, ihm die Namen zu entlocken,
So werd' ich doch nicht ebenso umsonst
Versuchen, ihn aus Peking wegzuführen
Und mit dem schönen Raube zu entfliehn!
— O heißerflehter Augenblick! Jetzt, Liebe!
Die mir bisher den kühnen Mut verliehn,
So manche Schranke mir schon überstiegen,
Dein Feuer laß auf meinen Lippen glühn,
Hilf mir in diesem schwersten Kampfe siegen!

(Sie betrachtet den Schlafenden.)

Der Liebste schläft. Sei ruhig, pochend Herz,
Ergitter nicht! Nicht gern, ihr holden Augen,
Scheuch' ich den goldnen Schlummer von euch weg;
Doch schon ergraut der Tag, ich darf nicht säumen.

(Sie nähert sich ihm und berührt ihn sanft.)

Prinz! Wachet auf!

Kalaf (erwachend). Wer störet meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgespenst, verschwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh' vergönnt?

Adelma. Warum so heftig, Prinz? Was fürchtet Ihr?
Nicht eine Feindin ist's, die vor Euch steht;
Nicht Euern Namen will ich Euch entlocken.

Kalaf. Ist dies dein Zweck, so spare deine Müh'.
Ich sag' es dir voraus, du wirst mich nicht betrügen.

Adelma. Betrügen? Ich? Verdien' ich den Verdacht?
Sagt an! War hier nicht Skirina bei Euch,
Mit einem Brief Euch listig zu versuchen?

Kalaf. Wohl war sie hier.

Adelma. Doch hat sie nichts erlangt?

Kalaf. Daß ich ein solcher Tor gewesen wäre!

Adelma. Gott sei's gedankt! — War eine Sklavin hier,
Mit trüglicher Vorspiegelung Euch zu blenden?

Kalaf. Solch eine Sklavin war in Wahrheit hier,
Doch zog sie leer ab — wie auch du wirst gehn.

Adelma. Der Argwohn schmerzt, doch leicht verzeih' ich ihn.
Lernt mich erst kennen. Seht Euch. Hört mich an,
Und dann verdammt mich als Betrügerin! (Sie setzt sich, er folgt.)

Kalaf. So redet dann und sagt, was ich Euch soll.

Adelma. Erst seht mich näher an — Beschaut mich wohl!
Wer denkt Ihr, daß ich sei?

Kalaf. Dies hohe Wesen,
Der edle Anstand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedre Sklavin,
Die ich, wo ich nicht irre, schon im Diwan
Gesehen und ihr Los beklagt.

Adelma. Auch ich
Hab' Euch — die Götter wissen es, wie innig —
Bekammert, Prinz, es sind fünf Jahre nun,
Da ich, noch selber eine Günstlingin
Des Glücks, in niederm Sklavenstand Euch sah.
Schon damals sagte mir's mein Herz, daß Euch
Geburt zu einem bessern Los berufen.
Ich weiß, daß ich getan, was ich gekonnt,
Euch ein unwürdig Schicksal zu erleichtern,
Weiß, daß mein Aug' sich Euch verständlich machte,
Soweit es einer Königstochter ziemte. (Sie entschleiern sich.)

Seht her, mein Prinz, und sagt mir: dies Gesicht,
Habt Ihr es nie gesehn in Eurem Leben?

Kalaf. Adelma! Ew'ge Götter, seh' ich recht?

Adelma. Ihr sehet in unwürd'gen Sklavenbanden
Die Tochter Keikobads, des Königes
Der Karazanen, einst zum Thron bestimmt,
Jetzt zu der Knechtschaft Schmach herabgestoßen.

Kalaf. Die Welt hat Euch für tot beweint. In welcher
Gestalt, weh mir, muß ich Euch wiederfinden!
Euch hier als eine Sklavin des Serrails,
Die Königin, die edle Fürstentochter!

Adelma. Und als die Sklavin dieser Turandot,
Der grausamen Ursache meines Falles!
Vernehm mein ganzes Unglück, Prinz. Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter teurer Jüngling,
Den diese stolze Turandot wie Euch
Bezauberte -- Er wagte sich im Diwan.

(Sie hält inne, von Schluchzen und Tränen unterbrochen.)

Unter den Häuptern, die man auf dem Tore
Zu Peking sieht -- entsetzensvoller Anblick!
Erblicktet Ihr auch das geliebte Haupt
Des teuren Bruders, den ich noch beweine.

Kalaf. Unglückliche! So log die Sage nicht!
So ist sie wahr, die klägliche Geschichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

Adelma. Mein Vater Keikobad, ein kühner Mann,
Nur seinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen -- Ach! das Glück
War ihm nicht günstig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen seinen Söhnen in der Schlacht.
Ich selbst, mit meiner Mutter, meinen Schwestern,
Ward auf Befehl des wütenden Wesirs,
Der unsern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um, nur mich
Errettete die Menschlichkeit des Kaisers,

Der in dem Augenblick ans Ufer kam.
 Er schalt die Greuelthat und ließ im Strom
 Nach meinem jammervollen Leben fischen.
 Schon halb entseelt werd' ich zum Strand gezogen,
 Man ruft ins Leben mich zurück; ich werde
 Der Turandot als Sklavin übergeben,
 Zu glücklich noch, das Leben als Geschenk
 Von eines Feindes Großmuth zu empfangen.
 O lebt in Eurem Busen menschliches Gefühl,
 So laßt mein Schicksal Euch zu Herzen gehn!
 Denkt, was ich leide! Denkt, wie es ins Herz
 Mir schneidet, sie, die meinen ganzen Stamm
 Vertilgt, als eine Sklavin zu bedienen.

Kalaf. Mich jammert Euer Unglück. Ja, Prinzessin,
 Aufricht'ge Tränen zoll' ich Eurem Leiden –
 Doch Euer grausam Los, nicht Turandot
 Klagt an – Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld,
 Euer Vater stürzte sich und sein Geschlecht
 Durch übereilten Ratschluß ins Verderben.
 Sagt! Was kann ich, selbst ein Unglücklicher,
 Ein Ball der Schicksalsmächte, für Euch tun?
 Ersteig' ich morgen meiner Wünsche Gipfel,
 So sollt Ihr frei und glücklich sein – Doch jetzt
 Kann Euer Unglück nichts als meins vermehren.

Adelma. Der Unbekannten konntet Ihr misstrauen.
 Ihr kennt mich nun – Der Fürstin werdet Ihr,
 Der Königstochter glauben, was sie Euch
 Aus Mitleid sagen muß und lieber noch
 Aus Zärtlichkeit, aus Liebe sagen möchte.
 – O möchte dies besangene Herz mir trauen,
 Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

Kalaf. Adelma, spricht, was habt Ihr mir zu sagen?

Adelma. Wißt also, Prinz – Doch nein, Ihr werdet glauben,
 Ich sei gekommen, Euch zu täuschen, werdet
 Mit jenen feilen Seelen mich verwechseln,
 Die für das Sklavensoch geboren sind.

Kalaf. Quält mich nicht länger, ich beschwör' Euch, spricht!

Was ist's? Was habt Ihr mir von ihr zu sagen,
Die meines Lebens einz'ge Göttin ist?

Adelma (beiseite).

Gib, Himmel, daß ich jetzt ihn überrede! (zu Kalaf sich wendend)
Prinz, diese Turandot, die schändliche,
Herzlose, falsche, hat Befehl gegeben,
Euch heut am frühen Morgen zu ermorden!

Dies ist die Liebe Eurer Lebensgöttin!

Kalaf. Mich zu ermorden?

Adelma. Ja, Euch zu ermorden!
Beim ersten Schritt aus diesem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenspiken Euch ins Herz,
So hat es die Unmensbliche befohlen.

Kalaf (steht schnell auf und geht gegen die Türe).
Ich will die Wache unterrichten.

Adelma (hält ihn zurück). Bleibt!
Wo wollt Ihr hin? Ihr hofft noch, Euch zu retten?
Unglücklicher, Ihr wißt nicht, wo Ihr seid,
Daß Euch des Mordes Neze rings umgeben!
Dieselben Wachen, die der Kaiser Euch
Zu Hütern Eures Lebens gab, sie sind —
Gedingt von seiner Tochter, Euch zu töten.

Kalaf (außer sich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigsten Leidens).

O Timur! Timur! Unglücksel'ger Vater!
So muß dein Kalaf endigen! — Du mußt
Nach Peking kommen, auf sein Grab zu weinen!
Das ist der Trost, den dir dein Sohn versprach!
— Fürchtbares Schicksal!

(Er verbüllt sein Gesicht, ganz seinem Schmerz hingegeben.)

Adelma (vor sich, mit frohem Erstaunen). Kalaf! Timurs Sohn!
Glücksel'ger Hund! — Fall' es nun, wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit diesen Namen sein Geschick in Händen.

Kalaf. So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,

Verraten! Ach, wohl sagte mir's vorhin
 Der feilen Sklaven einer, daß Bestechung
 Und Furcht des Mächtigen das schwere Band
 Der Treue lösen — Leben, fahre hin!
 Vergeblich ist's, dem grausamen Gestirn,
 Das uns verfolgt, zu widerstehn — Du sollst
 Den Willen haben, Grausame — dein Aug'
 An meinem Blute weiden. Süßes Leben,
 Fahr hin! Nicht zu entfliehen ist dem Schicksal.

Adelma (mit Feuer).

Prinz, zum Entfliehen zeig' ich Euch die Wege,
 Nicht müß'ge Tränen bloß hab' ich für Euch.
 Gewacht hab' ich indes, gesorgt, gehandelt,
 Kein Gold gespart, die Hüter zu bestechen.
 Der Weg ist offen. Folgt mir. Euch vom Tode,
 Mich aus den Banden zu befreien, komm' ich.
 Die Pferde warten, die Gefährten sind
 Bereit. Laßt uns aus diesen Mauern fliehen,
 Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Khan
 Von Verlas ist mein Freund, ist mir durch Bande
 Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
 Er wird uns schützen, seine Staaten öffnen,
 Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
 Zurückzunehmen, daß ich's mit Euch teile,
 Wenn Ihr der Liebe Opfer nicht verschmäht.
 Verschmäht Ihr's aber und verachtet mich,
 So ist die Tatarei noch reich genug
 An Fürstentöchtern dieser Turandot
 An Schönheit gleich und zärtlicher als sie.
 Aus ihnen wählt Euch eine würdige
 Gemahlin aus. Ich — will mein Herz besiegen.
 Nur rettet, rettet dieses teure Leben!

(Sie spricht das Folgende mit immer steigender Lebhaftigkeit, indem sie ihn bei der Hand ergreift und mit sich fortzureißen sucht.)

O kommt! Die Zeit entflieht, indem wir sprechen,
 Die Mähne kräuhn, schon regt sich's im Palast,

Todbringend steigt der Morgen schon herauf --
Fort, eh' der Rettung Pforten sich verschließen!

Kalaf. Großmütige Adelma! Einz'ge Freundin!
Wie schmerzt es mich, daß ich nach Verlas Euch
Nicht folgen, nicht der Freiheit süß Geschenk,
Nicht Euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann -- Was würde Altmum
Zu dieser heimlichen Entweichung sagen?
Macht' ich nicht schändlichen Verrats mich schuldig,
Wenn ich, des Gastrechts heilige Gebräuche
Verlegend, aus dem innersten Serail
Die wertgehaltne Sklavin ihm entführte?

-- Mein Herz ist nicht mehr mein, Adelma. Selbst
Der Tod, den jene Stolge mir bereitet,
Wird mir willkommen sein von ihrer Hand.

-- Flieht ohne mich, flieht, und geleiten Euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schicksal.
Noch tröstlich ist's, für Turandot zu sterben,
Wenn ich nicht leben kann für sie -- Lebt wohl!

Adelma. Sinnloser! Ihr beharrt? Ihr seid entschlossen?

Kalaf. Zu bleiben und den Mordstreich zu erwarten.

Adelma. Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe ist's,
Die Euch zurückhält -- Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht mir zu folgen.
Verschmähet meine Hand, verachtet mich,
Nur flieht, nur rettet, rettet Euer Leben!

Kalaf. Verschwendet Eure Worte nicht vergebens,
Ich bleibe und erwarte mein Geschick.

Adelma. So bleibet denn. Auch ich will Sklavin bleiben,
Ohn' Euch verschmäh' ich auch der Freiheit Glück.

Läß' sehn, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner troht! (von ihm wegtretend) Wär' ich die erste,
Die durch Beständigkeit ans Ziel gelangte? (vor sich, mit Akzent)
Kalaf! Sohn Timurs! (verneigt sich, spottend) Unbekannter Prinz!
Lebt wohl! (Geht ab.)

Kalaf (allein). Wird diese Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf solcher Folter je gezittert?

Und endet sie, welch neues größres Schrecknis
 Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!
 Hat meine edelmütig treue Liebe
 Solches um dich verdient, tyrannisch Herz!
 – Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenrot!
 Die Sonne steigt herauf, und allen Wesen
 Bringt sie das Leben – mir bringt sie den Tod!
 Geduld, mein Herz! Dein Schicksal wird sich lösen!

Elfter Auftritt

Brigella. Kalaf.

Brigella. Der Diwan wird versammelt, Herr, die Stunde
 Ist da. Macht Euch bereit.

Kalaf (mißt ihn mit wilden, scheuen Blicken). Bist du das Werkzeug?
 Wo hast du deinen Doldh versteckt? Mach's kurz,
 Vollziehe die Befehle, die du hast,
 Du raubst mir nichts, worauf ich Wert noch legte.

Brigella. Was für Befehle, Herr? ich habe keinen
 Befehl, als Euch zum Diwan zu begleiten,
 Wo alles schon versammelt ist.

Kalaf (nach einigem Nachsinnen, resigniert). Laß uns denn gehn!
 Ich weiß, daß ich den Diwan lebend nicht
 Erreichen werde – Sieh, ob ich dem Tod
 Beherzt entgegentreten kann.

Brigella (sieht ihn erstaunt an).
 Was Teufel schwast er da von Tod und Sterben!
 Verwünschtes Weibervolk! Sie haben ihn
 In dieser ganzen Nacht nicht schlafen lassen,
 Nun ist er gar im Kopf verrückt!

Kalaf (wirft das Schwert auf den Boden). Da liegt
 Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre setzen.
 Die Grausame erfahre wenigstens,
 Daß ich die unbeschützte Brust von selbst
 Dem Streich des Todes dargeboten habe!

(Er geht ab und wird, sowie er hinaustritt, von kriegerischem Spiel
 empfangen.)

Fünfter Aufzug

Die Scene ist die vom zweiten Aufzug.

Im Hintergrund des Divans steht ein Altar mit einer chinesischen Gottheit und zwei Priestern, welche nach Aufziehung eines Vorhanges sichtbar werden. — Bei Eröffnung des Akts sitzt Altoum auf seinem Thron. Pantalon und Tartaglia stehen zu seinen beiden Seiten; die acht Doktoren an ihrem Plage, die Wache unter dem Gewehre.

Erster Auftritt

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doktoren. Wache. Gleich darauf Kalaf.

Kalaf (tritt mit einer stürmischen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter sich schauend. In der Mitte der Scene verbengt er sich gegen den Kaiser, dann vor sich).

Wie? Ich bin lebend hier -- Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Brust
Zu fühlen, und von niemand angefallen
Hab' ich den ganzen Weg zurückgelegt!
So hätte mir Adelma falsche Botschaft
Verkündet -- oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück ist gewiß!

Altoum. Mein Sohn! Ich sehe deinen Blick umwölkt,
Dich quälen Furcht und Zweifel -- Fürchte nichts mehr
Bald werd' ich deine Stirn erheitert sehn,
In wenig Stunden endet deine Prüfung.
-- Geheimnisse von freudenreichem Inhalt
Hab' ich für dich -- Noch will ich sie im Busen
Verschließen, teurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, sie vernehmen kann.
-- Doch merke dir: Nie kommt das Glück allein;
Es folgt ihm stets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach -- Du bist
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot ist dein!
Dreimal hat sie in dieser Nacht zu mir
Gesendet, mich beschworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszusprechen.
Daraus erkenne, ob du Ursach' hast,
Sie mit getrostem Herzen zu erwarten.

Pantalon (unversichtlich).

Das könnt Ihr, Heheit! Auf mein Wort! Was das
Betrifft, damit hat's seine Wichtigkeit!

Nehmt meinen Glückwunsch an, heut ist die Hochzeit.

Zweimal ward ich in dieser Nacht zu ihr

Geholt; sie hatt' es gar zu eilig, kaum

Ließ sie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel

Zu stecken; ungefrühstückt ging ich hin;

Es war so grimmig kalt, daß mir der Bart

Noch zittert — Aufschub sollt' ich ihr verschaffen,

Nat schaffen sollt' ich — Bei der Majestät

Fürsprach' einlegen — Ja was sollt' ich nicht!

's war mir ein rechtes Gaudium und Labial,

Ich leugn' es nicht, sie desperat zu sehn.

Tartaglia. Ich ward um sechs Uhr zu ihr hin beschieden:

Der Tag brach eben an, sie hatte nicht

Geschlafen und sah aus wie eine Eule.

Wohl eine halbe Stunde hat sie mich,

Gab mir die schönsten Worte, doch umsonst!

Ich glaube gar, ich hab' ihr bittere Dinge

Gesagt, für Ungeduld und grimm'ger Kälte.

Aloum. Seht, wie sie bis zum letzten Augenblick

Noch zaudert! Doch sie sperret sich umsonst.

Gemessene Befehle sind gegeben,

Daß sie durchaus im Diwan muß erscheinen,

Und ist's mit Güte nicht, so ist's mit Zwang.

Sie selbst hat mich durch ihren Eigensinn

Berechtigt, diese Strenge zu gebrauchen.

Erfahre sie die Schande nun, die ich

Umsonst ihr sparen wollte — Freue dich,

Mein Sohn! Nun ist's an dir, zu triumphieren!

Kalaf. Ich dank' Euch, Eire. Mich freuen kann ich nicht.

Zu schmerzlich leid' ich selbst, daß der Geliebten

Um meinetwillen Zwang geschehen soll.

Viel lieber wollt' ich — Ach ich könnte nicht!

Was wäre Leben ohne sie? — Vielleicht

Gelingt es endlich meiner zärtlichen

Bewerbung, ihren Abscheu zu besiegen,

Ihn einst vielleicht in Liebe zu verwandeln.
 Mein ganzes Wollen soll ihr Sklave sein
 Und all mein höchstes Wünschen ihre Liebe.
 Wer eine Gunst bei mir erlangen will,
 Wird keines andern Fürsprachs nötig haben
 Als eines Winks aus ihrem schönen Aug'.
 Kein Nein aus meinem Munde soll sie kränken,
 Solang die Parze meinen Faden spinnt;
 So weit die Welle meines Lebens rinnt,
 Soll sie mein einzig Träumen sein und Denken!

Altoun. Auf denn! Man zög're länger nicht. Der Diwan
 Werde zum Tempel. Man erhebe den Altar,
 Der Priester halte sich bereit. Sie soll
 Bei ihrem Eintritt gleich ihr Schicksal lesen
 Und soll erfahren, daß ich wollen kann,
 Was ich ihr schwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen; man erblickt den chinesischen Götzen,
 den Altar und die Priester, alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öffne alle Pforten,
 Das ganze Volk soll freien Eingang haben.
 Zeit ist's, daß dieses undankbare Kind
 Den tausendfachen Kummer uns bezahle,
 Den sie auf unser greises Haupt gehäuft.

(Man hört einen lugubren Marsch mit gedampften Trommeln. Bald darauf
 zeigt sich Truffalbin mit Verschnittenen, hinter ihnen die Sklavinnen,
 darauf Turandot; alle in schwarzen Flören, die Frauen in schwarzen
 Schleiern.)

Pantalon. Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagemusik!
 – Welch trauriges Gepräng'! Ein Hochzeitmarsch,
 Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieselbe Weise und mit denselben Zere-
 monien, wie im zweiten Akt.)

Zweiter Auftritt

Vorige. Turandot. Abdelma. Zelima. Ihre Sklavinnen und Verschnittenen.

Turandot (nachdem sie ihren Thron bestiegen und eine allgemeine
 Stille erfolgt, zu Kalaf).

Dies Trauergepränge, unbekannter Prinz,

Und dieser Schmerz, den mein Gefolge zeigt,
Ich weiß, ist Eurem Auge süße Weide.
Ich sehe den Altar geschmückt, den Priester
Zu meiner Trauung schon bereit, ich lese
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunst und tiefe Wissenschaft nur immer
Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreißen, diesem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen,
Doch endlich muß ich meinem Schicksal weichen.

Kalaf. O läse Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen.
War's ein Vergehn, nach solchem Gut zu streben,
Ein Frevel wär's, es zaghaft aufzugeben!

Altoun. Prinz, der Herablassung ist sie nicht wert,
An ihr ist's jezo, sich herabzugeben!
Kann sie's mit edelm Anstand nicht, mag sie
Sich darein finden, wie sie kann. Man schreite
Zum Werk! Der Instrumente froher Schall
Verkünde laut --

Turandot. Gemach! Damit ist's noch zu früh!
(aufstehend und zu Kalaf sich wendend)
Vollkommner konnte mein Triumph nicht sein,
Als dein getäushtes Herz in süße Hoffnung
Erst einzuwiegen und mit einemmal
Nun in den Abgrund nieder dich zu schleudern.

(langsam und mit erhobener Stimme)
Hör', Kalaf, Timurs Sohn! Verlaß den Diwan!
Die beiden Namen hat mein Geist gefunden.
Euch' eine andre Braut -- Weh dir und allen,
Die sich im Kampf mit Turandot versuchen!

Kalaf. O ich Unglücklicher!

Altoun. Ist's möglich, Götter?

Pantalon. Heil'ge Katharina! (zu Tartaglia)
Geht heim! Laßt Euch den Bart auswickeln, Dokter!

Tartaglia. Allerhöchster Hien! Mein Verstand steht still!

Kalaf. Alles verloren! Alle Hoffnung tot!

— Wer steht mir bei? Ach mir kann niemand helfen,
Ich bin mein eigener Mörder; meine Liebe
Verlier' ich, weil ich allzusehr geliebt!

— Warum hab' ich die Rätsel gestern nicht
Mit Fleiß verfehlt, so läge dieses Haupt
Jetzt ruhig in dem ew'gen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luft.

Warum, zu gut'ger Kaiser, mußtet Ihr
Das Blutgeschick zu meinem Vorteil mildern,
Daß ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn sie mein Rätsel aufgelöst — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!

(Ein unwilliges Gemurmelt entsteht im Hintergrund.)

Alfoum. Kalaf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz,
Der unversehne Blickstrahl schlägt mich nieder.

Turandot (beiseite zu Zelima).

Sein tiefer Jammer rührt mich, Zelima;
Ich weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu schützen.

Zelima (leise zu Turandot).

O so ergebt Euch einmal. Macht ein Ende!
Ihr seht! Ihr hört! Das Volk wird ungeduldig!

Adelma (vor sich).

An diesem Augenblick hängt Tod und Leben!

Kalaf. Und brauchst's denn des Gesetzes Schwert, ein Leben
Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich ist? (Er tritt an den Thron der Turandot.)

Ja, Unversöhnliche!

Sieh hier den Kalaf, den du kennst — den du
Als einen namenlosen Fremdling habtest,
Den du jetzt kennst und fortfährst zu verschmähen.
Verlehnste sich's, ein Dasein zu verlängern,
Das so ganz wertlos ist vor deinen Augen?
Du sollst befriedigt werden, Grausame.
Nicht länger soll mein Anblick diese Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füßen —

(Er zieht einen Dolch und will sich durchstechen. In demselben Augenblick
macht Adelma eine Bewegung, ihn zurückzuhalten, und Turandot stürzt von
ihrem Thron.)

Turandot (ihm in den Arm fallend, mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe). Kalaf!

(Beide sehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeitlang unbeweglich in dieser Stellung.)

Altoun. Was seh' ich?

Kalaf (nach einer Pause). Du? Du hinderst meinen Tod?

Ist das dein Mitleid, daß ich leben soll,

Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?

Meiner Verzweiflung denkst du zu gebieten?

— Hier endet deine Macht. Du kannst mich töten,

Doch mich zum Leben zwingen kannst du nicht.

Laf mich und wenn noch Mitleid in dir glimmt,

So zeig' es meinem sammervollen Vater.

Er ist zu Peking, er bedarf des Trostes,

Denn auch des Alters letzte Stütze noch,

Den teuren, einz'gen Sohn raubt ihm das Schicksal. (Er will sich töten.)

Turandot (wirft sich ihm in die Arme).

Lebt, Kalaf! Leben sollt Ihr — und für mich!

Ich bin besiegt. Ich will mein Herz nicht mehr

Verbergen — Eile, Zelima, den beiden

Verlassenen, du kennst sie, Trost zu bringen,

Freiheit und Freude zu verkünden — Eile!

Zelima. Ach und wie gerne! (Sie eilt hinaus.)

Adelma (vor sich). Es ist Zeit, zu sterben.

Die Hoffnung ist verloren.

Kalaf. Träum' ich, Götter?

Turandot. Ich will mich keines Ruhms anmaßen, Prinz,

Der mir nicht zukommt. Wisset denn; es wiff'

Es alle Welt! Nicht meiner Wissenschaft,

Dem Zufall, Eurer eignen Übereilung

Verdank' ich das Geheimnis Eures Namens.

Ihr selbst, Ihr liebet gegen meine Sklavin

Adelma beide Namen Euch entschlüpfen.

Durch sie bin ich dazu gelangt — Ihr also habt

Besiegt, nicht ich, und Euer ist der Preis.

Doch nicht bloß, um Gerechtigkeit zu üben

Und dem Geſetz genug zu tun — Mein, Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk' ich mich Euch — Ach, es war Euer, gleich
Im ersten Augenblick, da ich Euch sah!

Abelma. O nie gefühlte Marter!

Kalaf (der diese ganze Zeit über wie ein Träumender gestanden, scheint jetzt erst zu sich selbst zu kommen und schließt die Prinzessin mit Entzückung in seine Arme).

Ihr die Meine!

O töte mich nicht, Übermaß der Banne!

Altoun. Die Götter segnen dich, geliebte Tochter,
Daß du mein Alter endlich willst erfreuen.
Verzichen sei dir jedes vor'ge Leid,
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon. Hochzeit! Hochzeit! Macht Plaz, ihr Herrn Doktoren!

Tartaglia. Plaz! Plaz! Der Bund sei alsogleich beschworen!

Abelma. Ja, lebe, Grausamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele haßt!

(zu Turandot) Ja, wisse,

Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich haßte
Und nur aus Haß gehandelt, wie ich tat.
Die Namen sagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,
Der meine Liebe war, eh' du ihn sahst,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch diese Nacht, da ich zu deinem Dienst
Geschäftig schien, versucht' ich alle Listen,
Selbst die Verleumdung spart' ich nicht, zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden — doch umsonst!
In seinem Schmerz entschlüpfen ihm die Namen,
Und ich verriet sie dir: du solltest liegen,
Verbannt von deinem Angesicht sollt' er
In meinen Arm sich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt er dich und wählte lieber,
Durch dich zu sterben, als für mich zu leben!
Verloren hab' ich alle meine Mühen,
Nur eins steht noch in meiner Macht. Ich stamme

Wie du von königlichem Blut und muß erröten,
 Daß ich so lange Sklavensesseln trug.
 In dir muß ich die blut'ge Feindin hassen,
 Du hast mir Vater, Mutter, Brüder, Schwestern,
 Mir alles, was mir teuer war, geraubt,
 Und nun auch den Geliebten raubst du mir.
 So nimm auch noch die letzte meines Stammes,
 Mich selbst zum Raube hin -- Ich will nicht leben!

(Sie hebt den Dold, welchen Turandot dem Kalaf entrissen, von der Erde auf.)

Verzweiflung zückte diesen Dold; er hat
 Das Herz gefunden, das er spalten soll. (Sie will sich erstechen.)

Kalaf (fällt ihr in den Arm).

Hast Euch, Adelma.

Adelma. Laß mich, Undankbarer!

In ihrem Arm dich sehen? Nimmermehr!

Kalaf. Ihr sollt nicht sterben. Eurem glücklichen
 Verrate dank' ich's, daß dies schöne Herz,
 Dem Zwange feind, mich edelmütig frei
 Beglücken konnte -- Gültiger Monarch,
 Wenn meine heißen Bitten was vermögen,
 So habe sie die Freiheit zum Geschenk,
 Und unsers Glückes erstes Unterpfand
 Sei eine Glückliche!

Turandot. Auch ich, mein Vater,
 Vereinige mein Bitten mit dem seinen.
 Zu hassenswert, ich sühl' es, muß ich ihr
 Erscheinen; mir verzeihen kann sie nie
 Und könnte nie an mein Verzeihen glauben.
 Sie werde frei, und ist ein größ'er Glück
 Für sie noch übrig, so gewährt es ihr:
 Wir haben viele Tränen fließen machen
 Und müssen eilen, Freude zu verbreiten.

Pantalon. Um's Himmels willen, Sire, schreibt ihr den Laufpaß,
 So schnell Ihr könnt, und gebt ihr, wenn sie's fordert,
 Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
 Mir ist ganz weh und bang, daß unsre Freude

In Rauch aufgeh', solang ein wütend Weib
Sich unter einem Dach mit Euch befindet.

Altoum (zu Turandot).

An solchem Freudentag, den du mir schenkst,
Soll meine Milde keine Grenzen kennen.
Nicht bloß die Freiheit schenk' ich ihr. Sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück
Und teile sie mit einem würd'gen Gatten,
Der klug sei und den Mächtigen nicht reize.

Adelma. Eire — Königin — Ich bin beschämt, verwirrt,
So große Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergönnt mir
Zu schweigen und von Eurem Angesicht
Zu gehn — Denn nur der Tränen bin ich fähig,
Die unaufhaltsam diesem Aug' entströmen!

(Sie geht ab mit verbülltem Gesicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, eh' sie scheidet.)

Vekter Auftritt

Die Vorigen ohne Adelma. Gegen das Ende Timur, Barak, Stirina und Zelima.

Kalaf. Mein Vater, o wo find' ich dich, wo bist du,
Daß ich die Fülle meines Glücks in deinen Busen
Ausgieße?

Turandot (verlegen und beschämt). Kalaf, Euer edler Vater ist
Bei mir, ist hier — In diesem Augenblicke
Fühlt er sein Glück — Verlangt nicht mehr zu wissen,
Nicht ein Geständnis, das mich schamrot macht,
Vor allen diesen Zeugen zu vernehmen.

Altoum. Timur bei dir? Wo ist er? — Freue dich,
Mein Sohn! Dies Kaiserreich hast du gewonnen,
Auch dein verlornes Reich ist wieder dein.
Ermordet ist der grausame Tyrann,
Der dich beraubte! Deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.

Durch alle Länder hat dich seine Botschaft
Gesucht, und selbst zu mir ist sie gedrungen
-- Dies Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

(Überreicht ihm einen Brief.)

Kalaf (wirft einen Blick hinein und steht eine Zeitlang in sprachloser
Rührung).

Götter des Himmels! Mein Entzücken ist
Droben bei euch, die Lippe ist versiegelt.

(In diesem Augenblick öffnet sich der Saal, Timur und Barak treten herein,
von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf seinen Vater erblickt,
eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Barak sinkt zu Kalafs
Fußen, indem sich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen,
welche sie gütig aufhebt. Altoun, Pantalón und Tartaglia stehen gerührt.

Unter diesen Bewegungen fällt der Vorhang.)

Der Parasit oder Die Kunst sein Glück zu machen

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen

Nach dem Französischen des Picard

Personen

Marbonne, Minister

Madame Belmont, seine Mutter

Charlotte, seine Tochter

Selicour

La Roche } Subalternen des Ministers

Firmin }

Karl Firmin, des letztern Sohn, Leutnant

Michel, Kammerdiener des Ministers

Robineau, ein junger Bauer, Selicours Vetter

Die Scene ist zu Paris in einem Vorgemach des Ministers.

Erster Aufzug

Erster Auftritt

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall – denken Sie doch, Vater! –

Firmin. Was ist's?

Karl. Ich habe sie wiedergefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, suchte ich sie an allen öffentlichen Plätzen vergebens – und das erstemal, daß ich zu Ihnen aufs Bureau komme, führt mein Glückstern sie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn! –

Karl. Denken Sie doch nur! Dieses herrliche Mädchen, das ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante besuchte — diese Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — sie ist die Tochter —

Firmin. Wessen?

Karl. Ihres Prinzipals, des neuen Ministers. — Ich kannte sie immer nur unter dem Namen Charlotte.

Firmin. Sie ist die Tochter?

Karl. Des Herrn von Marbonne.

Firmin. Und du liebst sie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, daß Sie mich störten! denn was hätte ich ihr sagen können! Meine Verwirrung mußte ihr sichtbar werden und meine Gefühle verraten! — Ich beherrsche mich nicht mehr. Seit den sechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, ist sie mein einziger Gedanke — sie ist der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beifall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe ist der Gott, der mich begeistert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet sich vieles, wenn er zwanzig Jahre alt ist. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verse und meine Zeit verlieren. — Schade, daß über dem schönen Wahn des Lebens beste Hälfte dahingeht. — Und wenn doch nur wenigstens einige Hoffnung bei dieser Liebe wäre! Aber nach etwas zu streben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Marbonne ist eines reichen und vernahmen Mannes Tochter — Unser ganzer Reichtum ist meine Stelle und deine Leutnantsge.

Karl. Aber ist das nicht ein wenig Ihre eigne Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht streben! Wollten Sie Ihren Wert geltend machen, Sie wären vielleicht selbst Minister, anstatt sein Kommiss zu sein, und Ihr Sohn dürfte ungeschont seine Ansprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater ist das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut sein, mein Sohn, ich weiß besser, was ich wert bin! Ich habe einige Übung und bin zu brauchen — aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln und sehen sich von unverdäunten Glückspilzen verdrängt! Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten. Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr wert sein als dieser Selicour, Ihr Vorgesetzter -- dieser aufgeblasene Hohlkopf, der unter dem vorigen Minister alles machte, der sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst einschmeichelte, Stellen vergab, Pensionen erschlich, und der jetzt auch schon bei dem neuen Minister alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was hast du gegen diesen Selicour? Wird sein Geschäft nicht getan, wie es sein soll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. - Sie können nicht leugnen, daß Sie drei Viertel seiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechselseitig zu Gefallen sein. Versieh' ich seine Stelle, so versieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht, darum sollten Sie an seinem Plage stehen und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen andern aus seinem Plage verdrängen und bin gern da, wo ich stehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie sollten so hoch streben, als Sie reichen können. - Daß Sie unter dem vorigen Minister sich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewundere Sie darum nur desto mehr. - Sie fühlten sich zu edel, um durch die Gunst erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienst gebührte. Aber Marbonne, sagt man, ist ein vortrefflicher Mann, der das Verdienst aufsucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Bescheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlassen?

Firmin. Deine Leidenschaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienst zu übertreiben. - Sei es auch, daß Selicour für sein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er ist redlich und meint es gut. Mag er seine Arbeit tun oder durch einen andern tun lassen -- wenn sie nur getan wird! -- Und gesetzt, er taugte weniger, tauge ich um dessentwillen mehr? Wächst mir ein Verdienst zu aus seinem Unwert? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen und nach keinem höhern Ziel gestrebt. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? Mein Platz sei zu schlecht für mich! Immerhin! Weit besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich müßte also Charlotten entsagen!

Zweiter Auftritt

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche (niedergeschlagen). Er selbst.

Firmin. So schwermüthig? Was ist Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen aufs Bureau! Wie glücklich sind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen und auf dem Wall promenieren.

Firmin. La Roche! Was ist das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche (zuckt die Achseln). Nicht mehr. — Mein Platz ist vergeben. Seit gestern abend hab' ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gottes willen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Lassen Sie sich ja nichts gegen sie merken. Sie ist krank, sie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns soll sie nichts erfahren.

Firmin. Aber sagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringste vorzuwerfen? Ich will mich nicht selbst loben, aber ich kann ein Register halten, meine Korrespondenz führen, denk' ich, so gut als ein anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten ist nichts zu sagen. — Auf dem Bureau bin ich der erste, der kommt, und der letzte, der abgeht, und doch verabschiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugnis geben —

Karl. Aber wer kann Ihnen diesen schlimmen Dienst geleistet haben?

La Roche. Wer? Es ist ein Freundschaftsdienst von dem Selicour.

Karl. Ist's möglich?

La Roche. Ich hab' es von guter Hand.

Karl. Aber wie?

La Roche. Der Selicour ist aus meinem Ort, wie Sie wissen. Wir haben beide gleiches Alter. Sein bißchen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Kanter in unserm Dorf. Ich hab' ihn in die Geschäfte eingeführt. Zum Dank dafür schickt er mich jetzt fort, um ich weiß nicht welchen Vetter von dem Kammerdiener unsers neuen Ministers in meinen Platz einzuschieben.

Karl. Ein saubres Pländchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rat zu schaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken recht schaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle ist mir's nicht zu tun, aber rächen will ich mich. Dieser unverschämte Bube, der gegen seine Obern so geschmeidig, so kriechend ist, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungestraft ein Bein unterschlagen zu können. — Aber nimm dich in acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner soll dir sehr ernsthafte Händel anrichten! — Und sollt' es mir meine Stelle, meine Versorgung auf immer kosten — ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich ins Feuer, aber meine Feinde mögen an mich denken.

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergessen ist die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Bursche zu entlarven ist ein gutes, ein verdienstliches Werk. — Seine Stelle, das wissen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechts wegen Ihnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerschwigt Euch, laßt's Euch sauer werden, Ihr habt doch nur Zeit und Mühe umsonst vergeudet! Wer fragt nach Eurem Verdienste? Wer bekümmert sich darum? — Kriecht, schmeichelt, macht den Krummbuckel, streicht den Kackenschwanz, das empfiehlt seinen Mann! Das ist der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieser Selicour gemacht, und Ihr seht, wie wohl er sich dabei befindet!

Firmin. Aber tun Sie dem guten Manne nicht unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm unrecht? Nun, nun — ich will mich eben für keinen tiefen Menschenkenner geben, aber diesen Selicour, den seh' ich durch! den hab' ich — ich kenne mich selbst nicht so gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule sah man, wель Fröchtchen das geben würde! Das schwänzelte um den Lehrmeister herum und horchte und schmeichelte und wußte sich fremdes Verdienst zuzueignen und seine Eier in fremde Nester zu legen. Das erschrak vor keiner Niederträchtigkeit, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er älter ward, ging das alles ins Große. Bald spielte er den Heuchler, bald den Spasmacher, wie's die Zeit heischte; mit jedem Winde wußte er zu segeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verleumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Minister zuing. — Nun, er ist tot — ich will ihm nichts Böses nachreden. — Aber wie wußte dieser Selicour

seinen Schwächen, seinen Lastern durch die schändlichsten Kupplerdienste zu schmeicheln! — Und kaum fällt der Minister, so ist er der erste, der ihn verläßt, der ihn verleugnet.

Karl. Aber wie kann er sich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß sich nach seinen Leuten zu richten und seinen Charakter nach den Umständen zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommt's ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, so wenig als auf ein Bubenstück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Marbonne hat einen durchdringenden Geist und wird seinen Mann bald ausgesunden haben.

La Roche. Das ist's eben, was er fürchtet. — Aber so leer sein Kopf an allen nützlichen Kenntnissen ist, so reich ist er an Kniffen. — So, zum Beispiel, spielt er den Überhäuften, den Geschäftsvollen und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entschlüpfen, wo seine Unwissenheit ans Licht kommen könnte. — Übrigens trägt er sich mit keinen kleinen Projekten; ich kenne sie recht gut, ob er sie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wieso? Was sind das für Projekte?

La Roche. Marbonne, der bei dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, sucht eine sähige Person zu einem großen Gesandtschaftsposten. Er hat die Präsentation; wen er dazu empfiehlt, der ist's. Nun hat dieser Marbonne auch eine einzige Tochter, siebzehn Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermesslichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem so hohen Posten aus dem Land und dem bellsehenden Minister aus den Augen zu kommen, so kann er mit Hilfe eines geschickten und diskreten Sekretärs seine Hohlköpfigkeit lange verbergen. Kommt sie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was tut das alsdann dem Schwiegersohn des Ministers? Der Minister muß also zuerst gewonnen werden, und da gibt man sich nun die Miene eines geübten Diplomaters. — Die Mutter des Ministers ist eine gute schwachbaste Alte, die eine Kennerin sein will und sich viel mit der Musik weiß. — Bei dieser Alten hat er sich eingenistet, hat ihr Scharaden und Sonette vorgesagt, ja, und der Stümper hat die Dreistigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Gitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane gelesen, bei ihr macht er den Empfindsamen, den Verliebten, und so ist er

der Liebling des ganzen Hauses, von der Mutter gehätschelt, von der Tochter geschätzt. Die Gesandtschaft ist ihm so gut als schon gewiß, und nächstens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör' ich! Er sollte die Kühnheit haben, sich um E Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! die ich anbeite!

La Roche. Sie lieben sie? Sie?

Firmin. Er ist ein Narr! Er ist nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör' ich! Ist's möglich? - Nein, nein, Herr Firmin! Diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit - wart' - wart' - die kann uns zu etwas führen. - Diese Liebe kommt mir erwünscht - die paßt ganz in meine Projekte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieser Selicour ist in die Luft gesprengt. In die Luft, sag' ich. - Nein verloren! - In seinem Ehrgeiz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie -

La Roche. Laßt nur mich machen! Laßt mich machen, sag' ich! Und über kurz oder lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heiratet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heiraten!

Firmin. Ich Ambassadeur!

La Roche. Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienen es besser, sollt' ich meinen, als dieser Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! Eh' Sie uns andern so große Stellen verschaffen, dünkte ich, Sie sorgten, Ihre eigne wiederzuerhalten.

Karl. Das gleicht unserm Freund! So ist er! Immer unternehmend, immer Pläne schmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung - und daß der Freund es so leicht nimmt, das hat ihm schon schwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag sein, ich verspreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. - Für mich selbst möchte ich um keinen Preis eine Intrigue spielen - aber diesen Selicour in die Luft zu sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten - das ist löblich,

das ist köstlich, das macht mir ein himmlisches Vergnügen — und an dem Erfolg — an dem ist gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan schon in Ordnung —

La Roche. In Ordnung — Wie? — Ich habe noch gar nicht daran gedacht, aber das wird sich finden, wird sich finden.

Firmin. Ei! — Ei! Dieser gefährliche Plan ist noch nicht weit gediehen, wie ich sehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — ich werde mich mit Ehren herausziehen: dieser Selicour soll es mir nicht abgewinnen, das soll er nicht, dafür steh' ich. — Was braucht's der Umwege? Ich gehe geradezu, ich melde mich bei dem Minister, es ist nicht schwer, bei ihm vorzukommen; er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen.

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit —

La Roche. Ei was! Ich bin nicht furchtsam. — Ich fürchte niemand. — Kurz und gut. — Ich — spreche den Minister — ich öffne ihm die Augen. — Er sieht, wie schändlich er betrogen ist — das ist das Werk einer halben Stunde — der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommensten Triumph. — Ja, ich stehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er so mit Schande aus dem Hause muß.

Karl. Was Sie tun, lieber La Roche — Mich und meine Liebe lassen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! Ich hoffe nichts. — Ich darf meine Wünsche nicht so hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zu viel tun.

Firmin. Laß du mich für mich selbst antworten, mein Freund!

Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Überlegung durch. Was für ein lustiges Projekt ist's, das Sie sich ausgedenken haben! Ein leeres Hirngespinnst! — Und wäre der Erfolg ebenso sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidenere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohlbefinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen andern für mich betteln zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug, es wird sich jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt also beide meine Dienste nicht? Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (Er geht ab.)

Firmin. Er ist ein Narr. Aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Laß uns gehen! — Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte. (Gehen ab.)

Dritter Auftritt

Marbonne. Madame Belmont.

Mad. Belmont. War Herr Selicour schon bei dir?

Marbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht gesehen!

Mad. Belmont. Das mußt du doch gestehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in diesem Manne besitzest.

Marbonne. Er scheint sehr brav in seinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in diese große Stadt und in einen so schwierigen Posten versetzt sehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs getan ist, so muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne wie Selicour begegnete.

Mad. Belmont. Der alles versteht — dem nichts fremd ist! Geschmack und Kenntniß — die geistreichste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Malerei, Verse — man frage, wonach man will, er ist in allem zu Hause.

Marbonne. Nun, und meine Tochter?

Mad. Belmont. Gut, daß du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre, sie hat Augen, dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Ausdruck belebt sich in ihrer Gegenwart. — O es ist mir nicht entgangen! Diese Delikatesse, diese zarten Aufmerksamkeit, die er ihr beweist, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Marbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unser Kind! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt — hab' ich nicht selbst meinen Weg von unten auf gemacht? und dieser Selicour kann es mit seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ich habe selbst schon bei einem ehrenvollen Posten, wo-

zu man einen tüchtigen und würdigen Mann sucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will seine Fähigkeiten prüfen — zeigt er sich, wie ich nicht zweifle, eines solchen Postens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Mad. Belmont. Das ist mein einziger Wunsch! Er ist ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebster Mann!

Vierter Auftritt

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Marbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus -- Denn hier muß ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

Marbonne. Ja, ich selbst vermissе meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Pösten soll meine Gemütsart nicht verändern: man kann ein Geschäftsmann sein und doch seine gute Laune behalten.

Mad. Belmont. Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt schon bin ich bekannt — alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Pécé abennieren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu sehen!

Mad. Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Offizier —

Mad. Belmont. Welchen Offizier?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Mad. Belmont. Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der sich immer mit Ihnen unterhielt.

Mad. Belmont. Ein artiger junger Mensch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama!

Mad. Belmont. Der auch so hübsche Verse machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Mad. Belmont. Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

Marbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt diesmal auf sich warten!

Mad. Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (alles bekomplimentierend). Ganz zum Entzücken sind' ich Sie alle hier beisammen!

Marbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Marbonne, Papiere übergebend). Hier überbringe ich den bewußten Aufsatz — ich hielt's für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Marbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madame ein Billett übergebend). Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eineloge besprochen.

Mad. Belmont. Allertiebst!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich diesen moralischen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

Selicour. Das erste Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Szene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Eltern hilflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Greuel, die ich nicht fasse — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unsers Lebens die Sorgen auf, die sie unsrer hilflosen Kindheit beweisen?

Mad. Belmont. In alles, was er sagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

Selicour (zu Marbonne). In unsern Bureaus ist eben jetzt ein Chef nötig. — Der Platz ist von Bedeutung, und viele bewerben sich darum.

Marbonne. Auf Sie verlass' ich mich! Sie werden die Ansprüche eines jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit, und vor allem die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geschäfte!

Marbonne. Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben miteinander zu reden!

Selicour. Aber ich hätte vor Tische noch so mancherlei auszufertigen.

Marbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nötig! Ein Mann von Ihrer Kenntnis, von Ihrer Rechtshaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! - Ich hab' es gut mit Ihnen vor. (Er geht ab.)

Sechster Auftritt

Vorige ohne Marbonne.

Mad. Belmont. Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! - Aber ich hätte zu tun, dächt' ich. - Unfre Verwandten, unfre Freunde speisen diesen Abend hier. - Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geschäfte -

Mad. Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unsrer Gesellschaft! - Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übelnehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papas Freunde sind mir immer herzlich willkommen!

Mad. Belmont. Schon gut! Schon gut! - Jetzt zieh dich an! Es ist die höchste Zeit - Sie müssen wissen, Herr Selicour, daß ich bei dem Puz präsidire.

Selicour. So kommt die schöne Kunst noch der schönen Natur zu Hilfe - wer könnte da widerstehen?

Mad. Belmont. Er ist scharmant! scharmant ist er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geistreiches und Galantes zu sagen. (Geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten). Endlich ist sie fort! - Nun kann ich mein Wort anbringen! - Hab' ich die Ehre mit Herrn Selicour -

Selicour (grob und verdrießlich). Das ist mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! -

Selicour. Muß ich auch hier belästigt werden? Was will man von mir?

Michel. Mein Herr! -

Selicour. Gewiß eine Bettelei - ein Anliegen. - Ich kann nicht dienen.

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier ist der Ort nicht - in meinem Kabinett mag man einmal wieder anfragen!

Michel. Einen so üblen Empfang glaubte ich nicht -

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten - ich komme, dem Herrn Selicour meine gehorsame Dankagung abzustatten!

Selicour. Dankagung? Wofür?

Michel. Daß sie meinem Nessen die Stelle verschafft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erst seit gestern hier im Hause, weil mich mein Herr auf dem Lande zurückließ. Als ich Ihnen schrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Person zu kennen.

Selicour. Was Sie sagen, mein Wertester! Sie wären im Dienst des Ministers?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrtum! Monsieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Ministers. - Bitte tausendmal um Verzeihung, Monsieur Michel! - Wahrhaftig, ich schäme mich - ich bin untröstlich, daß ich Sie so barsch angelassen. Auf Ehre, Monsieur Michel! - Ich hielt Sie für einen Kommiss.

Michel. Und wenn ich es auch wäre!

Selicour. Man wird von so vielen Zubringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock ansehen.

Michel. Aber gegen alle kann man höflich sein, dächt' ich!

Selicour. Freilich! Freilich! Es war eine unglückliche Zerstreuung!

Michel. Eine sehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es tut mir leid, sehr leid - ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben.

Michel. Lassen wir's gut sein!

Selicour. Nun! Nun! - Ich habe Ihnen meinen Eifer bewiesen - der liebe, liebe Nesse! der wäre denn nun versorgt!

Michel. Eben komm' ich von ihm her! Er ist nicht auf den Kopf gefallen, der Bursch!

Selicour. Der junge Mann wird seinen Weg machen. Zählen Sie auf mich.

Michel. Schreibt er nicht seine saubre Hand?

Selicour. Er schreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie -

Selicour. Ja! Das ist das Wesen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie lassen Sie sich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, streng anbefohlen, um nichts zu sollicitieren. Er ist so etwas wunderbarlich, der Herr!

Selicour. Ist er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl sehr gut, den Herrn Minister?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit seiner Dienerschaft umgeht, so weiß ich ihn auswendig — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaub's! Ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Monsieur Michel! Mein Grundsatz ist: Handle recht, schene niemand.

Michel. Schön gesagt!

Selicour. Nun, also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! Der gute Herr ist also ein wenig eigen, sagen Sie?

Michel. Er ist wunderbarlich, aber gut. Sein Herz ist lauter, wie Gold!

Selicour. Er ist reich, er ist ein Witwer, ein angenehmer Mann und noch in seinen besten Jahren. — Gestehen Sie's nur — er haßt die Weiber nicht, der liebe, würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (lacht fein). He! He! So einige kleine Liebchaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl sein! Aber er ist über diesen Punkt

Selicour. Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind bescheiden und wissen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt, denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorstädten sucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier, und für wen?

Michel. Das will ich schon noch herausbringen. — Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten, hören Sie?

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend.

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch sein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sei's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müssen Sie einen christlichen Mantel auf seine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat sein? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich hasse die schlechten Auslegungen. — In den Tod hasse ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das Beste von seinen Wohltätern denken. — Nun! Nun! Nun wir sehen uns wieder, Monsieur Michel! Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz schamrot darüber! (Gibt ihm die Hand.)

Michel (weigert sich). O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz und weiß mich zu bescheiden.

Selicour. Ohne Umstände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monsieur Michel!

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monsieur Michel! — (Indem sich beide bekompimentieren, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug

Erster Auftritt

Marbonne und Selicour sitzen.

Marbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich). — Ja!

Marbonne. Es liegt mir sehr viel an dieser Unterredung. — Ich habe schon eine sehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, sie wird sich um ein Großes vermehren, ehe wir auseinandergehen. Zur Sache also, und die falsche Bescheidenheit beiseite. Sie sollen in der Diplomatie und im Staatsrecht sehr bewandert sein, sagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für sehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Marbonne. Gut! Gut! Fürs erste also lassen Sie hören — Welches halten Sie für die ersten Erfordernisse zu einem guten Gesandten?

Selicour (stehend). Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geschäften.

Marbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit bestehe.

Selicour. So mein' ich's.

Marbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Marbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Selicour. Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten und wisse sich ein Ansehen zu geben.

Marbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmaßung.

Selicour. So meine ich's.

Marbonne. Er habe ein wachsames Auge auf alles, was —

Selicour (unterbricht ihn). Überall habe er die Augen, er wisse das Verborgenste auszuspiüren —

Marbonne. Ohne den Aufpasser zu machen.

Selicour. So mein' ich's. — Ohne eine ängstliche Neugierde zu verraten.

Marbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen und eine bescheidene Zurückhaltung —

Selicour (rasch). Sein Gesicht sei ein versiegelter Brief.

Marbonne. Ohne den Geheimnisräumer zu machen.

Selicour. So mein' ich's.

Marbonne. Er besitze einen Geist des Friedens und suche jeder gefährlichen Mißbelligkeit —

Selicour. Möglichst vorzubeugen.

Marbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniss von der Volksmenge der verschiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugnissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilanz —

Marbonne. Ganz recht.

Selicour (im Fluß der Rede). Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hilfsquellen — ihrer bewaffneten Macht —

Marbonne. Zum Beispiel: Angenommen also, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verschickte — so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nötige Kunde haben.

Selicour (verlegen). Ich — muß gestehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Marbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu studieren.

Marbonne. Von Italien also!

Selicour. Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Marbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unser Thema zurückzukommen --

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es läßt sich so vieles dabei denken!

Marbonne. Venedig ist's, was mir zunächst einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über alles ausführlich verbreite. -- Ich eile ihn herzuholen — (steht auf)

Marbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld!

Zweiter Auftritt

Vorige. Michel.

Michel. Es ist jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt.

Selicour (sehr eilig). Ich will nicht stören.

Marbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieser Jemand wird sich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Marbonne. Das Dringendste ist mir jetzt unsre Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es sei in ein paar Minuten geschehen, sagt der Herr, und habe gar große Eile. (Selicour eilt ab.)

Marbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Besuch fort ist.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen sein.

Marbonne (zu Michel). Laßt ihn eintreten.

Dritter Auftritt

Marbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Büchlingen). Ich bin wohl -- ich vermute -- es ist des Herrn Ministers Erzellenz, vor dem ich --

Marbonne. Ich bin der Minister. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte sehr um Verzeihung -- ich -- ich komme -- Es ist -- Ich sollte -- Ich bin wirklich in einiger Verwirrung -- der große Respekt --

Marbonne. Ei, so lassen Sie den Respekt und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewissen, die Liebe für mein Land! -- Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Marbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

Marbonne. Und wer ist dieser Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Marbonne. Was? Sel --

La Roche. Geradeheraus. Dieser Selicour ist ebenso unwissend, als er niederträchtig ist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Marbonne. Eine kleine Geduld! (Klingelt. -- Michel kommt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mitnichten, Ihr Erzellenz! -- Er ist uns bei diesem Gesprächs keineswegs nötig.

Marbonne. Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die sich nicht verteidigen können. -- Wenn er Ihnen gegenübersteht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es ist aber doch möglich, jemand ins Angesicht --

Marbonne. Wenn man keine Beweise hat, allerdings -- Ist das Ihr Fall --

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen. — Er ist ein feiner Schelm, ein besonnener Spigbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angesicht. — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie sollen sehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Marbonne. Wohl! Wohl! Das wird sich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt

Vorige. Selicour.

Marbonne. Kennen Sie diesen Herrn?

Selicour (sehr verlegen). Es ist Herr La Roche.

Marbonne. Ich habe Sie rufen lassen, sich gegen ihn zu verteidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehustet). Ich muß Ihnen also sagen, daß wir Schulkameraden zusammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit schuldig ist. Wir singen beide unsern Weg zugleich an — es sind jetzt fünfzehn Jahre — und traten beide in dem nämlichen Bureau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — sitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der sein Jugendfreund war, seit vielen Jahren vergessen, das mag sein! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer so langen Vergessenheit an seinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienterweise aus seinem Brot zu treiben, wie er getan hat, das ist hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringste Böse wider mich sagen; ich aber sage von ihm und behaupte dreist, daß dieser Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Erzellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spigbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bei seinen schlechten Stücken redlich beigestanden. Wie ein spigbüßischer Lafai weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton seines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler ist er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermütiger Gesell! Niederträchtig, wenn er etwas sucht, und hochmütig, unverschämt gegen alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmütiges, aber über diese menschliche Schwachheit ist er jetzt weit hinaus. — Nun hat er sich in eine prächtige Stelle eingeschlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachsen ist. Auf sich allein zieht er die Augen seines Chefs, und

Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herr Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Marbonne. Firmin! Wie? — Ist Herr Firmin in unsern Bureaus?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Marbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geschäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn macht in Kolmar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

Marbonne. Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Marbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär' es! Ich habe genug gesagt, dank' ich!

Marbonne (zu Selicour). Antworten Sie sich!

Selicour. Des Undanks zeihst man mich. — Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen! — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen aufs schlimmste auszulegen und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! — Hält er mich für einen Dummkopf?

— Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Marbonne. Er hat Sie ausreden lassen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem andern seine Stelle gegeben, das ist wahr, und keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gestehe es, hatte ich gewartet und mich schon im voraus der angenehmen Überraschung gefreut, die ich ihm bereitere. Welche süße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Erzählen heut sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! — Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin keiner von denen, die eine

Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem andern heimlich aufzuladen und sich selbst das Verdienst zuzueignen.

Selicour. Die Stelle schickt sich für dich, Kamerad, glaub' mir, der dich besser kennt als du selbst. (zu Marbonne) — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll gesunden Verstands; er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir schuld, und Herr Firmin ist's, den er anführt. — Das Beispiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jetzige Stelle nicht schlecht — aber ihm gebührt allerdings eine bessere, und sie ist auch schon gefunden — denn eben Herr Firmin wollte ich Euer Erzellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Posten versetzt werden sollte, den mir mein gütiger Gönner bestimmt — Ich sei meinem jetzigen Amte nicht gewachsen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben besitze. — Aber man sollte bedenken, daß diese Anklage mehr meinen Gönner trifft als mich selbst! Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachsen, so ist der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut und mit meinem schwachen Talent so oft seine Zufriedenheit bezeugt. — Ich soll endlich der Mitschuldige des vorigen Ministers gewesen sein! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören lassen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo sich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten. — Zwanzigmal wollte ich diesem unfähigen Minister den Dienst aufkündigen; nichts hielt mich zurück als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu sein. Welche süße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böses verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getroßt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Ansehen war! Er fiel, und ich zollte seinem Unglück das herzlichste Mitleid. Ist das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden sehe — daß ich genötigt bin, mich gegen einen Mann zu verteidigen, den ich schätze und liebe! — Aber komm! Laß uns Frieden machen, schenke mir deine Freundschaft wieder, und alles sei vergessen!

La Roche. Der Spießbube! — Rührt er mich doch fast selbst!

Marbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünzchte Schelm bringt mich ganz aus dem Konzepte.

Marbonne. Herr La Roche! Es ist brav und löblich, einen Bösewicht, wo er auch stehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigensinnig zu bestehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist hitzig vor der Stirn — er lebt von seiner Stelle — das entschuldigt ihn! Er glaubte, sein Brot zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich gesteh' es — Komm! Komm, laß dich umarmen, alles sei vergessen!

La Roche. Ich ihn umarmen! In Ewigkeit nicht. — Zwar, wie er's ausstellt, weiß ich nicht, um mich selbst — um Euer Erzellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwischen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in seiner ganzen Blöße dargestellt habe!

Marbonne. Ich bin von seiner Unschuld überzeugt — wenn nicht Tatsachen, vollwichtige Beweise mich eines anderen überführen.

La Roche. Tatsachen! Beweise! Tausend für einen!

Marbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweise genug — die Menge — Aber das ist's eben — ich kann nichts damit beweisen! Solchen abgefeimten Schelmen läßt sich nichts beweisen. — Vormal's war er so arm wie ich; jetzt sitzt er im Überfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er seinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß sich sein ganzer Reichtum davon herschreibt — so kann ich das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit ist's, ich will darauf leben und sterben.

Selicour. Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich besitze, ist die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit saurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub', es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten, es fristet das Leben meiner dürstigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es freilich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschäm't gelogen!

Marbonne. Mäßigen Sie sich!

Selicour. Mein Gott! Was erleb' ich! Mein Freund La Roche ist's, der so hart mit mir umgeht. — Was für ein Wahnwitz hat dich ergriffen! Ich weiß nicht, soll ich über diese Wut lachen oder böse

werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — Mein, das kann ich nicht! das ist zu ernsthaft! — Deinen alten Freund so zu verkennen! — Komm doch zu dir selbst, lieber La Roche, und bringe dich wenigstens nicht aus übel angebrachtem Tros um eine so treffliche Stelle, als ich dir zgedacht habe!

Marbonne. Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halsstarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu sein? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irregemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwischen uns und keine Versöhnung! Hier, sehe ich, würde alles weitere Reden vergeblich sein! Aber wiewohl der Episkope mich aufs äußerste treibt, lieber tausendmal Hungers sterben, als ihm mein Brot verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden. (Ab.)

Fünfter Auftritt

Marbonne. Selicour.

Marbonne. Begreifen Sie diese hartnädige Verstocktheit —

Selicour. Hat nichts zu sagen! Er ist ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder besänftigen.

Marbonne. Er ist rasch und unbefonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann sein.

Selicour. Ein seelenguter Mann, dafür steh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verschoben ist. — Es kann auch sein, daß ihn sonst jemand gegen mich aufhetzt.

Marbonne. Meinen Sie?

Selicour. Es mag so etwas dahinterstecken. — Wer weiß? irgend- ein heimlicher Feind und Meider — denn dieser arme Teufel ist nur eine Maschine.

Marbonne. Wer sollte aber —

Selicour. Es gibt so viele, die meinen Untergang wünschen!

Marbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! denn daß ich so etwas von Herrn Firmin denken sollte — Pfui! Pfui! das wäre schändlich! das ist nicht möglich!

Marbonne. So denk' ich auch! Der Mann scheint mir dazu viel zu rechtlich und zu bescheiden.

Selicour. Bescheiden, ja, das ist er!

Marbonne. Sie kennen ihn also?

Selicour. Wir sind Freunde.

Marbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Bureau eigentlich wünscht -- wenn auch eben kein Kopf, doch ein geschickter Arbeiter. -- Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte -- Keineswegs! Er mag viel wissen, aber man sieht's ihm nicht an.

Marbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab' ihm schon längst darum angelegen, sich zu zeigen -- aber vielleicht fühlt er sich für eine subalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihn indessen --

Marbonne. Bemühen Sie sich nicht. -- Gegen einen Mann von Verdiensten kann unsereiner unbeschadet seines Rangs die ersten Schritte tun. Ich selbst will Herrn Firmin auffuchen. -- Aber jetzt wieder auf unser voriges Thema zurückzukommen, das dieser La Roche unterbrochen hat

Selicour (verlegen). Es ist schon etwas spät --

Marbonne. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz sein.

Marbonne (sieht nach der Uhr). Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können es ja auf morgen --

Marbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will also --

Marbonne. Noch ein Wort --

Selicour. Was beliebt?

Marbonne. Ein Geschäft kann ich Ihnen wenigstens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Mut erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Marbonne. Mein Vorgänger hat durch seine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreißn lassen, die trotz aller unsrer Bemühungen noch nicht abgestellt sind. Es wäre daher eine Memoire aufzusetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Erzellenz — eine solche Schrift könnte für ihren Verfasser, könnte für Sie selbst bedenkliche Folgen haben.

Marbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das ist würdig gedacht!

Marbonne. Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. — Sie kennen das Übel so gut und besser noch als ich selbst.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

Marbonne. Ohne Zweifel. Dies Geschäft hat Eile; ich verlasse Sie, verlieren Sie keine Zeit, es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es womöglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz und bündig — es kann mit wenigem viel gesagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit! (Er geht ab.)

Sechster Auftritt

Selicour. Madame Belmont.

Mad. Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte erwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wissen.

Selicour. Wovon ist die Rede, Madame?

Mad. Belmont. Wir wollen heute abend ein kleines Konzert geben, und meine Charlotte soll sich dabei hören lassen.

Selicour. Sie singt so schön!

Mad. Belmont. Sie geben sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

Mad. Belmont. Nun, so machen Sie uns ein Lied oder so etwas für heute abend!

Selicour. Eine Romanze meinen Sie?

Mad. Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir besonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies ersetzen könnte --

Mad. Belmont. Schon gut! Schon gut! Ich verstehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgewesen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu forrigieren --

Mad. Belmont. Eine niederträchtige Beschäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunst erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

Siebenter Auftritt

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Szene). Nu! Nu! Wenn er drin ist, wird mir's wohl auch erlaubt sein, denk' ich.

Mad. Belmont. Was gibt's da?

Robineau (im Eintreten). Dieses Bedientenpaß bildet sich mehr ein als seine Herrschaft. Ich will den Herrn Selicour sprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das will ich bald sehen. — Ja, mein Seel, das ist er! — lebhaftig — Ich seh' ihn noch, wie er sich im Dorf mit den Jüngens herumjagte. — Nun seh' Er setzt auch mal mich an — betracht' Er mich wohl. Ich bin wohl ein bißchen verändert — Kennt Er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineaus Christoph, des Wingers, der die dicke Madelon heiratete, Seines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach so!

Robineau. Nun — Vetter pflegen sich sonst zu umarmen, denk' ich.

Selicour. Mit Vergnügen. Seid mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hause.

Mad. Belmont. Lassen Sie sich nicht stören, Herr Selicour! Tun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubnis, Madame, Sie sind gar zu gütig! Man muß ihm sein schlichtes Wesen zugute halten; er ist ein guter ehrlicher Landmann und ein Vetter, den ich sehr liebe.

Mad. Belmont. Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme soeben an, Herr Vetter!

Selicour. So — und woher denn?

Robineau. Ei woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwei Stunden, daß

ich aus dem Postwagen gestiegen, treib' ich mich herum, um Jhn und den La Roche aufzusuchen, Er weiß ja, Seinen Nachbar und Schulkameraden. -- Nun, da sind' ich Jhn ja endlich, und nun mag's gut sein!

Selicour. Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab' ich freilich --

Selicour. Und welches denn? --

Robineau. Ja nun -- mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geschäft ist wichtig genug, denk' ich.

Selicour (zu Madame Belmont). Erkundieren Sie!

Mad. Belmont. Er belustigt mich.

Selicour. Er ist sehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärner, meinte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut geschnitten. -- Als er noch klein war, der Vetter, da sei er ein loser Schelm gewesen, da hätt's geheissen: der verdirbt nicht, der wird seinen Weg schon machen! -- Wir hatten auch schon von Jhm gehört, aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als daß wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh hin, Christoph! suche den Vetter Selicour in Paris auf, die Reise wird dich nicht reuen -- vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirat. -- Ja, gleich auf den Weg, und da bin ich nun! -- Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! Die Robineaus gehen geradeaus; was das Herz denkt, muß die Zunge sagen -- und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, sehen Sie, so ging mir das Herz auf.

Mad. Belmont. Ei, das ist ganz natürlich.

Robineau. Hör' Er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimnis, wie man's anfängt; teil' Er mir's doch mit.

Selicour. Sei immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimnis, Vetter, weiter hab' ich keins. -- Es ist doch alles wohl zu Hause?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheiratet; sie wird bald niederkommen und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist alles in guten Umständen bis auf Seine arme Mutter. -- Die meint, es wär' doch

hart, daß sie notleiden müsse und einen so feinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leise). Halt's Maul, Dummkopf!

Mad. Belmont. Was sagt er von der Mutter?

Selicour (laut). Ist's möglich? Die tausend Taler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? -- Das tut mir in der Seele weh! -- Was das doch für schlechte Anstalten sind auf diesen Posten -- Die arme, gute Mutter! -- Was mag sie ausgestanden haben!

Mad. Belmont. Jawohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub -- es ist eine gerechte Forderung. Ich kann darauf bestehen -- Die Pflicht der Natur geht allen andern vor -- Ich eile nach meinem Ort -- in acht Tagen ist alles abgetan! -- Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr kug werden, denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß selbst nicht immer, was sie will! -- Aber sie notleidend zu wissen -- Ach Gott! das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

Mad. Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! -- Aber Sie werden bald Rat geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. -- Glückliche die Gattin, die Sie einst besitzen wird. Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden. (Ab.)

Achter Auftritt

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über Ihn -- eine so herzliche Aufnahme hät' ich mir gar nicht von Ihm erwartet. Der ist gar stolz und hochmütig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgesehen, ob Madame Belmont auch fort ist). Sage mir, du Esel! Was fällt dir ein, daß du mir hier so zur Unzeit über den Hals kommst!

Robineau. Nun, nun! Wie ich Ihm schon sagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie Er mit mir umgeht — Ich lasse mir nicht so begegnen.

Selicour. Du tust wohl gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von seinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen ist, Herr Vetter! — Erst der freundliche Empfang und jetzt diesen barschen Ton mit mir! — Das ist nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' Er mir's nicht übel, das ist falsch — und wenn ich das weitererzählte, wie Er mit mir umgeht — 's würde Ihm schlechte Ehre bringen! Ja, das würd' es!

Selicour (erschrocken). Weitererzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Untersteh dich, Dube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter sorgen. Sei ruhig, ich schaffe dir einen Platz, verlaß dich darauf.

Robineau. Nun, wenn Er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör' Er, Vetter! Ich möchte so gern ein recht ruhiges und bequemes Brot. Wenn Er mich so bei der Akzise unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf, ich schaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorstenfel über Hals und Kopf — (Ab.)

Dritter Aufzug

Erster Auftritt

La Roche und **Karl Firmin** begegnen einander.

La Roche. Ich suchte Sie schon längst. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich hab' ihn dem Minister abgeschrieben, diesen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es ist also vorbei mit ihm? Ganz vorbei?

La Roche. Das nun eben nicht! — noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen sagen, er hat sich herausgelogen, daß ich da stand wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler stellte sich gerührt, er spielte den zärtlichen Freund, den Großmütigen mit mir, er überhäufte mich mit

Freundschaftsversicherungen und will mich bei dem Bureau als Chef anstellen.

Karl. Wie? Was? Das ist ja ganz vortrefflich! Da wünsche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn, ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu tun wäre — für so falsch und verrätherisch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit seinem süßen Geschwätz! Ich war aber sein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeschlagen!

Karl. Und so sind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater ist nicht besser daran als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber lassen Sie mich nur machen! Lassen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geschlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit ausdachte, sind die ganze Ausbeute, die ich zurückbringe.

La Roche. Vortrefflich! Brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unterdessen will ich die Spur meines Wildes verfolgen: der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan ausgegeben!

Karl. Lieber La Roche! Das ist unter unserer Würde. Lassen wir diesen Elenden sein schmutziges Handwerk treiben, und das durch unser Verdienst erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erschleicht.

La Roche. Weg mit diesem Stolz! Es ist Schwachheit, es ist Vorurteil! — Wie? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Ränke! Wohl, so wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches versuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verse, bilden Sie Ihr Talent aus, ich will es geltend machen, ich — das ist meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergessen. — Sie haben sich heute übel ertappen lassen.

La Roche. Und es wird nicht das letztemal sein. — Aber tut nichts! Ich schreite vorwärts, ich lasse mich nicht abschrecken, ich werde ihm so lange und so oft zusehen, daß ich ihm endlich doch eins beibringe. Ich bin lange sein Narr gewesen, jetzt will ich auch ihm einen Poffen spielen.

Lassen wir's den Buben so forttreiben, wie er's angefangen, so werde ich bald der Schelm, und Ihr Vater der Dummkopf sein müssen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er ist es selbst!

Karl. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurückgehen und mein Gedicht vollenden. (Ab.)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein - es ist besser, ich bleibe. Der Gess glaubt sonst, ich fürchte mich vor ihm!

Zweiter Auftritt

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier!

La Roche. Ihn selbst, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beschämt, wie ich sehe.

La Roche. Nicht sonderlich.

Selicour. Ihr wütender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet -- Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschossen!

La Roche. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zusetzen - Sie haben mir leid getan, mit Ihren närrischen Grillen.

La Roche. Herr Marbonne ist jetzt nicht zugegen. -- Zwingt Euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seid unverschämt nach Herzensgelüsten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüstet Euch mit Eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in Eurer Schule will ich's bald besser lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu schaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe also des ehrlichen Firmins! — Sieh, sieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Not helfen, dieser ehrliche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterschaft?

La Roche. Was bezahltst du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in acht, Freund Roche! — Ich könnte dir schlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böse, Freund Selicour! — Der Zorn verrät ein böses Gewissen.

Selicour. Freilich sollte ich über deine Torheit nur lachen.

La Roche. Du verachtest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen! (Geht ab.)

Dritter Auftritt

Selicour allein.

Selicour. Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. — Gemach, Kamerad! — So weit sind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. — Es ist der Sohn vermutlich — der junge Mensch, der sich mit Versen abgibt, ganz gewiß — und dieser La Roche ist's, der sie hegt! — Dieser Firmin hat Verdienste, ich muß es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeiz aufwecken, so kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welcher Klemme sehe ich mich! — Ebendiese beiden Firmins wären mir jetzt gerade höchst nötig, der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen. — Laß uns fürs erste Nuten von ihnen ziehen, und dann schafft man sie sich schon gelegentlich vom Halse.

Vierter Auftritt

Firmin der Vater und **Selicour**.

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Über eine Armseligkeit — Lieber Firmin, es ist mir ein rechter Trost, Sie zu sehen. — Man hat uns veruneinigen wollen.

Firmin. Uns veruneinigen!

Selicour. Ganz gewiß. Aber es soll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewiesen, denk' ich, da dieser tollköpfige La Roche mich bei dem Minister anschwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das abscheulichste preisgegeben.

Firmin. Er hat seine Stelle verloren. — Setzen Sie sich an seinen Platz.

Selicour. Er ist ein Undankbarer! Nach allem, was ich für ihn getan habe — Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. — Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte. — Was will ich denn anders als Ihr Glück? — Aber ich weiß besser als dieser Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Pläncchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lärmende Treiben der Bureaus ist Ihnen verhasst, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. — Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! — Sie suchen sich irgendein einsames, stilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das sind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glückliche, der auf der ländlichen Flur seine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es mir nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Lasttier der Verhältnisse, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. — Auch hielt ich's für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Hals und Kopf wieder aufs Land zurückzuschicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten — denn, sagen Sie selbst, ist's nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu plagen und zu quälen?

Firmin. Das ist meine Meinung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

Selicour. Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen — Und alsdann — Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen, ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel — so vieles schuldig! — Mein Posten bringt mich um — Mir liegt so vieles auf dem Halse — Wahrhaftig, es

braucht meinen ganzen Kopf, um herumzukommen Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

Firmin. Ich bewundere ihn.

Selicour. Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchste Not, daß ein solcher an den Platz kam, wenn nicht alles zugrunde gehen sollte. — Es ist noch nicht alles, wie es soll, sagte ich ihm heute — Wollen Sie, daß alles seinen rechten Gang gehe, so müßten Sie ein Memoire einreichen, worin alles, was noch zu verbessern ist, mit der strengsten Wahrheit angezeigt wäre — Diese meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine solche Schrift unverzüglich aufgesetzt haben. — Er trug sie mir auf — Aber die unendlichen Geschäfte, die auf mir liegen — In der That, ich zittere, wenn ich an einen Zuwachs denke —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich -- Nicht wahr?

Selicour. Nun ja! Ich will's gestehen!

Firmin. Sie konnten sich diesmal an keinen Bessern wenden!

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich so lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — so habe ich, um nicht bloß als müßiger Zuschauer darüber zu seufzen, meine Beschwerden und Verbesserungspläne dem Papiere anvertraut — und so findet sich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich schon getan ist — Ich hatte mir keinen bestimmten Gebrauch dabei gedacht. — Ich schrieb bloß nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Ist's möglich? Sie hätten --

Firmin. Es liegt alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! Das ist ja ein ganz erwünschter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere sind nicht in der besten Ordnung!

Selicour. O diese kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute abend soll der Minister das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfasser, Sie sollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wissen, daß mir's darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes stifte, gleichviel unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, scharmanter Mann! Niemand läßt Ihrem bescheidenen Verdienst mehr Gerechtigkeit widerfahren als ich. — Sie wollen mir also die Papiere --

Firmin. Ich kann sie gleich holen, wenn Sie so lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mir's aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Ursachen.

Selicour. Nun, wenn Sie so wollen! — Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen! — (wenn Firmin fort ist) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, sein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt

Karl. Selicour.

Karl (kommt, in einem Papiere lesend, das er beim Anblick Selicours schnell verbirgt). Schon wieder dieser Selicour — (will gehen)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie so die Gesellschaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour — (versich) Daß ich dem Schwächer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich schon längst danach gesehnt, Sie zu sehen, mein Bester! — Was machen die Musen? Wie fließen uns die Verse? — Der gute Herr Firmin hat allerlei dagegen; ich weiß aber, er hat unrecht. — Sie haben ein so entschiednes Talent! — Wenn die Welt Sie nur erst kannte — aber das wird kommen! Noch heute früh sprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unsers Herrn Ministers — und man hat schon ein gutes Urtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bei welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie sie dazu kommt — Man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — dessentwegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein andrer, aber der Wit ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wär's nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten — Sie vertrauten Sie mir an — Ich lese sie vor — man

ist davon bezaubert -- man will von mir wissen -- Ich -- ich nenne Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. -- Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, ebenso berühmt durch seinen Wis als seinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

Selicour. Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

Karl (vor sich). Er will mich beschwägen! Es ist lauter Falschheit, ich weiß es recht gut, daß er falsch ist -- aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beschwägen. -- (zu Selicour) Man verlangt also für diesen Abend --

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen -- wo sich auf eine ungezwungene Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen ließe.

Karl. Den Lobredner zu machen, ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines echten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also -- aber so etwas von Liebe -- Zärtlichkeit -- Empfindung --

Karl (sieht sein Papier an). Könnte ich denken, da ich sie niederschrieb, daß ich so bald Gelegenheit haben würde? --

Selicour. Was? Wie? Das sind doch nicht gar Verse --

Karl. O verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit --

Selicour. Ei was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! -- Her damit, geschwind -- Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren -- Es braucht auch gerade keine Romanze zu sein -- diese Kleinigkeiten -- diese artigen Spielereien tun oft mehr, als man glaubt -- dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen alles. -- Geben Sie! Geben Sie! -- Wie! Sie stehen an! Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich sein -- Sie bekannt machen -- Sie wollen nicht bekannt sein -- Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vorteil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtigte.

Karl. Wenn nur --

Selicour. Wenn Sie sich zieren

Karl. Ich weiß aber nicht --

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand). Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen – Ihr Vater selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (Er steckt das Papier in die rechte Tasche.)

Sechster Auftritt

Beide **Firmin. Selicour.**

Firmin. Hier, mein Freund! – aber reinen Mund gehalten! (Gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu schweigen. (Steckt das Papier in die linke Rocktasche.)

Karl (vor sich). Hat ich unrecht, sie ihm zu geben – Was kann er aber auch am Ende mit meinen Versen machen?

Selicour. Meine werten Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelstunde geschenkt – Aber man vergiftet sich in Ihrem Umgang. – Der Minister wird auf mich warten – ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei so würdigen Personen. (Geht ab, mit beiden Händen an seine Rocktaschen greifend.)

Siebenter Auftritt

Beide **Firmin.**

Firmin. Das ist nun der Mann, den du einen Ränkeschmied und Kabalenmacher nennst – und kein Mensch nimmt hier mehr Anteil an mir als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten – Aber je mehr er Ihnen schön tut, desto weniger trau' ich ihm – Dieser süße Ton, den er bei Ihnen annimmt – Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zugrund richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! – Mein, mein Sohn! Und wenn auch ich das Opfer der Bosheit werden sollte – so will ich doch so spät als möglich das Schlechte von andern glauben.

Achter Auftritt

Vorige. **La Roche.**

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! – Es macht mir herzliche Freude – der Minister will Sie besuchen.

Karl. Meinen Vater --

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! -- Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie schon seine Aufmerksamkeit erregt hatten. -- Diesem Selicour ist auch gar nicht wohl dabei zumute -- So ist mein heutiger Schritt doch zu etwas gut gewesen.

Karl. O so sehen Sie sich doch wider Ihren eignen Willen ans Licht hervorgezogen! -- Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja! Ja! Du siehst mich in deinen Gedanken schon als Ambassadeur und Minister -- Herr von Marbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird's alles sein!

La Roche. Nein, nein, sag' ich Ihnen -- er will Ihre nähere Bekanntschaft machen -- Und das ist's nicht allein! Nein! Nein! Die Augen sind ihm endlich aufgegangen! Dieser Selicour, ich weiß es, ist seinem Fall nahe! Noch heute -- Es ist schändlich und abscheulich -- doch ich sage nichts. -- Der Minister ließ in Ihrem Hause nach Ihnen fragen; man sagte ihm, Sie seien auf dem Bureau -- Ganz gewiß sucht er Sie hier auf! Sagt' ich's nicht? Sieh, da ist er schon! (Er tritt nach dem Hintergrund zurück.)

Neunter Auftritt

Marbonne zu den Vorigen.

Marbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einsichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Bescheidenheit rühmen. -- Männer Ihrer Art brauche ich höchst nötig -- Ich komme deswegen, mir Ihren Beistand, Ihren Rat, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte auszubitten, das mir anvertraut ist. -- Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. -- Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an -- aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Marbonne! -- Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zu viel Ruhmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

Marbonne. Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Marbonne. Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert!

Marbonne. Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Marbonne. Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden. – Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebet, sucht selbst das Auge seines Chefs und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewußt ist. – Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihren anmaßlichen Verdienste zu brüsten – wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht tut, sowie für das Böse, welches man zuläßt, verantwortlich ist.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater!

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde sie mit Freuden ergreifen!

Marbonne. Und mehr verlang' ich nicht – Damit wir besser miteinander bekannt werden, so speisen Sie beide diesen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Gesellschaft – Ein paar gute Freunde, einige Verwandte – Aller Zwang wird entfernt sein, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht stolzer geworden ist, wird sie aufs freundlichste empfangen, das versprech' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (vor sich). Ich werde Charlotten sehen!

La Roche (beiseite). Die Sachen sind auf gutem Weg – der Augenblick ist günstig – Frisch, noch einen Ausfall auf diesen Selicour! (kommt vorwärts) So lassen Sie endlich dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun ist noch übrig, auch das Laster zu entlarven – Glücklicherweise finde ich Sie hier und kann da fortfahren, wo ich es

diesen Morgen gelassen – Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillschweigen – ich machte es ungeschickt, ich gesteh' es, daß ich so mit der Türe ins Haus fiel, aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch Recht! Sie verlangten Tatsachen – Ich bin damit versehen.

Marbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieser Mensch, der sich das Ansehn gibt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zur Stütze diene, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um – und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine nothleidende Mutter –

Firmin. Sie tun ihm sehr unrecht, lieber La Roche! Ebendieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt mit seinen Wohlthaten überhäuft und von falschen Hoffnungen geheilt in sein Dorf zurück!

Marbonne. Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Marbonne. Meine Mutter war ja bei dem Gespräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu verteidigen.

Marbonne. Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Ansehung Ihrer noch heute ebenso betragen. – Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen – (zu La Roche) Sie aber, der den armen Selicour so unversöhnlich verfolgt, Sie scheinen mir wahrlich der gute Mann nicht zu sein, für den man Sie hält! – Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

La Roche (vor sich). Ich möchte bersten – Aber nur Geduld!

Marbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gebe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl (betroffen). Wieso?

Marbonne. Meine Mutter hat gewisse Pläne, die ich vollkommen gutheiße – Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! – diesen Abend ein mehreres. – Bleiben Sie ja nicht lange aus. (zu Karl) Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör' ich;

meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. – Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören. – Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. – Ihr Diener, meine Herren! – Ich verbitte mir alle Umstände. (Er geht ab.)

Zehnter Auftritt

Vorige ohne Marbonne.

Karl. Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! – Aber diese gewissen Plane der Großmutter – Gott! ich zittere. – Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß sie diesem Selicour bestimmt ist.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin – aber für mich?

Firmin. Sein Sie außer Sorgen. Ich hoffe, alles wieder ins gleiche zu bringen. – (zu Karl) Betrage dich klug, mein Sohn! wenigstens unter den Augen des Ministers vergiß dich nicht.

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie sich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir sein Beispiel wenigstens zu einer Warnung dienen. – Mut gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren. (Er geht ab.)

Elfter Auftritt

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was sagen Sie? Ist das erlaubt, daß Ihr Vater selbst mich Lügen straft und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Bester Freund, ich habe heute früh Ihre Dienste verschmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hilfe. Es ist nicht mehr zu zweifeln, daß man ihn den Selicour zum Gemahl bestimmt. Ich bin nicht mehr wert, sie zu besitzen, aber noch weniger verdient es dieser Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu hegen? Sie sind Zeuge gewesen, wie man mich um seinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Minister ihm noch heute eine sehr wichtige und kitzlige Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig sein soll. Er wird sie entweder gar nicht leisten, oder

doch etwas höchst Elendes zu Markte bringen. So kommt seine Unfähigkeit ans Licht. Trotz seiner süßlichten Manieren hassen ihn alle und wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür steh' ich, so verhasst ist er!

Karl. Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abschwakte. Sollte er wohl die Stirne haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfasser auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten, er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst dich meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in acht — Dein Lehrling formiert sich, und noch vor Abend sollst du bei ihm in die Schule gehen! (Gehen ab.)

Vierter Aufzug

Erster Auftritt

Madame Belmont. Charlotte.

Mad. Belmont. Bleib da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen miteinander zu reden, eh' die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältst du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ja, Mama?

Mad. Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu sein.

Mad. Belmont. Das hör' ich gerne! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine so gute Meinung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl sein.

Charlotte (betroffen). Mein Gemahl! —

Mad. Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Mad. Belmont. Wir glaubten nicht besser für dein Glück sorgen zu können —

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gerne einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für griffenhaft halten, liebe Großmama! Ich weiß nicht — dieser Herr Selicour, den ich übrigens hochschätze — gegen den ich nichts einzuwenden

habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, so — so empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Mad. Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ich's sogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm unrecht tue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm als Liebe.

Mad. Belmont. Schon gut! Diese Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie!

Mad. Belmont. Eine angenehmemädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wissen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung gewesen? — Übrigens steht diese Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der alles weiß — ein Mann von Geschmack — ein feiner Kenner — und ein so gefälliger bewährter Freund. — Auch reißt man sich in allen Häusern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt seiner Mutter wegen bekümmert, so hatte er mir diesen Abend eine Romane für dich versprochen — denn er kann alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen sein. — Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf sich warten! Wahrlich, es gibt seinesgleichen nicht!

Zweiter Auftritt

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles, zärtliches Lied von mir! Ich habe mein möglichstes getan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Mad. Belmont. Wie, Herr Selicour! Sie haben es wirklich schon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Mad. Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — Ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin sie mir meldet, daß sie endlich —

Mad. Belmont. Daß sie die tausend Taler erhalten — Nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich sonst die Fassung haben können? — Aber, dem Himmel sei Dank! — Jetzt ist mir dieser Stein vom Herzen, und in

der ersten Freude setzte ich diese Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Mad. Belmont (zu Charlotten). Er hätte dich gesammert, wenn du ihn gesehen hättest — Da war's, wo ich sein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich sie gelesen.

Dritter Auftritt

Vorige. Marbonne.

Marbonne. Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter, Sie ziehen mir ihn von nöthigeren Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun, und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Mad. Belmont. Sieh, sieh, mein Sohn! — Will Er nicht gar böse werden!

Marbonne. Was soll aus dem Aufsatze werden, der doch so wichtig und so dringend ist?

Selicour. Der Aufsatz ist fertig. Hier ist er!

Marbonne. Was, schon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabei gespart habe.

Marbonne. Aber wie ist das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwermgemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden lassen, sie bloß müßig zu beklagen — Dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungspläne an, und so trifft es sich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, schon seit lange im stillen von mir gemacht ist — Es sollte mir wahrlich auch nicht an Mut gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von selbst zur Einsicht gekommen wäre und in Ihrer Person einen Mann aufgestellt hätte, der alles wieder in Ordnung bringt — Jetzt ist der Zeitpunkt da, von diesen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurechtzulegen, und das war in wenig Augenblicken geschehen!

Mad. Belmont. Nun, mein Sohn! Du kannst zufrieden sein, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunsch erfüllt, eh' er ihn wußte, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichsten Zufall entgegen —

Marbonne. Mit Freuden seh' ich, daß wir einverstanden sind. —

Geben Sie, Herr Selicour, noch heute abend sende ich den Aufsatz an die Behörde.

Selicour (vor sich). Alles geht gut — Jetzt diesen Firmin weggeschafft, der mir im Weg ist. (laut) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Marbonne? — Es tut mir leid, es zu sagen -- aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche diesen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte.

Marbonne. Nicht den mindesten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach allem, was ich sehe, hat dieser La Roche meine Stelle schon an jemanden vergeben.

Marbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer sehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich gesteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Marbonne. Wie? Sie haben ja mir noch heute seine Gutmütigkeit gerühmt.

Selicour. Ist auch dem Gutmütigsten bis auf einen gewissen Punkt zu trauen? — Ich sehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallstricke.

Marbonne. Sie tun Herrn Firmin unrecht. Ich kenne ihn besser, und ich stehe für ihn.

Selicour. Ich wünschte, daß ich ebenso von ihm denken könnte.

Marbonne. Der schändliche Undank dieses La Roche muß Sie natürlicherweise mißtrauisch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, so werden Sie sogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrtum zurückzukommen.

Selicour. Wie das?

Marbonne. Er wird im Augenblick selbst hier sein.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Marbonne. Hier — Ich konnte mir's nicht versagen. Ich hab' ihn gesehen!

Selicour. Gesehen! Vortrefflich!

Marbonne. Er und sein Sohn speisen diesen Abend mit uns.

Selicour. Speisen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Mad. Belmont und Charlotte. Karl Firmin!

Marbonne. Der junge Offizier, dessen Verdienste Sie mir so oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachtesten eingeladen.

Mad. Belmont. Ich werde sie mit Vergnügen willkommen heißen.

Marbonne (zu Selicour). Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte sehr — Ganz im Gegentheil!

Mad. Belmont. Ich bin dem Vater schon im voraus gut um des Sohnes willen. Und was sagt unsre Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Marbonne. Sie können sich also ganz offenherzig gegeneinander erklären.

Selicour. O das bedarf's nicht — im geringsten nicht — Wenn ich's gestehen soll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichsten Mann gehalten — und tat ich ihm einen Augenblick unrecht, so bekenne ich mit Freuden meinen Irrtum — Ich für meinen Teil bin überzeugt, daß er mein Freund ist.

Marbonne. Er hat es bewiesen! Er spricht mit großer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erst von heute, aber gewiß verdient er --

Selicour (einschallend). Alle die Lobsprüche, die ich ihm, wie Sie wissen, noch vor kurzem erteilt habe -- So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunst!

Marbonne. Er verbindet einen gesunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Mensch kann von Ruhmsucht freier sein als er. Was gilt's? Er wär' imstande, einem andern das ganze Verdienst von dem zu lassen, was er geleistet hat!

Selicour. Meinen Sie?

Marbonne. Er wäre der Mann dazu!

Mad. Belmont. Sein Sohn möchte in diesem Stück nicht ganz so denken.

Charlotte. Jawohl, der ist ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz versteht.

Selicour. Würde der wohl einem andern den Ruhm seines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich sehr!

Marbonne. Ich liebe dieses Feuer an einem jungen Kriegermann.

Selicour. O allerdings, das verspricht!

Marbonne. Jeder an seinen rechten Platz gestellt, werden sie beide vortrefflich zu brauchen sein.

Selicour. Es ist doch gar schön, wie Sie die fähigen Leute so auffuchen!

Marbonne. Das ist meine Pflicht. (Er spricht mit seiner Tochter.)

Selicour. Das war's! (zu Madame Belmont, beiseite) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerstreuten mich von meinen Berufsgeschäften — Wenn also diesen Abend mein Gedicht sollte gesungen werden, so — nennen Sie mich nicht!

Mad. Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein. — Wie? Wenn ich, größerer Sicherheit wegen, jemanden aus der Gesellschaft darum ansprache, sich als Verfasser zu bekennen —

Mad. Belmont. Wie? Sie könnten einem andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das ist eine Kleinigkeit! (Beide Firmin treten ein.)

Charlotte (erblickt sie, lebhaft). Da kommen sie!

Vierter Auftritt

Vorige. Beide Firmin.

Marbonne (ihnen entgegen). Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Sein Sie herzlich willkommen!

Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

Mad. Belmont (zu Karl Firmin). Ich hatte mir's nicht erwartet, Sie hier in Paris zu sehen; es ist sehr angenehm, sich mit lieben Freunden so unvermutet zusammenzufinden.

Karl. Dieser Name hat einen hohen Wert für mich. (zu Charlotte) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort war's, mein Fräulein —

Marbonne (zu Firmin, dem Vater). Lassen wir die jungen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. — Nun, Herr Firmin! Da ist Selicour!

Selicour (zu Firmin) In der That — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bei dem Herrn von Marbonne eingeführt zu sehen.

Marbonne. Sie sind beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (zu Firmin) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünschte, daß Sie sich gegeneinander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als seinen Freund.

Marbonne. Und sein Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewiß hat dieser La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche so gegen mich aufheizen?

Marbonne. Dieser La Roche ist mein Mann nicht — wenigstens hab' ich eine schlechte Meinung von seinem Charakter.

Firmin. Sie tun ihm unrecht. Ich habe heute gegen ihn gesprochen, aber diesmal muß ich ihn verteidigen.

Selicour. Es ist ganz und gar nicht nötig. Ich schätze ihn, ich kenne sein gutes Herz und kenne auch seine Sparren — Und mag er mich am Ende bei der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bei Ihnen keinen Glauben fand! — Sie sehen, wir sind fertig — Unser Streit ist beigelegt, es braucht keiner weitem Erklärung.

Mad. Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour (zu Karl Firmin). Es ist schon übergeben, das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. (Madame Belmont beiseiteführend) Wissen Sie, was ich gemacht habe?

Mad. Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wissen, er gibt sich mit Versen ab.

Mad. Belmont. Ja! — Nun!

Selicour. Ich hab' ihn erjudt, sich für den Verfasser des Liedchens zu bekennen — Er läßt sich's gefallen!

Mad. Belmont. Läßt sich's gefallen! Das glaub' ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen strafen!

Marbonne. Aber bis unsre andern Gäste kommen, liebe Mutter, lassen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — Wir können uns besser beschäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Musik, Herr Firmin?

Marbonne. Es ist ja wahr, du singst nicht übel — Laß hören. — Hast du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir soeben einige Strophen zugestellt.

Marbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubnis, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

Selicour. Aber wir werden Sie stören, Herr von Marbonne!

Marbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt, im ärgsten Geräusch zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede! (Er geht auf die entgegengesetzte Seite, wo er sich niedersetzt.)

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Marbonne. Verzeihen Sie! aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht allem vor!

Mad. Belmont. Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Lied vor. (Alle setzen sich. Charlotte ans Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwischen Madame Belmont und Karl, neben letztern Firmin der Vater.)

Charlotte. Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

Mad. Belmont. Der Verfasser ist nicht weit — ich kann ihn ohne Brille sehen.

Selicour (zu Madame Belmont, leise). Verraten Sie mich nicht — (zu Karl Firmin) Das gilt Ihnen, mein Lieber!

Charlotte. Ihn! Wie?

Firmin. Ist das wahr, Karl? Wärest du —

Selicour. Er ist der Verfasser.

Charlotte (zu ihrer Großmutter). Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser!

Mad. Belmont (laut). Ja! (heimlich) Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Mad. Belmont. Aus Ursachen. (zu Selicour) Wollen Sie Charlotten nicht akkompagnieren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu seinem Sohn). Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet sein —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, ob' Sie richten!

Charlotte (singt).

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen band er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz: —

„Und so fliehen meine Tage
 Wie die Quelle rastlos hin,
 Und so schwindet meine Jugend,
 Wie die Kränze schnell verblühen!“

Mad. Belmont (Selicour ansehend). Dieser Anfang verspricht schon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend). Diesem Herrn da gehört das Kompliment.

Mad. Belmont. Gut! Gut! Ich verstehe!

Firmin. Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

Karl. Aber er ist doch wahr.

Marbonne (auf der entgegengesetzten Seite mit dem Auffatz beschäftigt). Die Einleitung ist sehr gut und erweckt sogleich die Aufmerksamkeit.

Charlotte (singt wieder).

„Fraget nicht, warum ich traure
 In des Lebens Blütenzeit!
 Alles freuet sich und hoffet,
 Wenn der Frühling sich erneut!
 Aber diese tausend Stimmen
 Der erwachenden Natur
 Wecken in dem tiefen Busen
 Mir den schweren Kummer nur!“

Mad. Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin). Sie sehen, wie alles Sie bewundert.

Marbonne (lesend). Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Lesen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Minister und liest über seine linke Schulter.)

Mad. Belmont. Ganz göttlich!

Selicour (zu Marbonne tretend). Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, sehr, sehr viel dabei zu danken. (Tritt wieder auf die andre Seite zwischen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andre Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

Charlotte (singt wieder).

„Was kann mir die Freude frommen,
 Die der schöne Venz mir beut?
 Eine nur ist's, die ich suche,
 Sie ist nah und ewig weit.“

Sehnend breit' ich meine Arme
 Nach dem teuren Schattenbild,
 Ach, ich kann es nicht erreichen,
 Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
 Und verlaß dein stolzes Schloß!
 Blumen, die der Lenz geboren,
 Streu' ich dir in deinen Schoß.
 Horch, der Hain erschallt von Liedern,
 Und die Quelle rieselt klar!
 Raum ist in der kleinsten Hütte
 Für ein glücklich liebend Paar."

Mad. Belmont. Wie rührend der Schluß ist! -- Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

Selicour (verneigt sich gegen Charlotten). Dies ist ein schmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt sich --

Selicour (schnell zu Karl Firmin sich umdrehend). Nicht wahr, lieber Freund?

Mad. Belmont. Ich bin ganz davon hingerissen --

Selicour (bückt sich gegen Madame Belmont). Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie versteh' ich das?

Selicour (ebenso schnell wieder zu Karl Firmin). Nun! Sagt' ich's Ihnen nicht! Sie haben den vollkommensten Sieg davongetragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Marbonne. Das Werk ist vortrefflich! Ganz vortrefflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater). Sie sehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt). Ich muß gestehen, ich merke so etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren --

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet). Ein süßer Triumph für den Verfasser.

Marbonne (den Aufsatz zusammenlegend). Ein wahres Meisterwerk. In der That!

Selicour (bückt sich gegen Marbonne). Gar zu viel Ehre!

Mad. Belmont (wiederholt die letzte Strophe).

Horch, der Hain erschallt von Liedern,

Und die Quelle rieselt klar!

Raum ist in der kleinsten Hütte

Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmlisch! dem widerstehe, wer kann! — Selicour, es bleibt dabei! Sie heiraten meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Marbonne (steht auf). Ich kenne wenig Arbeiten, die so vortrefflich wären — Selicour, Sie sind Gesandter!

Karl. Mein Gott!

Marbonne. Sie sind's! Ich stehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das schreiben konnte, muß ein rechtschaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie sein!

Selicour. Aber erlauben Sie — Ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Lose —

Marbonne. Sie müssen sich von allem losreißen, wenn der Staat Sie anderswo nötig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigstens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? Mich? Zu Ihrem Sekretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nötig.

Karl. Das will ich glauben.

Marbonne. Das wird sich finden! Nun! Wie ist die Musik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen.

Fünfter Auftritt

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

Marbonne. Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen — Ich will dieses fest auf der Stelle absenden — (leise zu Selicour) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk ist vortrefflich, und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (Ab.)

Selicour (zu Karl). Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (zu Charlotten) Unser junger Freund weiß die Komplimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübschen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nötig haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Gesellschaft wartet —

Firmin (zu seinem Sohn). Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet! (*Selicour gibt Charlotten seinen Arm.*)

Karl. Ja, ich hab' Ursache, mich zu rühmen.

Mad. Belmont (zu Selicour). Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch alles. Es ist ein scharmanter Mann! (*Sie nimmt Firmins Arm.*)

Selicour (auf Firmin zeigend). Diesem Herrn, nicht mir, gebührt das Lob — Ich weiß in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles, was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst. (*Gehen ab.*)

Sechster Auftritt

Karl allein zurückbleibend.

Karl. Meine Unruhe würde mich verraten. — Ich muß mich erst fassen, eh' ich ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dies alles zu ertragen? — Ein schöner Triumph, den ich davontrug. — Aus Spott machten sie mir das Kompliment. — Es ist offenbar, daß sie ihn, und nicht mich für den Verfasser halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht alles nach Wunsch vermutlich.

Karl. O ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour steht in größerem Ansehn als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie sagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

Va Roche. Ist's möglich? Aber dieser wichtige Aufsatz, den der Minister ihm aufgetragen und dem er so ganz und gar nicht gewachsen ist?

Karl. Der Aufsatz ist fertig.

Va Roche. Gehen Sie doch!

Karl. Er ist fertig, sag' ich Ihnen.

Va Roche. Sie spotten meiner! Es ist nicht möglich.

Karl. Ein Meisterstück an Stil und Inhalt!

Va Roche. Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen!

Karl. Ich sage Ihnen, es ist! — Der Aufsatz ist gelesen, bewundert und wird jetzt eben abgeschickt.

Va Roche. So muß er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und diese Gesandtschaftsstelle!

Va Roche. Nun, die Gesandtschaft —

Karl. Er erhält sie! Er erhält die Hand des Fräuleins!

Va Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

Va Roche. Die Gesandtschaft mitsamt dem Mädchen! Mein, beim Teufel! Das kann nicht sein! Das darf nicht sein! — Wie? Was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Mein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen, wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich auf der Stelle will ich die Großmutter auffuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

Va Roche. Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen, aber meinen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse! Mein, Herr! Dieses Memoire ist's, das so vortrefflich sein soll und das er irgendwo muß herbeigehebt haben — denn gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Hererei sind seine Kniffe! Und mit seinen eignen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege ging's nicht — so müssen wir einen krummen versuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nun fort — fort, daß man uns nicht beisammen findet.

Karl. Aber keine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht!

La Roche. Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als Euch die Liebe. — Fort! Hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt

La Roche allein.

La Roche. Laß sehen — Er suchte von jeher die schwachen Seiten seiner Obern auszuspiiren, um sich ihnen notwendig zu machen. Noch diesen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl ist ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Ministers verlauten — Er habe Zimmer besprochen in der Vorstadt. — Ich glaube kein Wort davon, aber man könnte versuchen — Doch still! Da kommt er!

Neunter Auftritt

La Roche und **Selicour.**

Selicour (ohne ihn zu bemerken). Alles geht nach Wunsch, und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da ist Sohn und Vater, die mir auf den Dienst lauern und mir jeden Augenblick beides wegsfischen können — Wenn ich sie entfernen könnte — Aber wie? Dem Minister ist nicht beizukommen — Diese Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen niemand — man kann sie nicht in seine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuschen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (vor sich). Recht so! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, sieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugestehen! —

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat!

Selicour. Das ist das Beste! denn es lag wahrlich nicht an Ihrer beschaften Zunge, wenn ich nicht ganz zugrunde gerichtet bin.

La Roche. Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! Steht es so? Fangen wir an, geschmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugebracht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen – Aber um unserer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden!

La Roche. Tun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber –

La Roche. Und da sich jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will –

Selicour. So? Hat sich jemand? Und wer ist das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es sein Nefse ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen –

Selicour. Die Dame ist wohl eine Anverwandte vom Minister?

La Roche. Sie soll ein schönes Frauenzimmer sein – er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen –

Selicour. Gut, gut, ich will ja das alles nicht wissen. – Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut! Gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meinen Sie, daß mir so viel daran liege?

La Roche. Ich sage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach – Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um diese Sachen – Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es scheint da ein großes Geheimnis –

La Roche (schnell). Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen –

Selicour. Gut! Gut! Nichts mehr davon – Ich werde Ihnen nicht schaden, Herr La Roche! – Es ist einmal mein Schicksal, Undankbare zu verpflichten – Trotz der schlimmen Dienste, die Sie mir haben leisten wollen, liebe ich Sie noch – und daß Sie sehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, so will ich mit Ihrer Beschützerin gemeine Sache machen – Ja, das will ich – Zählen Sie darauf.

La Roche. Ach, Sie sind gar großmüthig!

Selicour. Aber lassen Sie sich das künftig zur Lehre dienen –

La Roche. O gewiß, Sie sollen sehen –

Selicour. Genug. Lassen wir's gut sein.

La Roche (beiseite). Er hat abgebissen. Er ist so gut als schon gefangen! Wieviel schneller kommt man doch mit der Spitzbüberei als mit der Ehrlichkeit. (Ab.)

Selicour. Jetzt gleich zu diesem Kammerdiener Michel! – Es ist hier ein Liebeshandel! Ganz gewiß – Vortrefflich! Ich halte dich fest, Marbenne! – Du bist also auch ein Mensch – Du hast Schwachheiten – und ich bin dein Gebieter. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug

Erster Auftritt

La Roche kommt.

La Roche. Sie sitzen noch an Tafel – Er wird gleich heraustrücken, der Minister – Hab' ich mich doch ganz außer Atem gelaufen – Aber dem Himmel sei Dank, ich bin auf der Spur, ich weiß alles – Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! – Mit dem Minister war nichts für dich zu machen, solange er tugendhaft war – aber Gott segne mir seine Laster! Da gibt's Geheimnisse zu verschweigen! Da gibt's Dienste zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel – Er glaubt dem Minister eine Schwachheit abgemerkt zu haben – Welch herrlicher Spielraum für seine Niederträchtigkeit! – Nur zu! Nur zu! Wir sind besser unterrichtet, Freund Selicour! – und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böse, böse Schlinge legen – Der Minister kommt – Mut gefaßt! Jetzt gilt es, den entscheidenden Streich zu tun. –

Zweiter Auftritt

Marbounne. La Roche.

Marbounne. Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat heraufgerufen lassen?

La Roche. Möge dies die letzte Unterredung sein, die Sie mir bewilligen, Herr von Marbounne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung zu stürzen, ist zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Marbounne. Das geht zu weit! Meine Geduld ist am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ist's nicht so?

Marbounne. Wie? Was ist das?

La Roche. Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im größten Elend befindet. Hab' ich nicht recht?

Marbounne. Wie? Was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — Ich hab' es bloß Ihrem Freund Selicour nachgetan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener herauszulocken wußte — Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Auslegung — Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon zu denken. Denn daß ich's nur gestehe, ich stellte genauere Nachforschung an — ich war dort — ich sah das Frauenzimmer, von dem die Rede ist — (er lacht) sie hat ein ganz ansehnliches Alter — Selicour hält sie für eine junge Schönheit — Entrüsten Sie sich nicht — ich bitte — lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennenlernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm sein. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (Ab.)

Marbounne. Der rasende Mensch! Wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Mein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! nicht möglich!

Dritter Auftritt

Marbonne. Selicour.

Selicour (beiseite). Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! -- Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm notwendig zu machen, so setzt dieser Firmin sich in seine Gunst. -- Hab' ich einmal sein Geheimnis, so ist er ganz in meinen Händen.

Marbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Ministerium zu Ihrem Aufsatz sagen wird -- Ich hab' ihn sogleich abgehen lassen, er wird diesen Augenblick gelesen, und ich zweifle nicht, er wird den vollkommensten Beifall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. (vor sich) Wie leit' ich's nur ein? -- Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache ist richtig. Ich will nur gerade zugehen --

Marbonne. Sie scheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja -- ich -- ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verleumdung den unschuldigsten Dingen zu geben imstand ist!

Marbonne. Was meinen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus -- Ich darf es nicht länger bei mir behalten -- Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt -- Es hat verlauten wollen -- Ich bitte -- beantworten Sie mir ein paar Fragen, und verzeihen Sie der besorgten Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

Marbonne. Fragen Sie! Ich will alles beantworten.

Selicour. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt.

Marbonne. Weil Sie es denn wissen -- ja.

Selicour. Und ganz in geheim, hör' ich.

Marbonne. Ich habe bis jetzt wenigstens ein Geheimnis daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauzenzimmer?

Marbonne. Ja!

Selicour. Die Ihnen sehr -- (stodt) sehr wert ist?

Marbonne. Ich gestehe es, ich nehme großen Anteil an ihr.

Selicour (vor sich). Er hat es gar keinen Hehl -- Die Sache ist richtig. -- (laut) Und Sie möchten gern das Aufsehen vermeiden, nicht wahr?

Marbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach gut! Gut! Ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Marbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich.

Marbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich schaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Marbonne. Wie denn? Was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich schaff's Ihnen — Ein stilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen aufs zärtlichste eingerichtet — die Möbel, die Tapeten nach dem neuesten Geschmack — ein Kabinett — himmlisch und reizend — kurz — das schönste Deudeir, das weit und breit zu finden.

Marbonne (vor sich). Sollte La Roche Recht behalten — (laut) Und welche geheime Ursache hätte ich, ein solches Quartier zu suchen?

Selicour (lächelnd). In Sachen, die man vor mir geheimhalten will, weiß ich mich einer verlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienstfertigen Freund in mir — Es ist nichts, wenn ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu sein. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu untersuchen — Sie verstehen mich.

Marbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachsicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber, was diesen Punkt betrifft — Wenn man nur den öffentlichen Anstoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen --

Vierter Auftritt

Vorige. Michel.

Michel. Soeben gibt man diese Briefe ab.

Marbonne (zu Selicour). Die sind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubnis! Es sind Geschäftsbriefe, die gleich expediert sein wollen — Frisch zur Arbeit und frisch ans Vergnügen. So bin ich einmal! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt

Marbonne allein.

Marbonne. Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen — Dieser Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieser Selicour war der schändlichste Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für besser als andere, jeder hat seine Fehler — aber sich mit dieser Schamlosigkeit anzubieten — Und diesem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit diesem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundschaft will er alles für mich tun, sagt er! Sind das unsre Freunde, die unsern Lastern dienen?

Sechster Auftritt

Marbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging soeben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Marbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurteilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

La Roche (mit freudiger Rührung). Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Marbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — Aber, wie soll ich eine so lang bewährte Überzeugung aufgeben, daß Geist und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennenlerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem größten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bei einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement gesendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich soeben erhalte, von dem Lobe desselben voll sind. (Er erbricht einen der Briefe und liest.) Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk ist also wirklich gut?

Marbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfasser ist!

Marbonne. Wer sollte es denn sein?

La Roche. Er ist's nicht, ich will meine Seele zum Pfand setzen denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugestehen.
 -- Wenn man versuchte -- Ja! -- Nichtig - Ich hab' es! -- Das muß gelingen -- Herr von Marbonne! Wenn Sie mir beistehen wollen, so soll er sich selbst verraten.

Marbonne. Wie denn?

La Roche. Lassen Sie mich machen -- Er kommt! Unterstützen Sie mich!

Siebenter Auftritt

Vorige. Selicour.

La Roche (mit Leidenschaft). Mein Gott! Welches entsetzliche Unglück!

Selicour. Was gibt's, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieses Jammern, dieser Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieser Unglücksbrief -- Soeben erhält ihn der Minister -- (Zu Marbonne.) Darf ich? Soll ich?

Marbonne. Sagen Sie alles!

La Roche. Er ist gestürzt!

Selicour. Um Gottes willen!

La Roche. Seines Amtes entlassen!

Selicour. Es ist nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte schon vorhin etwas davon verlauten! ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich selbst zu unterrichten -- und nun bestätigt es der Minister selbst!

Selicour. So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit? (Marbonne bekräftigt es mit einem stummen Zeichen.)

Letzter Auftritt

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beide Firmin.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! --

Mad. Belmont. Was gibt's?

La Roche. Trösten Sie unsern Herrn -- Sprechen Sie ihm Mut zu in seinem Unglück!

Mad. Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott! Was ist das?

La Roche. Er hat seine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erstaunt, wie Sie!

Mad. Belmont. Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

Karl (leidenschaftlich). So ist das Talent geächtet, so ist die Redlichkeit ein Verbrechen in diesem verderbten Lande! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Marbonne (sehr ernst). Nichts übereilt, junger Mann! – Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber sagen Sie mir! Kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalles?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (lebbast). Ein Memoire! (Zum Minister.) Dasselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah?

Selicour. Wo die Regierung selbst mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde –

La Roche. Ganz recht! Das nämliche.

Selicour. Nun, da haben wir's! Hatte ich nun unrecht, zu sagen, daß es nicht immer räthlich ist, die Wahrheit zu sagen?

Marbonne. Wo die Pflicht spricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg sei, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht getan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! Allerdings! aber es kostet Ihnen auch einen schönen Platz!

La Roche. Und damit ist's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch andre um den ibrigen kommen. – Man weiß, daß ein Minister selten Verfasser der Schriften ist, die aus seinen Bureaus herauskommen.

Selicour. Wieso? Wie das?

La Roche (vor sich). Bei dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie sich deutlicher!

La Roche. Man will schlechterdings herausbringen, wer diese heftige Schrift geschmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Ministers mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! Das ist sehr zu besorgen.

Selicour. Nun, ich bin's nicht!

Firmin. Ich bin der Verfasser!

Marbonne. Was hör' ich?

Mad. Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bin's, und ich rühme mich dessen.

La Roche (zu Marbonne). Nun, was sagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieser Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlassen, aber nicht so die Gefahr und die Verantwortung -- Ich habe geschwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht so, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre gesprochen -- Seien Sie auf Ihr Unglück stolz, Herr von Marbonne! -- Mein Vater kann nichts Straßbares geschrieben haben -- O mein Herz sagt mir, dieser Unfall kann eine Quelle des Glückes werden -- Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältnisse mehr sein -- Die Größe verschwindet, und Mut gewinnt die furchtsame Liebe.

Mad. Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme seines Anteils, sein volles Herz verkreist sich im Ausdruck seiner Gefühle!

Marbonne. So hat denn jeder von Ihnen sein Geheimnis verraten. -- Herr Firmin! Sie sind der Verfasser dieses Memoire, so ist es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. -- Das Gouvernement ernennt Sie zum Gesandten -- (da alle ihr Erstaunen bezeugen) Ja, ich bin noch Minister, und ich freue mich, es zu sein, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienst zu belohnen.

Mad. Belmont. Was ist das?

Selicour (in der höchsten Bestürzung). Was hab' ich gemacht!

Marbonne (zu Selicour). Sie sehen Ihr Spiel verraten -- Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend -- Niedriger Mensch, konnten Sie mich für Ihresgleichen halten?

La Roche. Wie schändlich er eine edle That auslegte! Ich weiß alles aus dem Munde der Dame selbst. Dieses Frauenzimmer, für das er Ihnen eine strafbare Meisung andichtete -- es ist eine kranke, eine bezehrte Matrone, die Witwe eines verdienstvollen Offiziers, der im Dienst des Vaterlandes sein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staates bezahlten.

Marbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! — (Zu Selicour.) Sie sehen, daß Sie hier überflüssig sind. (Selicour entfernt sich still.)

La Roche. Es tut mir leid um den armen Schelm — wohl wußt' ich's vorher, mein Haß würde sich legen, sobald es mit seiner Herrlichkeit aus sein würde.

Firmin (drückt ihm leise die Hand). Lassen Sie's gut sein. Wir wollen ihn zu trösten suchen.

La Roche. Basta, ich bin dabei!

Marbonne (zu Karl). Unser lebhafter junger Freund ist auf einmal ganz stumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen gelesen, lieber Firmin! — Der Überraschung danke ich Ihr Geheimnis und werde es nie vergessen, daß Ihre Neigung bei unserm Glücke bescheiden schwieg und nur laut wurde bei unserm Unglück. — Charlotte! (Sie wirft sich schweigend in ihres Vaters Arme.) Gut, wir verstehen uns! Erwarte alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf schwören, Karl Firmin ist der wahre Verfasser des Gedichts.

Mad. Belmont. Wär's möglich?

Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karl). Ich habe nie daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

Mad. Belmont. O der bescheidne junge Mann! Gewiß, er wird unser Kind glücklich machen!

Marbonne. Bilden Sie sich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen — (halb zu den Mitspielenden, halb zu den Zuschauern) Diesmal hat das Verdienst den Sieg behalten. — Nicht immer ist es so. Das Gespinnst der Lüge umstrickt den Besten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter als das geflügelte Talent: der Schein regiert die Welt — und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

Der N e s s e a l s O n k e l

Lustspiel in drei Aufzügen

Aus dem Französischen des Piccard

Personen

Oberst von Dorigny	Champagne, Bedienter des jungen
Frau von Dorigny	Dorigny
Sophie, ihre Tochter	Ein Notar
Franz von Dorigny, ihr Nefse	Zwei Unteroffiziere
Frau von Mirville, ihre Nichte	Ein Postillon
Vormeuil, Sophiens Brautigam	Jasmin, Diener in Dorignys Hause
Valcour, Freund des jungen Dorigny	Drei Lakaien

Die Szene ist ein Saal mit einer Thür in Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten sind Kabinettsüren.

Erster Aufzug

Erster Auftritt

Valcour tritt eilfertig herein, und nachdem er sich überall umgesehen, ob niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachlichtern, die vorn auf einem Schreibtisch brennen, und liest ein Billett.

Valcour. „Herr von Valcour wird ersucht, diesen Abend um sechs Uhr sich im Gartensaal des Herrn von Dorigny einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pförtchen hereinkommen, das den ganzen Tag offen ist.“ – Keine Unterschrift! – Hm! Hm! Ein seltsames Abenteuer – Ist's vielleicht eine hübsche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will – das wäre allerliebste. – Aber still! Wer sind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich hereingekommen bin?

Zweiter Auftritt

Franz von Dorigny und Champagne, beide in Mantel eingewickelt.

Balcour.

Dorigny (seinen Mantel an Champagne gebend). Ei guten Abend, lieber Balcour.

Balcour. Was? bist du's, Dorigny? Wie kommst du hieher? Und wozu diese sonderbare Ausstaffierung — diese Perücke und diese Uniform, die nicht von deinem Regiment ist?

Dorigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Oberstleutnant geschlagen, er ist schwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, so habe ich's fürs sicherste gehalten, das Kostüm meines Onkels anzunehmen. Wir sind so ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Gestalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechseln ähnlich und führen überdies noch einerlei Namen. Der einzige Unterschied ist, daß der Oberst eine Perücke trägt und ich meine eigene Haare — Jetzt aber, seitdem ich mir seine Perücke und die Uniform seines Regiments zulegte, erstaune ich selbst über die große Ähnlichkeit mit ihm. In diesem Augenblick komme ich an und bin erfreut, dich so pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

Balcour. Bei dem Rendezvous? Wie? Hat sie dir auch was davon vertraut?

Dorigny. Sie? Welche Sie?

Balcour. Nun, die hübsche Dame, die mich in einem Billett hieher beschieden! Du bist mein Freund, Dorigny, und ich habe nichts Geheimen vor dir.

Dorigny. Die allerliebste Dame!

Balcour. Worüber lachst du?

Dorigny. Ich bin die schöne Dame, Balcour.

Balcour. Du?

Dorigny. Das Billett ist von mir.

Balcour. Ein schönes Quidproquo, zum Teufel — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können sich bei solchen Billetts auf etwas ganz anders Rechnung machen — Aber da es so steht! Gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorigny. Also ich bin dein gehorsamer Diener.

Dorsigny. Warte doch! Warum eilst du so hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu sprechen, ehe ich mich vor jemand anderem sehen ließ. Ich brauche deines Beistands, wir müssen Abrede miteinander nehmen.

Walcour. Gut — Du kannst auf mich zählen; aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geschäfte —

Dorsigny. So? Jetzt, da du mir einen Dienst erzeigen sollst? — Aber zu einem galanten Abenteuer hattest du Zeit übrig.

Walcour. Das nicht, lieber Dorsigny. Aber ich muß fort, man erwartet mich.

Dorsigny. Wo?

Walcour. Beim L'hombre.

Dorsigny. Die große Angelegenheit!

Walcour. Scherz beiseite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schwester deines Oberstleutnants zu sehen — Sie hält was auf mich, ich will dir bei ihr das Wort reden.

Dorsigny. Nun, meinetwegen. Aber tu' mir den Gefallen, meiner Schwester, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wissen zu lassen, daß man sie hier im Gartensaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörst du.

Walcour. Da sei außer Sorgen. Ich habe keine Zeit dazu und will es ihr hinaussagen lassen, ohne sie nur einmal zu sehen. Übrigens behalte ich mir's vor, bei einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich schätze den Bruder zu sehr, um die Schwester nicht zu lieben — wenn sie hübsch ist, versteht sich. (Ab.)

Dritter Auftritt

Dorsigny. Champagne.

Dorsigny. Zum Glück brauche ich seinen Beistand so gar nötig nicht — es ist mir weniger um das Verbergen zu thun, denn vielleicht fällt es niemand ein, mich zu verfolgen, als um meine liebe Cousine Cephie wiederzusehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann sind, gnädiger Herr! — Sie sehen Ihre Geliebte wieder, und ich (seufzt) meine Frau! Wann geht's wieder zurück ins Elsaß — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit voneinander waren.

Dorsigny. Still! da kommt meine Schwester!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! Sind Sie es? Sein Sie von Herzen willkommen.

Dorigny. Nun das ist doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das ist ja recht schön, daß Sie uns so überraschen! Sie schreiben, daß Sie eine lange Reise vorhätten, von der Sie frühestens in einem Monat zurück sein könnten, und vier Tage drauß sind Sie hier.

Dorigny. Geschrieben hätt' ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (Sieht den Ebampagne, der seinen Mantel ablegt.) Wo ist denn aber Herr von Lormeuil?

Dorigny. Wer ist der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegersohn.

Dorigny. Sage mir! Für wen hältst du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorigny. Ist's möglich! Meine Schwester erkennt mich nicht!

Fr. v. Mirville. Schwester? Sie mein Bruder?

Dorigny. Ich dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht sein. Das ist nicht möglich. Mein Bruder ist bei seinem Regiment zu Straßburg, mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und das ist auch seine Uniform nicht — und so groß auch sonst die Ähnlichkeit —

Dorigny. Eine Ehrensache, die aber sonst nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genötigt, meine Garnison in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden, steckte ich mich in diesen Rock und diese Perücke.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich? — O so laß dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Ähnlichkeit ist doch ganz erstaunlich.

Dorigny. Mein Onkel ist also abwesend?

Fr. v. Mirville. Freilich, der Heirat wegen.

Dorigny. Der Heirat? — Welcher Heirat?

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Cousine.

Dorigny. Was hör' ich? Sophie soll heiraten?

Fr. v. Mirville. Ei freilich! Weißt du es denn nicht?

Dorigny. Mein Gott! Mein!

Champagne (näbert sich). Nicht ein Wort wissen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Formeuil, ein alter Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für seinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Formeuil soll ein sehr liebenswürdiger Mann sein, sagt man; wir haben ihn noch nicht gesehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen sie eine weite Reise zusammen machen, um, ich weiß nicht welche, Erbschaft in Besitz zu nehmen. In einem Monat denken sie zurück zu sein, und wenn du alsdann noch da bist, so kannst du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorsigny. Ach liebe Schwester! — Redlicher Champagne! Ratet, helft mir; wenn ihr mir nicht beisteht, so ist es aus mit mir, so bin ich verloren.

Fr. v. Mirville. Was hast du denn, Bruder! Was ist dir?

Champagne. Mein Herr ist verliebt in seine Cousine.

Fr. v. Mirville. Ah, ist es das?

Dorsigny. Diese unglückselige Heirat darf nun und nimmermehr zustand kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird schwerhalten, sie rückgängig zu machen. Beide Väter sind einig, das Wort ist gegeben, die Artikel sind aufgesetzt, und man erwartet bloß noch den Bräutigam, sie zu unterzeichnen und abzuschließen.

Champagne. Geduld! — Hören Sie! — (Tritt zwischen beide.) Ich habe einen sublimen Einfall!

Dorsigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzustellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein schönes Mittel, um die Nichte zu heiraten!

Champagne. Nur gemacht! Lassen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie spielen also Ihren Onkel! Sie sind nun Herr hier im Hause, und Ihr erstes Geschäft ist, die bewusste Heirat wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Formeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er gestorben ist — Unterdeß erhält Frau von Dorsigny einen Brief von Ihnen, als dem Messen, worinnen Sie um die Cousine anhalten — Das ist mein Amt! Ich bin der Kurier, der den Brief von Straßburg bringt! — Frau von Dorsigny ist verliebt in ihren Messen, sie nimmt diesen Vorschlag mit der besten Art von der Welt auf, sie teilt ihn Ihnen, als Ihrem Eheherrn, mit, und Sie lassen sich's, wie billig, gefallen. Nun stellen Sie sich, als wenn Sie aufs

eiligste verreisen müßten; Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, diese Sache zu Ende zu bringen. Sie reisen ab, und den andern Tag erscheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben spornstreichs von Ihrer Garnison herkämen. Die Heirat geht vor sich, der Onkel kommt stattdich angezogen mit seinem Bräutigam, der den Platz glücklich besetzt findet und nichts Besseres zu tun hat, als umzukehren und sich entweder zu Toulon oder in Ostindien eine Frau zu holen.

Dorsigny. Glaubst du, mein Onkel werde das so geduldig —

Champagne. O er wird aufbrausen, das versteht sich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! er liebt seine Tochter! Sie geben ihm die besten Worte, versprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle so ähnlich sehen sollen wie Sie selbst. Er lacht, er besänftigt sich, und alles ist vergessen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, ist es das Tolle dieses Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

Champagne. O er ist himmlisch, der Einfall!

Dorsigny. Lustig genug ist er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel ansehen! —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorsigny. Ja, im ersten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müssen ihr keine Zeit lassen, aus der Täuschung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, so brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es ist jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zuflatten, diese Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterschied bemerklich zu machen. Den Tag brauchst du gar nicht zu erwarten -- du erklärst zugleich, daß du noch in der Nacht wieder fortreisen müßest, und morgen erscheinst du in deiner wahren Person. Geschwind ans Werk. Wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unsre Tante, den dein Champagne als Kurier überbringen soll und worin du um Sophien anhältst.

Dorsigny (an den Schreibtisch gehend). Schwester! Schwester! du machst mit mir, was du willst.

Champagne (sich die Hände reibend). Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich schon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle spielen, anstatt jetzt bloß den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ei nun, das ist ganz natürlich. Mein Herr gilt für sei-

nen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorstellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdamnte Heirat –

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Cousine hat Ursache, sich darüber zu betrüben!

Dorigny (siegelt den Brief und gibt ihn an Champagne). Hier ist der Brief. Nicht' es nun ein, wie du willst; dir überlass' ich mich.

Champagne. Sie sollen mit mir zufrieden sein – In wenig Augenblicken werde ich damit als Kurier von Straßburg ankommen, gespornt und gestiefelt, triefend von Schweiß. – Sie, gnädiger Herr, halten sich wacker. – Mut, Dreistigkeit, Unverschämtheit, wenn's nötig ist. – Den Onkel gespielt, die Tante angeführt, die Nichte geheiratet, und wenn alles vorbei ist, den Beutel gezogen und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen diesen Herrlichkeiten verholfen hat. (Ab.)

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel ansehen. Tu, als wenn du notwendig mit ihr zu reden hättest, und schick' mich weg.

Dorigny. Aber was werd' ich ihr denn sagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann seiner Frau nur Artiges sagen kann.

Fünfter Auftritt

Frau von Mirville. Frau von Dorigny. Franz von Dorigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geschwind! der Onkel ist angekommen.

Fr. v. Dorigny. Wie? Was? Mein Mann! – Ja wahrhaftig, da ist er! – Herzlich willkommen, lieber Dorigny – So bald erwartete ich Sie nicht – Nun! Sie haben doch eine glückliche Reise gehabt – Aber wieso allein? Wo sind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutsche nicht – Nun wahrhaftig – ich besinne mich kaum – ich zittere für Überraschung und Freude –

Fr. v. Mirville (beimlich zu ihrem Bruder). Nun so rede doch! Antworte frisch weg!

Dorigny. Weil ich nur auf einen kurzen Besuch hier bin, so komm' ich allein und in einer Mietkutsche – – Was aber die Reise betrifft, liebe Frau – die Reise – Ach! die ist nicht die glücklichste gewesen.

Fr. v. Dorigny. Sie erschrecken mich! Es ist Ihnen doch kein Unglück zugestoßen?

Dorigny. Nicht eben mir! Mir nicht! — Aber diese Heirat — (zu Frau von Mirville) Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht stören, mein Onkel. (Ab.)

Sechster Auftritt

Frau von Dorigny. Franz von Dorigny.

Fr. v. Dorigny. Nun, lieber Mann! diese Heirat —

Dorigny. Aus dieser Heirat wird — nichts.

Fr. v. Dorigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorigny. Freilich wohl! Aber der Sohn kann unsere Tochter nicht heiraten.

Fr. v. Dorigny. So? Und warum denn nicht?

Dorigny (mit starkem Ton). Weil -- weil er — tot ist.

Fr. v. Dorigny. Mein Gott! Welcher Zufall!

Dorigny. Es ist ein rechter Jammer. Dieser junge Mann war, was die meisten jungen Leute sind, so ein kleiner Wüßling. Einen Abend bei einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübschen Mädchen — den Hof zu machen; ein Nebenbuhler mischte sich drein und erlaubte sich beleidigende Scherze. Der junge Vermeuil, lebhaft, aufbrausend, wie man es mit zwanzig Jahren ist, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Käufer von Profession geraten, der sich nie schlägt, ohne seinen Mann — zu töten. Und diese böse Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geschicklichkeit seines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drei tödlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorigny. Barmherziger Himmel! Was muß der Vater dabei gelitten haben!

Dorigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorigny. Wie? Die Mutter? die ist ja im letzten Winter gestorben, soviel ich weiß.

Dorigny. Diesen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Vermeuil! Den Winter stirbt ihm seine Frau, und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es ist mir auch schwer angekommen, ihn in seinem Schmerz zu verlassen! Aber der Dienst ist jetzt so scharf! Auf den Zwanzigsten müssen alle Offiziere — beim Regiment sein! Heut ist der Neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung

nach Paris getan und muß schon heute abend wieder — nach meiner Garnison zurückreisen.

Fr. v. Dorfgn. Wie? So bald?

Dorfgn. Das ist einmal der Dienst! Was ist zu machen? Jetzt auf unsere Tochter zu kommen —

Fr. v. Dorfgn. Das liebe Kind ist sehr niedergeschlagen und schwermütig, seitdem Sie weg waren.

Dorfgn. Wissen Sie, was ich denke? Diese Partie, die wir ihr ausgesucht, war — nicht nach ihrem Geschmack.

Fr. v. Dorfgn. So? Wissen Sie?

Dorfgn. Ich weiß nichts — Aber sie ist fünfzehn Jahre alt — Kann sie nicht für sich selbst schon gewählt haben, eh' wir es für sie taten?

Fr. v. Dorfgn. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorfgn. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorfgn. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (beim Anblick Dorfgn's stehend). Ah! mein Vater —

Fr. v. Dorfgn. Nun, was ist dir? Fürchtest du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorfgn (nachdem er sie umarmt, vor sich). Sie haben's doch gar gut, diese Väter! Alles umarmt sie!

Fr. v. Dorfgn. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirat getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorfgn. Herr von Vermenil ist tot.

Sophie. Mein Gott!

Dorfgn (hat sie mit den Augen fixiert). Ja nun — Was sagst du dazu, meine Sophie!

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage diesen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück ansehen, daß — daß sich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorfgn. Aber, liebes Kind! Wenn du gegen diese Heirat — etwas einzuwenden hattest, warum sagtest du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit —

Dorfsigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

Fr. v. Dorfsigny. Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut, er wird dir gewiß das Beste raten.

Dorfsigny. Du hastest also diesen Lormeuil zum voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorfsigny. Und du möchtest keinen heiraten, als den du wirklich liebst?

Sophie. Das ist wohl natürlich.

Dorfsigny. Du liebst also — einen andern?

Sophie. Das habe ich nicht gesagt.

Dorfsigny. Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich alles wissen.

Fr. v. Dorfsigny. Fasse Mut, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater ist, mit dem du redest.

Dorfsigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem besten, deinem zärtlichsten Freunde sprächstest — und der, den du liebst, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Wehüte der Himmel! Nein!

Dorfsigny. Ist's noch ein junger Mensch?

Sophie. Ein sehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt wert ist, weil jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unsern Namen führt — Ach! Sie müssen ihn erraten.

Dorfsigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorfsigny. Aber ich errat' ihn! Ich wette, es ist ihr Vetter, Franz Dorfsigny.

Dorfsigny. Nun, Sophie? Du antwortest nichts?

Sophie. Willigen Sie meine Wahl?

Dorfsigny (seine Freude unterdrückend, vor sich). Wir müssen den Vater spielen — Aber mein Kind — das müssen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter ist der beste, verständigste —

Dorfsigny. Der? Ein Schwindelkopf ist er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, daß er weg ist, nicht zweimal an seinen Onkel geschrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er desto fleißiger geschrieben, mein Vater.

Dorsigny. So? hat er das? Und du hast ihm wohl – frisch weg geantwortet? Hast du? Nicht?

Sophie. Nein, ob ich gleich große Lust dazu hatte. – Nun, Sie versprochen mir ja diesen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen sein wollen – Liebe Mutter, reden Sie doch für mich.

Fr. v. Dorsigny. Nun, nun, gib nach, lieber Dorsigny – Es ist da weiter nichts zu machen – und gesteh nur, sie hätte nicht besser wählen können.

Dorsigny. Es ist wahr, es läßt sich manches dafür sagen – Das Vermögen ist von beiden Seiten gleich, und gesetzt, der Vetter hätte auch ein bißchen leichtsinnig gewirtschaftet, so weiß man ja, die Heirat bringt einen jungen Menschen – schon in Ordnung – Wenn sie ihn nun überdies lieb hat –

Sophie. O recht sehr, lieber Vater – Erst in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Vormeuil zum Gemahl vorschlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut sei – so was man gut sein nennt – Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre –

Dorsigny (feurig). Und warum sollte er das nicht, meine teuerste – (sich besinnend) meine gute Tochter! – Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf also jetzt an den Vetter schreiben?

Dorsigny. Was du willst – (vor sich) Wie hübsch spielt sich's den Vater, wenn man so allerliebste Geständnisse zu hören bekommt.

Achter Auftritt

Vorige. Frau von Mirville. Champagne als Postillon,
mit der Peitsche klatschend.

Champagne. He, holla!

Fr. v. Mirville. Plag! da kommt ein Kurier.

Fr. v. Dorsigny. Es ist Champagne.

Sophie. Meines Veters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr – gnädige Frau! Reißn Sie mich aus meiner Unruhe – das Fräulein ist doch nicht schon Frau von Vormeuil?

Fr. v. Dorsigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht! dem Himmel sei Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie! dem Vetter ist doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorigny. Mein Nefse ist doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machst mir Angst, was ist meinem Bruder?

Champagne. Beruhigen Sie sich, gnädige Frau. Mein Herr befindet sich ganz wohl, aber wir sind in einer grausamen Lage – Wenn Sie wüßten – doch Sie werden alles erfahren. Mein Herr hat sich zusammengenommen, der gnädigen Frau, die er seine gute Tante nennt, sein Herz auszuschnitten; Ihnen verdankt er alles, was er ist; zu Ihnen hat er das größte Vertrauen – Hier schreibt er Ihnen – lesen Sie und beklagen ihn.

Dorigny. Mein Gott, was ist das?

Fr. v. Dorigny (liest). „Beste Tante! Ich erfahre soeben, daß Sie im Begriff sind, meine Cousine zu verheiraten. Es ist nicht mehr Zeit, zurückzuhalten: ich liebe Sophien. – Ich flehe Sie an, beste Tante, wenn sie nicht eine heftige Neigung zu ihrem bestimmten Bräutigam hat, so schenken Sie sie mir: ich liebe sie so innig, daß ich gewiß noch ihre Liebe gewinne. Ich folge dem Champagne auf dem Fuße nach; er wird Ihnen diesen Brief überbringen, Ihnen erzählen, was ich seit jener schrecklichen Nachricht ausgestanden habe.“

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorigny!

Champagne. Mein, es läßt sich gar nicht beschreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, sagte ich zu ihm, vielleicht ist noch nicht alles verloren – Geh, Schurke, sagte er zu mir, ich schneide dir die Kehle ab, wenn du zu spät kommst – Er kann zuweilen derb sein, Ihr lieber Nefse.

Dorigny. Unverschämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böse, als wenn ich von Ihnen spräche; was ich sage, geschieht aus lauter Freundschaft für ihn, damit Sie ihn bessern, weil Sie sein Onkel sind.

Fr. v. Mirville. Der gute redliche Diener! Er will nichts, als das Beste seines Herrn!

Fr. v. Dorigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus, du wirst es nötig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (Ab.)

Neunter Auftritt

Vorige ohne Champagne.

Dorfigny. Nun, Sophie? Was sagst du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater.

Fr. v. Dorfigny. Es ist da weiter nichts zu tun; wir müssen sie ihm ohne Zeitverlust zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter ist ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorfigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorfigny. Nun -- wenn es denn nicht anders ist -- und wenn Sie so meinen, meine Liebe -- so sei's! Ich bin's zufrieden und will mich so einrichten, daß der Lärm der Hochzeit -- vorbei ist, wenn ich zurückkomme -- Heda! Bediente!

Zehnter Auftritt

Zwei Bediente treten ein und warten im Hintergrunde. Vorige.

Fr. v. Dorfigny. Noch eins! Ihr Pächter hat mir während Ihrer Abwesenheit zweitausend Taler in Wechseln ausbezahlt -- ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben -- Es ist Ihnen doch recht?

Dorfigny. Mir ist alles recht, was Sie tun, meine Liebe! (Während sie die Wechsel aus einer Schreibtisch hervorbelt, zu Frau von Mirville.) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, sonst machst du dich verdächtig.

Dorfigny (heimlich zu ihr). In Gottes Namen! ich will meine Schulden damit bezahlen! (Laut, indem er die Wechsel der Frau von Dorfigny in Empfang nimmt.) Das Geld erinnert mich, daß ein vermünschter Schelm von Wucherer mich schon seit lange um hundert Pistolen plagt, die -- mein Nefse von ihm geborgt hat -- Wie ist's? Soll ich den Posten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ei das versteht sich! Sie werden doch meine Base keinem Bruder Lüderlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden steckt?

Fr. v. Dorfigny. Meine Nichte hat recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeschenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zu Hochzeitgeschenken!

Ein dritter Bedienter (kommt). Die Modehändlerin der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bei ihr bestellen. (Ab.)

Erster Auftritt

Vorige ohne Frau von Mirville.

Dorsigny (zu den Bedienten). Kommt her! — (zur Frau von Dorsigny) Man wird nach dem Herrn Gaspar, unserm Notar, schicken müssen —

Fr. v. Dorsigny. Lassen Sie ihn lieber gleich zum Nachtessen einladen; dann können wir alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorsigny. Das ist wahr! (zu einem von den Bedienten) Du, geh zum Juwelier und laß ihn das Neueste herbringen, was er hat — (zu einem andern) Du gehst zum Herrn Gaspar, unserm Notar, ich laß ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu essen — dann bestellest du vier Postpferde; Punkt eils Uhr müssen sie vor dem Hause sein, denn ich muß in der Nacht noch fort — (zu einem dritten) Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzigen Auftrag — du hast Kopf, dir kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen so zu sagen.

Dorsigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäkler, der sonst meine Geschäfte machte — der meinem Nefsen immer mein eigenes Geld bergte.

Jasmin. Ei jawohl! Warum sollt' ich ihn nicht kennen! ich war ja immer der Postillion des gnädigen Herrn Ihres Nefsen.

Dorsigny. Geh zu ihm, bring' ihm diese hundert Pistolen, die mein Nefse ihm schuldig ist und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, dir einen Empfangschein geben zu lassen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein solcher Esel sein! (Die Bedienten gehen ab.)

Fr. v. Dorsigny. Wie er sich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeschenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorsigny. Das glaub' ich! Es tut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon sein kann.

Zwölfter Auftritt

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder). Mach', daß du fortkommst, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz so aussieht wie der Herr von Vormeuil.

Dorigny (in ein Kabinett fliehend). Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorigny. Nun, warum eilen Sie denn so schnell fort, Dorigny?

Dorigny. Ich muß — Ich habe — Gleich werd' ich wieder da sein.

Fr. v. Mirville (preßiert). Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die schönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorigny. Du tust recht, mich zu Rat zu ziehen — Ich verstehe mich darauf. Ich will dir aussuchen helfen.

Dreizehnter Auftritt

Oberst Dorigny. Vormeuil. Frau von Dorigny. Sophie.

Frau von Mirville.

Oberst. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber desto besser! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier diesen Herrn —

Fr. v. Dorigny. Bitte tausendmal um Vergebung, meine Herrn — Die Pughändlerin wartet auf uns, wir sind gleich wieder da — Komm, meine Tochter. (Ab.)

Oberst. Nun! Nun! Diese Pughändlerin könnte wohl auch einen Augenblick warten, dünkt' ich.

Sophie. Ebendarum! weil sie nicht warten kann — Entschuldigen Sie, meine Herren. (Ab.)

Oberst. Das mag sein — aber ich sollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wissen wir wohl, fragen nach Pughändlerinnen nichts, aber für uns sind das sehr wichtige Personen. (Geht ab, sich tief gegen Vormeuil verneigend.)

Oberst. Zum Teufel, das seh' ich, da man uns ihrentwegen stehen läßt.

Vierzehnter Auftritt

Oberst Dorigny. Vormeuil.

Oberst. Ein schöner Empfang! das muß ich sagen.

Vormeuil. Ist das so der Brauch bei den Pariser Damen, daß sie den Pughändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberst. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll. Ich schrieb, daß ich erst in sechs Wochen zurück sein könnte; ich bin unversehens da, und man ist nicht im geringsten mehr darüber erstaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Formeuil. Wer sind die beiden jungen Damen, die mich so höflich grüßten?

Oberst. Die eine ist meine Nichte und die andere meine Tochter, Ihre bestimmte Braut.

Formeuil. Sie sind beide sehr hübsch.

Oberst. Der Henker auch! Die Frauen sind alle hübsch in meiner Familie. Aber es ist nicht genug an dem Hübschsein — man muß sich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt

Vorige. Die drei Bedienten, die nach und nach hereinkommen.

Zweiter Bedienter (zur Linken des Obersten). Der Notar läßt sehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht speisen kann — er wird sich aber nach Tische einfinden.

Oberst. Was schwächt der da für närrisches Zeug?

Zweiter Bedienter. Die Postpferde werden Schlag eils Uhr vor dem Hause sein. (Ab.)

Oberst. Die Postpferde, jetzt, da ich eben ankomme!

Erster Bedienter (zu seiner rechten Seite). Der Juwelier, Euer Gnaden, hat Bankerott gemacht und ist diese Nacht auf und davon gegangen. (Ab.)

Oberst. Was geht das mich an? Er war mir nichts schuldig.

Jasmin (an seiner linken Seite). Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier schickt er Ihnen die Quittung.

Oberst. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Verlieben Sie, sie zu lesen.

Oberst (liest). „Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberst von Dorigny zweitausend Livres, welche ich seinem Herrn Nessen vorgeschossen, richtig erhalten zu haben.“

Jasmin. Euer Gnaden sehen, daß die Quittung richtig ist. (Ab.)

Oberst. O vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann, mein Ver-

stand steht still -- Der ärgste Gauner in ganz Paris ist krank und schickt mir die Quittung über das, was mein Nefse ihm schuldig ist.

Lormeuil. Vielleicht schlägt ihn das Gewissen.

Oberst. Kommen Sie! Kommen Sie, Lormeuil! Suchen wir herauszubringen, was uns diesen angenehmen Empfang verschafft -- und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Postpferde, Geldmäkler und Pukmacherinnen. (Beide ab.)

Zweiter Aufzug

Erster Auftritt

Frau von Mirville. Franz von Dorigny kommt aus einem Zimmer linker Hand und sieht sich sorgfältig um.

Fr. v. Mirville (von der entgegengesetzten Seite). Wie unbesonnen! Der Onkel wird den Augenblick da sein.

Dorigny. Aber sage mir doch, was mit mir werden soll? Ist alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vorgeblicher Mann nur ihr Nefse war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts ist entdeckt! Die Tante ist noch mit der Modehändlerin eingeschlossen, der Onkel flucht auf seine Frau -- Herr von Lormeuil ist ganz verblüfft über die sonderbare Aufnahme, und ich will suchen, die Entwicklung, die nicht mehr lange anstehen kann, so lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vorteil zu stimmen, oder, wenn's nicht anders ist, den Lormeuil in mich verliebt zu machen -- denn eh' ich zugebe, daß er die Cousine heiratet, nehm' ich ihn lieber selbst.

Zweiter Auftritt

Vorige. Walcour.

Walcour (kommt schnell). Ah schön! schön! daß ich dich hier finde, Dorigny! Ich habe dir tausend Sachen zu sagen und bin in der größten Eile.

Dorigny. Hol' ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Walcour. Die gnädige Frau darf doch --

Dorigny. Vor meiner Schwester hab' ich kein Geheimnis.

Walcour (zur Frau von Mirville sich wendend). Wie freue ich mich,

meine Gnädige, Ihre Bekanntschaft gerade in diesem Augenblicke zu machen, wo ich so glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Dorsigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (Flieht in das Kabinett, wo er herausgekommen.)

Walcour (ohne Dorsignys Flucht zu bemerken, fährt fort). Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich sein zu können, so betrachten Sie mich als Ihren ergebensten Diener. (Er bemerkt nicht, daß indes der Oberst Dorsigny hereingekommen und sich an den Platz des andern gestellt hat.)

Dritter Auftritt

Vorige. Oberst Dorsigny. Yormeuil.

Oberst. Ja – diese Weiber sind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer!

Walcour (kehrt sich um und glaubt mit dem jungen Dorsigny zu reden). Ich wollte dir also sagen, lieber Dorsigny, daß dein Oberstleutnant nicht tot ist.

Oberst. Mein Oberstleutnant?

Walcour. Mit dem du die Schlägerei gehabt hast. Er hat an meinen Freund Liancour schreiben lassen; er läßt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren und bekennt, daß er der Angreifer gewesen sei. Die Familie hat zwar schon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen, aber wir wollen alles anwenden, die Sache beizeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir diese gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Gesellschaft.

Oberst. Sehr obligiert – aber –

Walcour. Du kannst also ganz ruhig schlafen. Ich wache für dich. (Ab.)

Vierter Auftritt

Frau von Mirville. Oberst Dorsigny. Yormeuil.

Oberst. Sage mir doch, was der Mensch will?

Fr. v. Mirville. Der Mensch ist verrückt, das sehn Sie ja.

Oberst. Das scheint mir also eine Epidemie zu sein, die alle Welt ergriffen hat, seitdem ich weg bin; denn das ist der erste Narr nicht, dem ich seit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müssen den trocknen Empfang meiner Tante

nicht so hoch aufnehmen. Wenn von Pussachen die Rede ist, da darf man ihr mit nichts anderm kommen.

Oberst. Nun, Gott sei Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magst du denn die erste sein, die ich mit dem Herrn von Vormeuil bekannt mache.

Vormeuil. Ich bin sehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf -- Aber diese Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige --

Oberst. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Naserei auch dich angesteckt, armer Freund! Dein Kompliment ist ganz artig, aber bei meiner Tochter, und nicht bei meiner Nichte hättest du das anbringen sollen.

Vormeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau. Sie sagen der Beschreibung so vollkommen zu, die mir Herr von Dorfigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrtum verzeiblich ist.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Cousine, Herr von Vormeuil! Betrachten Sie sie recht und überzeugen Sie sich mit Ihren eigenen Augen, daß sie alle die schönen Sachen verdient, die Sie mir zugebacht haben.

Fünfter Auftritt

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tausendmal um Verzeihung, bester Vater, daß ich Sie verhin so habe stehen lassen; die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberst. Nun, wenn man nur seinen Fehler einsieht und sich entschuldigt --

Sophie. Ach, mein Vater! Wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in diese Heirat willigen.

Oberst. So, so! Gefällt sie dir, diese Heirat?

Sophie. O gar sehr!

Oberst (leise zu Vormeuil). Du siehst, wie sie dich schon liebt, ohne dich zu kennen! das kommt von der schönen Beschreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiste.

Vormeuil. Ich bin Ihnen sehr verbunden.

Oberst. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit sein, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umsehe; denn endlich werden

mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiste du indes diesem Herrn Gesellschaft. Er ist mein Freund, und mich soll's freuen, wenn er bald auch der deinige wird. — Verstehst du? (zu Lormeuil) Jetzt frisch daran — Das ist der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, so ist sie morgen deine Frau — (zu Frau von Mirville) Kommt, Nichte! Sie mögen es miteinander allein ausmachen. (Ab.)

Sechster Auftritt

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden also auch bei der Hochzeit sein?

Lormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie scheint Ihnen nicht zu missfallen, diese Heirat?

Sophie. Sie hat den Beifall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter veranstalten, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

Sophie. Was diese Heirat betrifft — die ist auch ein wenig meine Anstalt.

Lormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Rat zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum Gemahl bestimmt ist?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Lormeuil. Wie? Und kennen ihn nicht einmal!

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — Mein!

Lormeuil. Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich sehe, daß Sie noch nicht wissen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das geringste weiß ich.

Sophie. Er ist tot.

Lormeuil. Wer ist tot?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Vermeuil. Wer hat Ihnen gesagt, daß er tot sei?

Sophie. Mein Vater!

Vormeuil. Nicht doch, Fräulein! das kann ja nicht sein, das ist nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubnis, es ist! Mein Vater, der von London kommt, muß es doch besser wissen als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Ballo Handel, er schlug sich und erhielt drei Degenstiche durch den Leib.

Vormeuil. Das ist gefährlich.

Sophie. Jawohl, er ist auch daran gestorben.

Vormeuil. Es beliebt Ihnen, mit mir zu scherzen, gnädiges Fräulein. Niemand kann Ihnen vom Herrn von Vormeuil besser Auskunft geben als ich.

Sophie. Als Sie! das wäre doch lustig.

Vormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! denn, um es auf einmal herauszusagen — ich selbst bin dieser Vormeuil, und ich bin nicht tot, soviel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Vormeuil?

Vormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn sonst?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Vormeuil. Sie halten also immer noch Hochzeit, ob ich gleich tot bin?

Sophie. Ja freilich!

Vormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Cousin Derfigny.

Vormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mitzusprechen haben.

Sophie. Das hat er, das versteht sich! Er hat ja seine Einwilligung gegeben.

Vormeuil. Wann hält' er sie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Vormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater ist vor Ihnen hier gewesen.

Vormeuil (an den Kopf greifend). Mir schwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — jedes Wort, das Sie sagen, setzt mich in Erstaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimnis stecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — Sollten Sie wirklich im Ernst gesprochen haben?

Formeuil. Im vollen höchsten Ernst, mein Fräulein.

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Formeuil — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbesonnenheit —

Formeuil. Lassen Sie sich's nicht leid sein, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter ist ein Umstand, den man lieber vor als nach der Heirat erfährt —

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Formeuil. Ich will den Herrn von Dorfsigny auffuchen — vielleicht löst er mir das Rätsel. — Wie es sich aber auch immer lösen mag, Fräulein, so sollen Sie mit mir zufrieden sein, hoff' ich. (Ab.)

Sophie. Er scheint ein sehr artiger Mensch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heiraten, so soll es mich recht sehr freuen, daß er nicht erstochen ist.

Siebenter Auftritt

Sophie. Oberst. Frau von Dorfsigny.

Fr. v. Dorfsigny. Laß uns allein, Sophie. (Sophie geht ab.) Wie, Dorfsigny? Sie können mir ins Angesicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir gesprochen haben? Nun wahrhaftig! Welcher andere als Sie, als der Herr dieses Hauses, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das tun können, was Sie taten?

Oberst. Was Teufel hätte ich denn getan?

Fr. v. Dorfsigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wissen nicht mehr, daß Sie erst vor kurzem mit unsrer Tochter gesprochen, daß Sie ihre Neigung zu unserm Nefsen entdeckt haben und daß wir eins geworden sind, sie ihm zur Frau zugeben, sobald er wird angekommen sein?

Oberst. Ich weiß nicht — Madame, ob das alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft ist, oder ob wirklich ein anderer in meiner Abwesenheit meinen Platz eingenommen hat. Ist das letztere, so war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieser Jemand schlägt meinen Schwieger- sohn tot, verheiratet meine Tochter und sticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter lassen sich's beide ganz vortrefflich gefallen.

Fr. v. Dorfsigny. Welche Verstockung! — In Wahrheit, Herr von Dorfsigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberst. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie beide würde beisammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer ein Herz und eine Seele! Das ist erbaulich! Das ist doch ein Beispiel! Die Tante ist gefällig wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberst. Wahr gesprochen, Nichte! — Man muß Hiobs Geduld haben, wie ich, um sie bei solchem Geschwäg nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorſigny. Die Nichte hat recht, man muß so gefällig sein wie ich, um solche Albernheiten zu ertragen.

Oberst. Nun, Madame! Unſre Nichte hat mich seit meinem Hiersein fast nie verlassen, wollen wir sie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin's vollkommen zufrieden und unterwerfe mich ihrem Ausspruch.

Fr. v. Mirville. Wovon ist die Rede?

Fr. v. Dorſigny. Stelle dir vor, mein Mann untersteht sich, mir ins Gesicht zu behaupten, daß er's nicht gewesen sei, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich?

Oberst. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in diesem Zimmer, mit ihr gesprochen haben soll, in demselben Augenblicke, wo ich mich auf der Zoulener Poststraße schütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das ist ja ganz unbegreiflich, Onkel — hier muß ein Mißverständnis sein — Lassen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberst. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht sehest, wenn's möglich ist, aber es wird schwerhalten.

Fr. v. Mirville (leise zur Frau von Dorſigny). Liebe Tante, das alles ist wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (ebenso). Freilich wohl, er müßte ja rasend sein, solches Zeug im Ernst zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wissen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — Geben Sie's ihm heim! Lassen Sie ihn fühlen, daß Sie sich nicht zum besten haben lassen.

Fr. v. Dorſigny. Du hast recht. Laß mich nur machen.

Oberst. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorigny (spottweise). Ja wohl ist's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau ist, nur durch ihres Mannes Augen zu sehen, so erkenn' ich meinen Irrtum und will mir alles einbilden, was Sie wollen.

Oberst. Mit dem spöttischen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorigny. Ohne Groll, Herr von Dorigny! Sie haben auf meine Unkosten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und so heben wir gegeneinander auf. — Ich habe jetzt einige Besuche zu geben. Wenn ich zurückkomme und Ihnen der spaßhafte Humor vergangen ist, so können wir ernsthaft miteinander reden. (Ab.)

Oberst (zur Frau von Mirville.) Verstehst du ein Wort von allem, was sie da sagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen suchen. (Ab.)

Oberst. Zu das, wenn du willst. Ich geb' es rein auf — so ganz toll und närrisch hab' ich sie noch nie gesehen. Der Teufel muß in meiner Abwesenheit meine Gestalt angenommen haben, um mein Haus unterst zu eberst zu kehren, anders begreif' ich's nicht —

Neunter Auftritt

Oberst Dorigny. Champagne, ein wenig betrunken.

Champagne. Nun, das muß wahr sein! — hier lebt sich's wie im Wirtshaus — Aber wo Teufel stecken sie denn alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr gesehen, seitdem ich als Kurier den Lärm angerichtet habe — Doch sieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unsere Sachen stehen. (Macht gegen den Oberst Zeichen des Verständnisses und lacht selbstgefällig.)

Oberst. Was Teufel! Ist das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hicher, und was will der Esel mit seinen einfältigen Grimassen?

Champagne (wie oben). Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberst. Ich glaube, der Kerl ist besoffen.

Champagne. Nun, was sagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut gespielt?

Oberst (vor sich). Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken habe ich sie gespielt. Mit meiner Peitsche und den Kurierstiefeln, sah ich nicht einem ganzen Postillion gleich? Wie?

Oberst. Ja! Ja! (Vor sich.) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten soll.

Champagne. Nun, wie steht's drinnen? Wie weit sind Sie jetzt?

Oberst. Wie weit ich bin -- wie's steht -- nun, du kannst dir leicht vorstellen, wie's steht.

Champagne. Die Heirat ist richtig, nicht wahr? -- Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberst. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Person als Liebhaber auf.

Oberst (vor sich). Es ist ein Streich von meinem Nessen.

Champagne. Und heiraten die Witwe des Herrn von Vormeuil -- Witwe! Hahaha! -- die Witwe von meiner Erfindung.

Oberst. Worüber lachst du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Gesichter, die der ehrliche Onkel schneiden wird, wenn er in vier Wochen zurückkommt und Sie mit seiner Tochter verheiratet findet.

Oberst (vor sich). Ich möchte rasend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt und einen andern in seinem Neste findet -- das ist himmlisch!

Oberst. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberst. Dir? Wieso?

Champagne. Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rat gegeben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

Oberst (vor sich). Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde drauf schwören, er sei es selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberst (vor sich). Mein Schelm von Nessen macht einen schönen Gebrauch von meiner Gestalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus -- Ihr

Onkel ist ja so ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nötig gehabt, sich so gar alt zu machen.

Oberst. Meinst du?

Champagne. Doch was tut's! Ist er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurückkäme.

Oberst. Er ist zurückgekommen.

Champagne. Wie? Was?

Oberst. Er ist zurückgekommen, sag' ich.

Champagne. Um Gottes willen, und Sie stehen hier? Sie bleiben ruhig? Tun Sie, was Sie wollen — Helfen Sie sich, wie Sie können -- ich suche das Weite. (Will fort.)

Oberst. Bleib, Schurke, zweifacher Halunke, bleib! Das also sind deine schönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr? Ist das mein Dank?

Oberst. Bleib, Halunke! — Wahrlich, meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) ist die Närrin nicht, für die ich sie hielt — und einen solchen Schelmstreich sollte ich so hingehen lassen — Mein, Gott verdamme mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es ist noch nicht so spät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute nacht heiratet Vermeuil meine Tochter — Ich überrasche meinen Nefsen — er muß mir den Heiratskontrakt seiner Base noch selbst mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke --

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberst. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Pistolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier Bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Nefse begnügte sich nicht, seine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen, er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er soll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Gesell, rechne auf eine tüchtige Bekehrung. — Es tut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. (Ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieser verwünschte Onkel auch gerade jetzt zurückkommen und mir in den Weg laufen,

recht ausdrücklich, um mich plaudern zum machen — Ich Esel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigstens ein Glas zuviel getrunken hätte — Aber so!

Zehnter Auftritt

Champagne. Franz von Dorigny. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt sachte hervor und spricht in die Szene zurück). Das Feld ist rein — du kannst herauskommen — es ist niemand hier als Champagne.

Dorigny (tritt ein).

Champagne (kehrt sich um und fährt zurück, da er ihn erblickt). Mein Gott, da kommt er schon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (Sich Dorigny zu Füßen werfend.) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unschuldig — der es freilich verdient hätte —

Dorigny. Was soll denn das vorstellen? Steh auf, ich will dir ja nichts zuleide tun.

Champagne. Sie wollen mir nichts tun, gnädiger Herr —

Dorigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegenteil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle so gut gespielt hast.

Champagne (erkennt ihn). Wie, Herr, sind Sie's?

Dorigny. Freilich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wissen Sie, daß Ihr Onkel hier ist?

Dorigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab' ihn gesehen, gnädiger Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm alles gesagt, er weiß alles.

Fr. v. Mirville. Unsinniger! was hast du getan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie sehen, daß ich eben jetzt den Nefsen für den Onkel genommen — Ist's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Nefsen nahm?

Dorigny. Was ist zu machen?

Fr. v. Mirville. Da ist jetzt kein anderer Rat, als auf der Stelle das Haus zu verlassen.

Dorigny. Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Lormeuil zu heiraten —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort ge-

schwind, da der Weg noch frei ist. (Sie führt ihn bis an die hintere Türe; eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derselben herein, ihm entgegen, der ihn zurückhält und wieder vorwärts führt.)

Elfter Auftritt

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorigny). Es ist der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied.

Lormeuil (zur Frau von Mirville). Sie verlassen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin so gleich wieder hier. (Geht ab. Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt

Lormeuil. Franz von Dorigny.

Lormeuil. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter verhin allein gelassen haben?

Dorigny. Ich erinnere mich's.

Lormeuil. Sie ist sehr liebenswürdig, ihr Besitz würde mich zum glücklichsten Manne machen.

Dorigny. Ich glaub' es.

Lormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzutun.

Dorigny. Wie ist das?

Lormeuil. Sie ist das liebenswürdigste Kind von der Welt, das ist gewiß! Aber Sie haben mir so oft von Ihrem Nefsen Franz Dorigny gesprochen — Er liebt Ihre Tochter!

Dorigny. Ist das wahr?

Lormeuil. Wie ich Ihnen sage, und er wird wiedergeliebt!

Dorigny. Wer hat Ihnen das gesagt?

Lormeuil. Ihre Tochter selbst.

Dorigny. Was ist aber da zu tun? — Was raten Sie mir, Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Ein guter Vater zu sein.

Dorigny. Wie?

Formeuil. Sie haben mir hundertmal gesagt, daß Sie Ihren Nefsen wie einen Sohn liebten — Nun denn! So geben Sie ihm Ihre Tochter, machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorsigny. Aber was soll denn aus Ihnen werden?

Formeuil. Aus mir — Man will mich nicht haben, das ist freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Nefse mir zuvergekommen ist.

Dorsigny. Wie? Sie wären fähig, zu entsagen?

Formeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorsigny (lebhaft). Ach, Herr von Formeuil! Wieviel Dank bin ich Ihnen schuldig!

Formeuil. Ich verstehe Sie nicht.

Dorsigny. Nein, nein, Sie wissen nicht, welch großen, großen Dienst Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

Formeuil. Was ist das? Wie? — das ist Herr von Dorsigny nicht — Wär's möglich —

Dorsigny. Ich habe mich verraten.

Formeuil. Sie sind Dorsigny der Nefse? Ja, Sie sind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar sollte ich billig auf Sie böse sein wegen der drei Degenstiche, die Sie mir so großmüthig in den Leib geschickt haben —

Dorsigny. Herr von Formeuil!

Formeuil. Zum Glück sind sie nicht tödlich, also mag's gut sein! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorsigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an und bitte um die übrige.

Dorsigny. Herr von Formeuil!

Formeuil. Also zur Sache, Herr von Dorsigny — Sie lieben Ihre Cousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich verspreche Ihnen, allen meinen Einfluß bei dem Obersten anzuwenden, daß sie Ihnen zuteil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrerseits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

Dorsigny. Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben sich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Formeuil. Sie haben eine Schwester, Herr von Dorsigny. Da Sie aber für niemand Augen haben als für Ihre Base, so bemerkten Sie

vielleicht nicht, wie sehr Ihre Schwester liebenswürdig ist — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines jeden! Ich habe sie gesehen, und ich —

Dorfsigny. Sie lieben sie! Sie ist die Ihre! Zählen Sie auf mich — Sie soll Ihnen bald gut sein, wenn sie es nicht schon jetzt ist — dafür steh' ich. Wie sich doch alles so glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behilflich sein will, meine Geliebte zu besitzen, und ich bin imstand, ihn wieder glücklich zu machen.

Formeuil. Das steht zu hoffen, aber so ganz ausgemacht ist es doch nicht — Hier kommt Ihre Schwester! Frisch, Herr von Dorfsigny — Sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen. (Ab.)

Dorfsigny. Das ist ein herrlicher Mensch, dieser Formeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schwester!

Dreizehnter Auftritt

Frau von Mirville. Franz von Dorfsigny.

Fr. v. Mirville. Nun wie steht's, Bruder?

Dorfsigny. Du hast eine Eroberung gemacht, Schwester! der Formeuil ist Knall und Fall sterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geständnis getan, weil er glaubte, mit dem Onkel zu reden! — Ich sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergeben lassen — du hättest das Heiraten auf immer verschworen — Ich habe recht getan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hättest eben nicht gebraucht, ihn auf eine so rauhe Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, daß er bei Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! Machen Sie, daß Sie fortkommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurückkommt —

Dorfsigny. Nun ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Formeuil die Cousine nicht wegnimmt. (Ab mit Frau von Mirville.)

Fünfzehnter Auftritt

Champagne allein.

Champagne. Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit von vorhin nicht gutmachst — Dem Onkel die ganze Karte zu verraten! Aber laß sehen! Was ist da zu machen? — Entweder den Onkel oder den Bräutigam müssen wir uns auf die nächsten zwei Tage vom Halse schaffen, sonst geht's nicht — Aber wie Teufel ist's da anzufangen? — Wart' — Laß sehen — (Nachsinnend.) Mein Herr und dieser Herr von Vormeuil sind zwar als ganz gute Freunde auseinandergegangen, aber es hätte doch Handel zwischen ihnen sehen können! Können, das ist mir genug! Davon laßt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Besorgnis für meinen Herrn — Also gleich zur Polizei! Man nimmt seine Maßregeln, und ist's dann meine Schuld, wenn sie den Onkel für den Nefsen nehmen? — Wer kann für die Ähnlichkeit — Das Wagestück ist groß, groß, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußersten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, so viel er will — Ich verstecke mich hinter den Nefsen, ich verheiß' ihm zu seiner Braut, er muß erkenntlich sein — Frisch, Champagne, ans Werk — hier ist Ehre einzulegen. (Geht ab.)

Dritter Aufzug

Erster Auftritt

Oberst Dorigny kommt. Gleich darauf **Vormeuil**.

Oberst. Muß der Teufel auch diesen Notar gerade heute zu einem Nachtesen führen! Ich hab' ihm ein Billekt dort gelassen, und mein Herr Nefse hatte schon vorher die Mühe auf sich genommen.

Vormeuil (kommt). Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Nefsen.

Oberst. Wohl bin ich's selbst! Sie dürfen nicht zweifeln.

Vormeuil. Ich habe Ihnen viel zu sagen, Herr von Dorigny.

Oberst. Ich glaub' es wohl, guter Junge. Du wirst rasend sein für Zorn — Aber keine Gewaltthatigkeit, lieber Freund, ich bitte darum!

— Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Nefse ist
— Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es mir überlassen wollen, ihn dafür zu strafen.

Formeuil. Aber so erlauben Sie mir —

Oberst. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! — So seid ihr jungen Leute! Ihr wißt keine andere Art, Unrecht gutzumachen, als daß ihr einander die Hälse brecht.

Formeuil. Das ist aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberst. Mein Gott! Ich weiß ja! Bin ich doch auch jung gewesen!
— Aber laß dich das alles nicht anfechten, guter Junge! du wirst doch mein Schwiegersohn. Du wirst's — dabei bleibst's!

Formeuil. Ihre Güte — Ihre Freundschaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, so wie die Sachen stehen —

Oberst (lauter). Nichts! Kein Wort mehr!

Zweiter Auftritt

Champagne mit zwei Unteroffizieren. Vorige.

Champagne (zu diesen). Sehen Sie's, meine Herren? Sehen Sie's? Eben wollten sie aneinandergeraten.

Formeuil. Was suchen diese Leute bei uns?

Erster Unteroffizier. Ihre ganz gehorsamen Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorsigny zu sprechen?

Oberst. Dorsigny heiß' ich.

Champagne. Und dieser hier ist Herr von Formeuil?

Formeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweiter Unteroffizier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Formeuil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erster Unteroffizier (zum Oberst). Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Eskorte zu dienen.

Oberst. Aber wohin will mich der Herr eskortieren?

Erster Unteroffizier. Das will ich Ihnen sagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung stünden, sich mit diesem Herrn zu schlagen, und damit nun —

Oberst. Mich zu schlagen! Und weswegen denn?

Erster Unteroffizier. Weil Sie Nebenbuhler sind — weil Sie beide

das Fräulein von Dorigny lieben. Dieser Herr hier ist der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater bestimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, sind ihr Cousin und ihr Liebhaber — O wir wissen alles!

Formeuil. Sie sind im Irrtum, meine Herrn.

Oberst. Wahrlich, Sie sind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen). Frisch zu! Lassen Sie sich nichts weismachen, meine Herrn. (Zu Herrn von Dorigny.) Lieber gnädiger Herr! Werfen Sie endlich Ihre Maske weg, gestehen Sie, wer Sie sind, geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beste Rolle spielen.

Oberst. Wie, Schurke, das ist wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es so veranstaltet, ich leugn' es gar nicht — ich rühme mich dessen! -- Die Pflicht eines rechtschaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberst. Sie können mir's glauben, meine Herren! der, den Sie suchen, bin ich nicht; ich bin sein Onkel.

Erster Unteroffizier. Sein Onkel! Gehen Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, sagt man, aber uns soll diese Ähnlichkeit nicht betrügen.

Oberst. Aber sehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perücke, und mein Nefse trägt sein eigenes Haar.

Erster Unteroffizier. Ja, ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen -- das Stückerchen war sinnreich; es tut uns leid, daß es nicht besser geglückt ist.

Oberst. Aber mein Herr, so hören Sie doch nur an —

Erster Unteroffizier. Ja, wenn wir jeden anhören wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen -- Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorigny. Die Postchaise hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberst. Wie? Was? Die Postchaise?

Erster Unteroffizier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fußes in den Wagen zu packen und nach Straßburg zurückzubringen.

Oberst. Und das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Zaunichts! Ha, Lotterhube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veranstaltung — Sie wissen, wie sehr ich dawider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verließen.

Oberst (hebt den Stock auf). Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unteroffiziere. Mäßigen Sie sich, Herr von Dorsigny.

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren, ich bitte — das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem unseligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich tot gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

Oberst. Was ist hier zu tun, Formeuil?

Formeuil. Warum berufen Sie sich nicht auf die Personen, die Sie kennen müssen?

Oberst. An wen, zum Teufel! soll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter sind ausgegangen — meine Nichte ist vom Komplott — die ganze Welt ist beher.

Formeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Straßburg zu reisen, wenn diese Leute nicht mit sich reden lassen.

Oberst. Das wäre aber ganz verwünscht —

Erster Unteroffizier (zu Champagne). Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Nefse ist?

Champagne. Freilich! Freilich! Der Onkel ist weit weg — Nur standgehalten! Nicht gewankt!

Dritter Auftritt

Ein Postillion. Vorige.

Postillion (betrunken). He! Holla! Wird's bald, ihr Herrn? Meine Pferde stehen schon eine Stunde vor dem Hause, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberst. Was will der Bursch?

Erster Unteroffizier. Es ist der Postillion, der Sie fahren soll?

Postillion. Sieh doch! Sind sie's, Herr Hauptmann, der abreißt — Sie haben kurze Geschäfte hier gemacht — Heute abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberst. Woher weißt denn du — ?

Postillion. Ei! Ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hintertür dieses Hauses absekte? Sie sehen, mein Kapitän, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir einer was zu vertrinken gibt, so erfüll' ich gewissenhaft und redlich die Absicht.

Oberst. Was sagst du, Kerl? Mich hättest du gefahren? Mich?

Postillion. Sie, Herr! — Ja doch, beim Teufel, und da steht ja Ihr

Bedienter, der den Verrenter machte — Gott grüß' dich, Gaudieb! — Eben der hat mir's ja im Vertrauen gesteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann seien und von Straßburg heimlich nach Paris gingen —

Oberst. Wie, Schurke? Ich wäre das gewesen?

Postillion. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit sich sprach und an einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein englisches Cousinchen! — Wie? haben Sie das schon vergessen?

Champagne (zum Oberst). Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm diese Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poststraße so laut von seiner Gebieterin reden!

Oberst. Es ist beschlossen, ich seh's, ich soll nach Straßburg, um der Sünden meines Nessen willen —

Erster Unteroffizier. Also, mein Herr Hauptmann —

Oberst. Also, mein Herr Geleitsmann, also muß ich freilich mit Ihnen fort, aber ich kann Sie versichern, sehr wider meinen Willen.

Erster Unteroffizier. Das sind wir gewohnt, mein Kapitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberst. Du bist also mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberst. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das versteht sich.

Oberst. Ein Bedienter muß seinem Herrn folgen — du gehst mit mir nach Straßburg.

Champagne (vor sich). Verflucht!

Postillion. Das versteht sich — Marsch!

Champagne. Es tut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wissen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie ist — ich gebe Ihnen eine starke Probe davon in diesem Augenblick — aber Sie wissen auch, wie sehr ich mein Weib liebe. Ich habe sie heute nach einer langen Trennung wiedergesehen! Die arme Frau bezeugte eine so herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beschlossen habe, sie nie wieder zu verlassen und meinen Abschied von Ihnen zu begehren. Sie werden sich erinnern, daß Sie mir noch von drei Monaten Gage schuldig sind.

Oberst. Dreihundert Stockprügel bin ich dir schuldig, Bube!

Erster Unteroffizier. Herr Kapitän, Sie haben kein Recht, diesen ehrlichen Diener wider seinen Willen nach Straßburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückstand schuldig sind —

Oberst. Nichts, keinen Heller bin ich ihm schuldig.

Erster Unteroffizier. So ist das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Formeuil. Ich muß sehen, wie ich ihm heraus helfe – wenn es nicht anders ist – In Gottes Namen, reisen Sie ab, Herr von Dorsigny – Zum Glück bin ich frei, ich habe Freunde, ich eile, sie in Bewegung zu setzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

Oberst. Und ich will den Postillion dafür bezahlen, daß er so langsam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können – (zum Postillion) Hier, Schwager! Vertrink das auf meine Gesundheit – aber du mußt mich fahren –

Postillion (treuherzig). Daß die Pferde dampfen.

Oberst. Nicht doch! Nein, so mein' ich's nicht –

Postillion. Ich will Sie fahren wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davonführte.

Oberst. Hol' der Teufel dich selbst, du verdammter Trunkenbold. Ich sage dir ja –

Postillion. Sie haben's eilig! Ich auch! Sein Sie ganz ruhig! Fort soll's gehn, daß die Funken hinausfliegen. (Ab.)

Oberst (ihm nach). Der Kerl macht mich rasend! Warte doch, höre!

Formeuil. Beruhigen Sie sich! Ihre Reise soll nicht lange dauern.

Oberst. Ich glaube, die ganze Hölle ist heute losgelassen. (Geht ab.)
Der erste Unteroffizier folgt.)

Formeuil (zum zweiten). Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen so befohlen ist – aber ich sage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht schonen! Und wenn Sie sich Rechnung gemacht haben, diese Nacht zu schlafen, so sind sie garstig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen sein.

Zweiter Unteroffizier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr – Zwingen Sie sich ganz und gar nicht – Ihr Diener, Herr Champagne. (Formeuil und der zweite Unteroffizier ab.)

Vierter Auftritt

Champagne. Dann Frau von Mirville.

Champagne (allein). Sie sind fort – Glück zu, Champagne! Der Sieg ist unser! Jetzt frisch ans Werk, daß wir die Heirat noch in

dieser Nacht zustande bringen — Da kommt die Schwester meines Herrn, ihr kann ich alles sagen.

Fr. v. Mirville. Ah, bist du da, Champagne? Weißt du nicht, wo der Onkel ist?

Champagne. Auf dem Weg nach Straßburg.

Fr. v. Mirville. Wie? Was? Erkläre dich!

Champagne. Nicht gern, Ihr Gnaden. Sie wissen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieser Vormeuil einen bestigen Zank zusammen gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegenteil. Sie sind als die besten Freunde geschieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, so habe ich's aber nicht gewußt. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Polizei Hilfe zu suchen. Ich komme her mit zwei Sergeanten, davon der eine Befehl hat, dem Herrn von Vormeuil an der Seite zu bleiben, der andere, meinen Herrn nach Straßburg zurückzubringen. — Nun reitet der Teufel diesen verwünschten Sergeanten, daß er den Onkel für den Messen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Kutsche packt, und fort mit ihm, jagst du nicht, so gilt's nicht, nach Straßburg!

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du schickst meinen Onkel anstatt meines Bruders auf die Reise? Nein, das kann nicht dein Ernst sein.

Champagne. Um Vergebung, es ist mein voller Ernst — Das Elsaß ist ein scharmantcs Land, der Herr Oberst haben sich noch nicht darin umgesehen, und ich verschaffe ihnen diese kleine Ergöcklichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannst noch scherzen? Was macht aber der Herr von Vormeuil?

Champagne. Er führt seinen Sergeanten in der Stadt spazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Anteil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! Aus Werk! Keine Zeit verlieren! Wenn mein Herr seine Cousine nur erst geheiratet hat, so wollen wir den Onkel zurückholen. Ich suche meinen Herrn auf, ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beistehen, so muß diese Nacht alles richtig werden. (Ab.)

Fünfter Auftritt

Frau von Mirville. Dann Frau von Dorigny. Sophie.

Fr. v. Mirville. Das ist ein verzweifelter Bube, aber er hat seine Sache so gut gemacht, daß ich mich mit ihm verstehen muß – Hier kommt meine Tante, ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorigny. Ach, liebe Nichte! Hast du deinen Onkel nicht gesehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abschied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorigny. Abschied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er ist fort.

Fr. v. Dorigny. Er ist fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Diesen Augenblick.

Fr. v. Dorigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erst gegen elf Uhr wegfahren. Und wo ist er denn hin, so eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich sah ihn nicht abreisen – Champagne erzählte mir's.

Sechster Auftritt

Die Vorigen. Franz von Dorigny in seiner eigenen Uniform und ohne Perücke. Champagne.

Champagne. Da ist er, Ihr Gnaden, da ist er!

Fr. v. Dorigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen). Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu sagen, daß er mit seinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorigny. Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie schnell sich die Begebenheiten drängen!

Dorigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beste Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung –

Fr. v. Dorigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorigny. Welcher frostige Empfang?

Fr. v. Dorigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu sehen. Aber mein Mann –

Dorigny. Ist dem Onkel etwas zugestoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel ist heute abend von einer großen Reise

zurückgekommen, und in diesem Augenblick verschwindet er wieder, ohne daß wir wissen, wo er hin ist.

Dorſigny. Das ist ja ſonderbar!

Champagne. Es ist ganz zum Erſtaunen!

Fr. v. Dorſigny. Da ist ja Champagne! Der kann uns allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja geſprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das ist wahr! Mit mir allein hat er geſprochen.

Dorſigny. Nun, ſo ſage nur! Warum verreiste er ſo plötzlich?

Champagne. Warum? Ei, er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorſigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich ſage nichts mehr! Aber Sie können ſich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen iſt.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine ſolche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er ſich da nicht lange mit Abſchiednehmen aufhalten konnte. Champagne, ſagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sankt Petersburg. Der Staat beſiehlt — ich muß gehorchen — beim erſten Poſtwechel ſchreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirat zwiſchen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — ſo weiß ſie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorſigny. Was hör' ich! Mein lieber Onkel ſollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! Er willigt ein! — Ich gebe meiner Frau unumſchränkte Vollmacht, ſagte er, alles zu beendigen, und ich hoffe bei meiner Zurückkunft unſere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorſigny. Und ſo reiſte er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei ſich, der nach etwas recht Bernehmtem ausſah —

Fr. v. Dorſigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wiſſen ſeinen Wunsch! Man muß dahin ſehen, daß er ſie als Mann und Frau findet bei ſeiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung scheint mir nicht im geringsten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heiraten.

Fr. v. Dorigny. Aber ich trage Bedenken – und will seinen ersten Brief noch abwarten.

Champagne. Da sind wir nun schön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg schicken.

Dorigny. Aber, beste Tante! –

Siebenter Auftritt

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar (tritt zwischen Dorigny und seine Tante). Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Gesellschaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorigny. Sieh da, Herr Gaspar, der Notar unsers Hauses.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau. Es beliebt Dero Herrn Gemahl, sich in mein Haus zu verfügen –

Fr. v. Dorigny. Wie? Mein Mann wäre vor seiner Abreise noch bei Ihnen gewesen?

Notar. Vor Dero Abreise! Was Sie mir sagen! Sieh, sieh doch, darum hatten es der gnädige Herr so eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hause erwarten. Dieses Billett ließen mir Hochdieselben zurück – Belieben Ihre Gnaden es zu durchlesen. (Reicht der Frau von Dorigny das Billett.)

Champagne (leise zu Dorigny). Da ist der Notar, den Ihr Onkel bestellt hat.

Dorigny. Ja, wegen Lormeuils Heirat.

Champagne. Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten?

Dorigny. Still! hören wir, was er schreibt!

Fr. v. Dorigny (liest). „Haben Sie die Güte, mein Herr, sich noch diesen Abend in mein Haus zu bemühen und den Ehekontrakt mitzubringen, den Sie für meine Tochter aufgesetzt haben. Ich habe meine Ursachen, diese Heirat noch in dieser Nacht abzuschließen – Dorigny.“

Champagne. Da haben wir's schwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es ist also gar nicht nötig, daß der Papa Ihnen schreibt, liebe Mutter, da er diesem Herrn geschrieben hat.

Fr. v. Dorigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaspar?

Notar. Nun, dieser Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seid glücklich! geht euch die Hände, weil doch mein Mann selbst den Notar herschickt.

Dorigny. Frisch, Champagne! Einen Tisch, Feder und Tinte, wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt

Oberst Dorigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! Der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorigny. Jawohl, der Teufel! Dieser Valcour ist mein böser Genius.

Fr. v. Dorigny. Was seh' ich! Mein Mann!

Valcour (den älteren Dorigny präsentierend). Wie schön' ich mich glücklich, einen geliebten Nessen in den Schoß seiner Familie zurückzuführen zu können! (wie er den jüngern Dorigny gewahr wird) Wie Teufel, da bist du ja — (sich zum älteren Dorigny wendend) Und wer sind Sie denn, mein Herr?

Oberst. Sein Onkel, mein Herr.

Dorigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir selbst! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgesetzt sei, dich nach deiner Garnison zurückzuschicken — Nach unsäglichlicher Mühe erlange ich, daß sie widerrufen wird — ich werfe mich aufs Pferd, ich erreiche noch bald genug die Postchaise, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberst. Ihren gehorsamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünschten Postknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langsam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davonführte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrtum zu reißen; die Postchaise lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorigny, du kannst dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienste, die du mir geleistet hast! Es tut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben hast.

Oberst. Herr von Valcour! Mein Nefse erkennt Ihre große Güte

vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit, aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorfsigny. Sie waren also nicht unterwegs nach Rußland?

Oberst. Was Teufel! sollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorfsigny. Nun wegen der wichtigen Kommission, die das Ministerium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne sagten.

Oberst. Also wieder der Champagne, der mich zu diesem hohen Posten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig, daß er so hoch mit mir hinaus will — Herr Gaspar, Sie werden zu Hause mein Billett gefunden haben; es würde mir lieb sein, wenn der Ehekontrakt noch diese Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts ist leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieses Geschäft auch in Ihrer Abwesenheit vorzunehmen.

Oberst. Sehr wohl! Man verheiratet sich zuweilen ohne den Vater, aber wie ohne den Bräutigam, das ist mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorfsigny. Hier ist der Bräutigam! Unser lieber Nefse.

Dorfsigny. Ja, bester Onkel! Ich bin's.

Oberst. Mein Nefse ist ein ganz hübscher Junge, aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorfsigny. Nun, wer soll sie denn sonst bekommen?

Oberst. Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Vormeuil soll sie bekommen.

Fr. v. Dorfsigny. Er ist also nicht tot, der Herr von Vormeuil?

Oberst. Nicht doch, Madam! Er lebt, er ist hier, sehen Sie sich nur um, dort kommt er.

Fr. v. Dorfsigny. Und wer ist denn der Herr, der mit ihm ist?

Oberst. Das ist ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

Letzer Auftritt

Die Vorigen. Vormeuil mit seinem Unteroffizier, der sich im Hintergrunde des Zimmers niedersetzt.

Vormeuil (zum Obersten). Sie schicken also Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht so hingehen, mein Herr.

Oberst. Sieh, sieh doch! wenn du dich ja mit Gewalt schlagen willst, Vormeuil, so schlage dich mit meinem Nessen und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn). Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie so schnell zurückkommen?

Oberst. Hier, bei diesem Herrn von Valcour bedanken Sie sich, der mich aus Freundschaft für meinen Nefsen spornstreichs zurückholte.

Dorſigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die besten Freunde voneinander geschieden — Haben Sie mir nicht selbst, noch ganz kürzlich, alle Ihre Ansprüche auf die Hand meiner Cousine abgetreten?

Oberst. Nichts! Nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Nefse, alle zusammen sollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzusetzen.

Lormeuil. Herr von Dorſigny! Mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reise zurück sind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heiratspläne schmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Nefsen lieben.

Oberst. Ich verstehe nichts von diesem allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris gesprengt haben, daß er als ein Junggesell zurückkehren soll.

Dorſigny. Was das betrifft, mein Onkel — so ließe sich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — — Fragen Sie meine Schwester.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu sagen.

Lormeuil. Nun so will ich denn reden — Herr von Dorſigny, Ihre Nichte ist frei; bei der Freundschaft, davon Sie mir noch heute einen so großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bei Ihrer Nichte, daß sie es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gutzumachen.

Oberst. Was? Wie? — Ihr sollt ein Paar werden — Und dieser Schelm, der Champagne, soll mir für alle zusammen bezahlen.

Champagne. Gott soll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht selbst zuerst von der Ähnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ, es geschah meinem Herrn zum Besten.

Oberst (zu beiden Paaren). Nun, so unterzeichnet!

I n h a l t

G e d i c h t e

Dithyramben und Preisgesänge

Der Abend	7	An die Parien	22
Die Herrlichkeit der Schöpfung	10	Trauerode auf den Tod des	
Die Freundschaft	11	Hauptmanns v. Wiltmaister	24
Der Eroberer	13	Totenfeier am Grabe Philipp	
Monument Moors des Räubers	16	Friedrich von Niegels	26
Die schlimmen Monarchen	18	Der Triumph der Liebe	28
Die Pest	21		

Liebesgedichte und Festgesänge

Vorwurf an Laura	34	Unserm theuern Körner	44
Melancholie an Laura	36	Zu Körners Hochzeit	46
Wechselgesang	39	Hochzeitgedicht	51
Empfindungen der Dankbarkeit	42		

Komische Romanzen und Epottgedichte

Journalisten und Mines	56	Der Venuswagen	68
Die Rache der Mäusen	59	Vergleichung	70
Wunderfelsame Historia	61	Die berühmte Frau	70
Bacchus im Friller	65	Der Metaphysiker	80
Bauernständchen	66	Die Weltweisen	81

Epigrammatisches

Das Muttermal	83	Altaen	84
Die Messlade	83	Zuversicht der Unsterblichkeit	84
Klopstock und Wieland	83	Der Wirtemberger	84
Spinoza	83	Quirl	84
Grabchrift eines gewissen —		Gespräch	85
Phyfiognomen	84		

An Personen

An Ferdinand Moser	86	An Christian Weckherlin	86
An Georg Scharffenstein	86	An Körner	87
An Heinrich Orth	86	An Henriette von Arnim	87

H. v. T. ins Stammbuch	88	An Demoiselle Elevoigt	90
An Karoline Schmidt	89	An August von Goethe	91
An Karl Graf	89	An Amalie von Imhoff	92
An Jens Baggesen	90	An Karl Theodor von Dalberg	92
In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes	90	An Christian von Mecheln	92

Vermischte Gedichte

Die Winternacht	93	Zum Geburtstage der Frau	
Männerwürde	94	Griesbach	100
An einen Moralisten	97	Prolog	101
Ein Vater an seinen Sohn	98	Prolog zur Wiedereröffnung	
Das Spiel des Lebens	99	des Theaters in Weimar	102
Einer jungen Freundin ins Stammbuch	99	Die Priesterinnen der Sonne	104

Zerstreute Epigramme

1. Das Höchste	107	17. Der Genius mit der um- gekehrten Fackel	109
2. Ilias	107	18. Jugend des Weibes	109
3. Unsterblichkeit	107	19. Weibliches Urtheil	109
4. Der Skrupel	107	20. Forum des Weibes	109
5. Der Dichter an seine Kunst- richterin	107	21. Das weibliche Ideal	109
6. Zeus zu Herkules	107	22. Die schönste Erscheinung	110
7. Deutschland und seine Fürsten	107	23. Der griechische Genius	110
8. An die Frommen	108	24. Erwartung und Erfüllung	110
9. Die beste Staatsverfassung	108	25. Das gemeinsame Schicksal	110
10. An die Gesetzgeber	108	26. Menschliches Wirken	110
11. Würde des Menschen	108	27. Der Vater	110
12. Das Ehrwürdige	108	28. Liebe und Begierde	110
13. Falscher Studiertrieb	108	29. Güte und Größe	110
14. Jugend	108	30. Der Fuchs und der Kranich	111
15. Quelle der Verjüngung	108	31. Die Urne und das Skelett	111
16. Der Naturpreis	109	32. Das Regiment	111

Fenien von Schiller und Goethe

1. Der ästhetische Ferscheiber	112	8. Die Kunden	113
2. Fenien	112	9. Das Widerwärtige	113
3. Wistator	112	10. Das Desideratum	113
4. Fenien	112	11. Für Töchter edler Herkunft	113
5. Der Mann mit dem Klingelbeutel	112	12. Der Teleolog	113
6. Helf Gott	112	13. Der Antiquar	113
7. Der Glückstopf	112	14. Der Kenner	113
		15. Erreurs et verité	113

16. Der Prophet	113	57. Verfehlter Beruf	118
17. Das Amalgama	114	58. Das philosophische Gespräch	118
18. Belfazer ein Drama	114	59. Das Privilegium	118
19. Gewisse Romanhelden	114	60. Literarischer Zodiakus	118
20. Pfarrer Cyllenius	114	61. Zeichen des Widders	118
21. Jamben	114	62. Zeichen des Stiers	119
22. Neuste Schule	114	63. Zeichen des Fuhrmanns	119
23. An deutsche Baulustige	114	64. Zeichen der Zwillinge	119
24. Affiche	114	65. Zeichen des Bären	119
25. Zur Abwechslung	114	66. Zeichen des Krebses	119
26. Der Zeitpunkt	115	67. Zeichen des Löwen	119
27. Goldnes Zeitalter	115	68. Zeichen der Jungfrau	119
28. Manso von den Grazien	115	69. Zeichen des Raben	119
29. Tasso's Jerusalem, von demselben	115	70. Locken der Berenice	119
30. Die Kunst, zu lieben	115	71. Zeichen der Waage	120
31. Der Schulmeister zu Breslau	115	72. Zeichen des Skorpions	120
32. Amor als Schulkollege	115	73. Ophiuchus	120
33. Der zweite Ovid	115	74. Zeichen des Schützen	120
34. Das Unverzeihliche	115	75. Gans	120
35. Prosaische Reimer	116	76. Zeichen des Steinbocks	120
36. Jean Paul Richter	116	77. Zeichen des Pegasus	120
37. An seinen Lobredner	116	78. Zeichen des Wassermanns	120
38. Feindlicher Einsall	116	79. Eridanus	120
39. Nekrolog	116	80. Fische	121
40. Bibliothek schöner Wissenschaften	116	81. Der fliegende Fisch	121
41. Die neuesten Geschmacksrichter	116	82. Glück auf den Weg	121
42. An Schwäger u. Schmierer	116	83. Die Aufgabe	121
43. Guerre ouverte	116	84. Wohlfeile Achtung	121
44. An gewisse Kollegen	117	85. Das deutsche Reich	121
45. An die Herren M. D. P.	117	86. Deutscher Nationalcharakter	121
46. Der Kommissarius des jüngsten Gerichts	117	87. Donau in B**	121
47. J—h	117	88. An den Leser	121
48. Die Stockblinden	117	89. Gewissen Lesern	122
49. Analytiker	117	90. Dialogen aus dem Griechischen	122
50. Der Geist und der Buchstabe	117	91. Der Ersatz	122
51. Wissenschaftliches Genie	117	92. Der moderne Halbgott	122
52. Die hornierten Köpfe	117	93. Charis	122
53. Bedientenpflicht	118	94. Nachbildung der Natur	122
54. Ungebühr	118	95. Nachäffer	122
55. An Kant	118	96. Klingklang	122
56. Der kurzweilige Philosoph	118	97. An gewisse Umschöpfer	122
		98. Aufmunterung	123
		99. Das Brüderpaar	123

100. K**	123	139. Wiederholung	127
101. Der Leviathan und die Epigramme	123	140. Wer glaubt's?	127
102. Luise von Voß	123	141. Der Welt Lauf	127
103. Jupiters Kette	123	142. Hoffnung	127
104. Aus einer der neuesten Episteln	123	143. Exempel	128
105. B**s Taschenbuch	123	144. Der letzte Märtyrer	128
106. Ein deutsches Meisterstück	123	145. Menschlichkeiten	128
107. Unschuldige Schwachheit	124	146. Und abermals Mensch- lichkeiten	128
108. Das Neueste aus Rom	124	147. Der Widerstand	128
109. Deutsches Lustspiel	124	148. Neueste Farbentheorie von Wünsch	128
110. Das Märchen	124	149. Das Mittel	128
111. Frivole Neugier	124	150. Moralische Zwecke der Poesie	128
112. Beispielsammlung	124	151. Sektionswut	128
113. Mit Erlaubnis	124	152. Kritische Studien	129
114. Der Sprachforscher	124	153. Naturforscher und Frau- szendental-Philosophen	129
115. Geschichte eines dicken Mannes	124	154. An die vortheiligen Ver- bindungsstifter	129
116. Anekdoten von Friedrich II.	125	155. Der treue Spiegel	129
117. Literaturbriefe	125	156. Nicolai	129
118. Gewisse Melodien	125	157. Der Wichtige	129
119. Überschriften dazu	125	158. Der Plan des Werks	129
120. Der böse Geselle	125	159. Formalphilosophie	129
121. Karl von Karlsberg	125	160. Der Todfeind	130
122. Schriften für Damen und Kinder	125	161. Philosophische Querköpfe	130
123. Dieselbe	125	162. Empirischer Querkopf	130
124. Gesellschaft von Sprach- freunden	125	163. Der Quellenforscher	130
125. Der Purist	126	164. Derselbe	130
126. Vernünftige Be- trachtung	126	165. M. Meisen XI. Bd., S. 177	130
127. An **	126	166. Der Glückliche	130
128. An ***	126	167. Verkehrte Wirkung	130
129. Garve	126	168. Pfahl im Fleisch	130
130. Auf gewisse Anfragen	126	169. Die Hören am Nicolai	131
131. Stofsgebet	126	170. Fichte und Er	131
132. Distinktionszeichen	126	171. Briefe über ästhetische Bildung	131
133. Die Adressen	126	172. Modephilosophie	131
134. Schöpfung durch Feuer	127	173. Das grobe Organ	131
135. Mineralogischer Patrio- tismus	127	174. Der Lastträger	131
136. Kurze Freude	127	175. Die Weidtasche	131
137. Triumph der Schule	127	176. Das Unentbehrliche	131
138. Die Möglichkeit	127	177. Die Xenien	131
		178. Lucri bonus odor	132

179. Vorsatz	132	221. Schillers Almanach	
180. Nur Zeitschriften	132	von 1796	136
181. Das Motto	132	222. Das Paket	136
182. Der Wächter Zions	132	223. Das Journal Deutschland	137
183. Verschiedene Dressuren	132	224. Reichsanzeiger	137
184. Böse Gesellschaft	132	225. A. d. Ph.	137
185. An die Obern	132	226. A. d. B.	137
186. Baalspfaffen	132	227. A. d. Z.	137
187. Verfehlter Beruf	133	228. Deutsche Monatsschrift	137
188. An mehr als einen	133	229. G. d. Z.	137
189. Das Requisit	133	230. Urania	137
190. Verdienst	133	231. Merkur	137
191. Umwälzung	133	232. Horen. Erster Jahrgang	138
192. Der Halbvogel	133	233. Minerva	138
193. Der letzte Versuch	133	234. Journal des Luxus und	
194. Kunstgriff	133	der Moden	138
195. Dem Grosssprecher	133	235. Dieser Musenalmanach	138
196. Mottos	134	236. Der Wolfische Homer	138
197. Sein Handgriff	134	237. M***	138
198. Die Mitarbeiter	134	238. Herr Leonhard **	138
199. Unmögliche Vergeltung	134	239. Pantheon der Deutschen.	
200. Das züchtige Herz	134	1. Band	138
201. Abscheu	134	240. Borussia	138
202. Der Hausierer	134	241. Guter Rat	139
203. Deutschlands Revanche		242. Meineke Fuchs	139
an Frankreich	134	243. Menschenhaß und Neue	139
204. Der Patriot	134	244. Schinks Faust	139
205. Die drei Stände	135	245. An Madame B** und	
206. Die Hauptsache	135	ihre Schwestern	139
207. Anacharsis der Zweite	135	246. Almanfariis und Amanda	139
208. Historische Quellen	135	247. B**	139
209. Der Almanach als Vie-		248. Erbelungen. Zweites	
nenkerb	135	Stück	139
210. Etymologie	135	249. Dem Zudringlichen	139
211. Ausnahme	135	250. Höchster Zweck der Kunst	140
212. Die Insekten	135	251. Zum Geburtstag	140
213. Einladung	135	252. Unter vier Augen	140
214. Warnung	136	253. Charade	140
215. An die Philistler	136	254. Frage in den Reichsan-	
216. Hausrecht	136	zeiger, W. Meister be-	
217. Currus virum miratur		treffend	140
inanes	136	255. Götschen an die deutschen	
218. Kalender der Musen und		Dichter	140
Grazien	136	256. Verteiler von P**	
219. Taschenbuch	136	Schriften	140
220. Vossens Almanach	136	257. Josephs II. Diktum an	
		die Buchhändler	140

258. Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften	140	289. Acheronta movebo . . .	144
259. Hörsäle auf gewissen Uni- versitäten	141	290. Sterilemque tibi, Pro- serpina, vaccam . . .	144
260. Der Virtuose	141	291. Elpenor	144
261. Sachen, so gesucht werden	141	292. Unglückliche Eilfertigkeit	144
262. Französische Lustspiele von Dyl	141	293. Achilles	144
263. Buchhändler-Anzeige . .	141	294. Trost	145
264. Auktion	141	295. Seine Antwort	145
265. Gottesurteil	141	296. Frage	145
266. Sachen, so gestohlen worden	141	297. Antwort	145
267. Antwort auf obigen Avis	142	298. Frage	145
268. Schauspielerin	142	299. Antwort	145
269. Professor Historiarum	142	300. Ajax	145
270. Rezension	142	301. Tantalus	145
271. Literarischer Adress- kalender	142	302. Phlegyasque miser- rimus omnes admonet	145
272. Neueste Kritikproben . .	142	303. Die dreifarbigte Kokarde	146
273. Eine zweite	142	304. Agamemnon	146
274. Eine dritte	142	305. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme .	146
275. Schillers Würde der Frauen	142	306. Sisyphus	146
276. Pegasus, von ebendem- selben	143	307. Sulzer	146
277. Das ungleiche Ver- hältnis	143	308. Haller	146
278. Neugier	143	309. Moses Mendelssohn . .	146
279. Gelehrte Zeitungen . .	143	310. Der junge Werther . .	146
280. Übertreibung und Ein- seitigkeit	143	311. L***	146
281. Neueste Behauptung . .	143	312. Dioskuren	147
282. Griechische und moderne Tragödie	143	313. Unvermutete Zusammen- kunft	147
283. Entgegengesetzte Wirkung	143	314. Der Leichnam	147
284. Die höchste Harmonie .	143	315. Peregrinus Proteus . .	147
285. Aufgelöstes Räthel . .	144	316. Lucian von Samosata .	147
286. Gefährliche Nachfolge .	144	317. Geständnis	147
287. Xenien	144	318. Alcibiades	147
288. Muse	144	319. Martial	147
		320. Xenien	147
		321. Einer aus dem Eber . .	148
		322. Vorschlag zur Güte . .	148
		323. Muse zu den Xenien . .	148
		324. An die Freier	148

Notiztafeln von Schiller und Goethe

Der moralische und der schöne Charakter	149	3. Philister und Schöngeist	149
Der schöne Geist und der Schöngeist	149	4. Natur und Vernunft . .	149
		5. Das Subjekt	149
		6. Sucht	149

7. Die Zergliederer	150	29. Der Verstand	152
8. Die Quellen	150	30. Phantasie	152
9. Empiriker	150	31. Dichtungskraft	153
10. Theoretiker	150	32. Witz und Verstand	153
11. Letzte Zuflucht	150	33. Aberwitz und Wahnwitz	153
12. Die Systeme	150	34. Der Unterschied	153
13. Die Vielwisser	150	35. Lehre an den Kunstjünger	153
14. Moralische Schwächer	150	36. Das Mittelmäßige und das Gute	153
15. Der Strengling und der Frömmling	151	37. Das Privilegium	153
16. Theophagen	151	38. Die Eiderheit	153
17. Fraken	151	39. Genialische Kraft	153
18. Moral der Pflicht und der Liebe	151	40. Delikatesse im Tadel	154
19. Der Philosoph und der Schwärmer	151	41. Der berufene Richter	154
20. Das irdische Bündel	151	42. An ***	154
21. Der wahre Grund	151	43. Das Mittel	154
22. Die Tricksfedern	151	44. Die Unberufenen	154
23. Wahrheit	152	45. Die Belohnung	154
24. Schönheit	152	46. Das gewöhnliche Schicksal	154
25. Bedingung	152	47. Der Weg zum Ruhme	154
26. Der Vorzug	152	48. Bedeutung	154
27. Die Erzieher	152	49. An die Moralisten	155
28. Das Göttliche	152	50. Deutsche Kunst	155
		51. Tote Sprachen	155
		52. Deutscher Genius	155

D r a m e n

Zur Einführung in Schillers Übersetzungen	159
Emele	169
Der Menschenfeind	187
Zurandot, Prinzessin von China	208
Der Parasit oder Die Kunst, sein Glück zu machen	295
Der Nefte als Onkel	360

Schillers Werke

X

Schillers Werke

in sechs Haupt-
und vier Ergänzungsbänden

Herausgegeben

von

Paul Merker

Zehnter Band

Dramatischer Nachlaß
Kleinere Schriften

Verlag von Philipp Reclam jun.

Leipzig

D r a m a t i s c h e r
N a c h l a ß

Printed in Germany
Druck. Philipp Neclam jun. Leipzig. Druckleitung und Einbandentwurf:
E. N. Weg

Zur Einführung in Schillers dramatischen Nachlaß

So sehr wir in dem Dichter und Künstler einen höheren Menschen zu verehren geneigt sind, der uns durch seine Schöpfungen eine schönere Welt vorzaubert und über die Eintönigkeit und das Leiden des Alltags erhebt, und so räthselhaft uns auch das Wesen des Genius bleibt, so falsch wäre es offenbar, sich die Werke der Kunst als bloße Erscheinungen höherer Eingebung vorzustellen und in ihnen Produkte eines schaffenden Traumzustandes zu sehen. Gewiß, die Dichter und Künstler haben uns oft in Selbstzeugnissen von dem ihnen selbst wunderbar scheinenden Akt der Konzeption erzählt, die den entzückten inneren Sinnen das zukünftige Werk in dem Lichte idealer Vollendung vorsührt. Aber ebensosehr wird uns aus tausend Briefen und Tagebuchstellen bezeugt, wie auch die größte Künstlerseele mit ihrem Gegenstande ringt und wie zu jenem unbewußten Aufdämmern und jener instinktiven Sicherheit des Schaffens eine höchst bewußte, die Wirkungen und Absichten berechnende Verstandesthätigkeit hinzutritt, so daß erst aus dem Zusammenwirken beider Faktoren das Kunstwerk geboren wird. Wenn es bei den kleineren, eine Augenblicksstimmung des Innern spiegelnden Produkten lyrischer Dichtung ab und zu vorkommen mag, daß sie fast ohne Zutun des Dichters „geworden“ sind und die überquellende Empfindung die ihr gebührenden rhythmischen Formen selbst zu finden wußte, bei allen umfangreicheren lyrischen und epischen Kompositionen wird der ordnende und leitende Verstand stark mit in Frage kommen, und erst recht gilt dies von der dramatischen Kunst, jener kompliziertesten poetischen Gattung, die neben der kunstvollen Struktur des eigenen Baues bühnentechnische und andere außerhalb ihres eigentlichen Bereiches liegende Fragen zu beachten hat. So verstehen wir, wie die Werkstatt besonders des Dramatikers mit einer Masse von Plänen, skizzenhaften Ausführungen und halbfertigen Werken angefüllt zu sein pflegt, die je nach der Stimmung und Arbeits-

freudigkeit heute begonnen, morgen verworfen, dann von neuem wieder und wieder vorgenommen werden, bis ein Stoff in mannigfacher Umschmelzung zur endgültigen Bearbeitung reif ist oder im Hinblick auf die unüberwindlichen Schwierigkeiten ganz aufgegeben wird. Hinsichtlich dieser Vorarbeiten und Studien aber verhalten sich die einzelnen Dichter verschieden. Die einen bewahren pietätvoll gegen die eigene Entwicklung alle flüchtigen Skizzen und handschriftlichen Aufzeichnungen in ihrem Schreibtisch auf, selbst wenn sie, wie beispielsweise der dramatische Nachlaß Otto Ludwigs, beängstigende Fülle annehmen sollten; die andern, und zu dieser Gruppe gehörte auch Schiller, lassen sich nicht gern hinter die Kulissen sehen und vernichten nach Vollendung eines Werkes alle Vorarbeiten und älteren Fassungen. So hat Schiller nicht nur alle handschriftlichen Vorstufen seiner fertigen Dramen nach Möglichkeit aus der Welt zu schaffen gesucht, sondern auch eine größere Anzahl von Fragmenten und Plänen, deren Bearbeitung und Weiterführung ihm aussichtslos scheinen mochte, beseitigt, so daß wir von ihnen nur die Titel kennen oder gerüchtweise hören. Von einer Reihe anderer Versuche aber, namentlich aus den letzten Lebensjahren Schillers, deren Bewältigung der schaffensfrohe Dichter noch nicht aufgegeben hatte und mit denen er zum Teil noch auf seinem Krankenlager rang, haben sich mehr oder weniger umfangreiche Manuskripte erhalten, die interessante Einblicke in seine Dichterseele geben und Zeugnis dafür ablegen, wie auch dieser große Dramatiker in ernster, mühevoller Arbeit seine unvergänglichen Schöpfungen zuwege brachte.

Aus diesem über ein Duzend verschiedener Dramenstoffe umfassenden dramatischen Nachlaß wählt die vorliegende Ausgabe ihren Zwecken und Zielen entsprechend nur diejenigen aus, die über das Stadium des bloßen Entwurfs und der tastenden Skizzierung hinaus zu ausgeführten Fragmenten und klarem Aufbau gelangt sind.

Am weitesten gediehen ist in dieser Hinsicht das Werk, über dessen Vollendung der Tod dem Dichter die Feder aus der Hand nahm, und das mit seiner Hinwendung zu einem realistischen Stil wohl eine neue Periode in dem reichen Schaffen Schillers eingeleitet hätte: der „Demetrius“, zu dessen Bearbeitung er sich unmittelbar nach der Vollendung seines „Tell“ im März 1804 entschloß und den er, durch die Krankheit seiner letzten Zeit mannigfach gehemmt, noch bis tief in den zweiten Akt hinein ausführen konnte, während eine große Anzahl von Planbesten und Entwürfen den weiteren Aufbau von Szene zu Szene

ziemlich genau erkennen läßt. Wiederum staunen wir über die unermüdlichen Versuche und das energische Ringen, mit dem er diesen Stoff aus der russischen Geschichte zu bewältigen versucht. Er studiert nicht allein historische Werke, Reisebeschreibungen, Chroniken, die ihm als Quelle dienen konnten, sondern bemüht sich auch sonst, russische Verhältnisse bis ins einzelne kennenzulernen. Die mächtige Eingangsszene mit ihrer imponierenden Massenwirkung und glänzenden Charakteristik zeigt den sterbenden Dichter auf der Höhe seines Könnens. Wenn er diesen gewaltigen Torso hätte zu Ende führen können, so wäre dies Drama zweifellos ein Werk geworden, das sich seinem „Wallenstein“ würdig an die Seite gestellt, ja ihn vielleicht durch seinen neuen individualisierenden Stil überboten hätte.

Ein Seitenstück zu dem russischen Kronprätendentendrama stellt der „Barbeck“ dar, der im Spätsommer 1799, mitten in der Arbeit an der „Maria Stuart“ auftauchend, längere Zeit mit dem „Demetrius“ konkurrierte, dann aber zu dessen Gunsten zurückgestellt wurde, da diese Geschichte eines bewußten Betrügers für eine psychologische Darstellung sich weniger empfahl als der russische Thronrivale, der wenigstens im Anfang an die Wahrheit seiner Mission glaubt. Auch von diesem Stück ist der erste Akt fast vollständig ausgeführt, und die zahlreichen eingehenden Szenarien geben ein ungefähres Bild der weiteren Entwicklung.

Ein dramatischer Plan, der in Schillers Leben immer und immer wieder eine Rolle spielt, ohne doch eine endgültige Gestaltung gewinnen zu können, sind die „Malteser“, die, eine Episode aus der Geschichte des Johanniterordens behandelnd, bereits in der Don-Karlos-Zeit den Neunundzwanzigjährigen beschäftigen und nach wiederholtem Auftauchen noch im Frühjahr 1803 seine Schaffenslust in Bewegung setzen. Aber der formale Reiz, die schon früh sich ihm auferdrängende Überzeugung, daß dieses heroische Drama nur in „griechischer Manier“ zu bearbeiten sei, war durch die Vollendung der antikisierenden „Braut von Messina“ hinfällig geworden. So ist bei der Schwierigkeit, die sich der stofflichen Bewältigung entgegenstellte, auch dieser alte Lieblingsplan Schillers fragment geblieben.

Die „Agrippina“ schließlich, eine Frucht seiner Übersetzungsversuche aus dem Racine, war als eine Art Fortsetzung des „Britannicus“ und als eine Familientragödie großen Stils geplant, die an Stelle der gemäßigten Darstellungsweise des französischen Dramatikers die Gruesel des römischen Cäsarengeschlechtes in all ihrer Furchtbarkeit vorführen sollte.

Darüber hinaus aber sind in dem handschriftlichen Nachlaß noch mehr oder minder weit gediehene Aufzeichnungen, Skizzen und Entwürfe zu einer Reihe weiterer Dramen vorhanden. Bis in die Bauernbacher Zeit zurück gehen Versuche, den „Räubern“ einen „zweiten Teil“ oder wenigstens ein einaktiges Nachspiel anzufügen, das die letzten Schicksale des Räuberhauptmanns Karl Moor oder seiner Nachkommen vorsehnen sollte. Aus der ersten Weimarer Periode des Dichters stammt das Bruchstück zu einem Operntext „Oberon“, das aus Schillers nahen Beziehungen zu Wieland im Jahre 1787 entstand, aber unter dem abratenden Einfluß Körners bald wieder beiseite gelegt wurde. Lange Zeit trug sich Schiller mit dem Plan zu einem Polizeistück, das mit seiner kriminellen Entdeckung und Sühnung eines alten Verbrechens eine Art modernes Seitenstück zur antiken Schicksalstragödie darstellen sollte und teils unter dem Namen „Die Polizei“, teils mit dem Titel „Die Kinder des Hauses“ mannigfache Metamorphosen erlebte, aber weder als Trauerspiel noch als Lustspiel zu einem Abschluß kam. Ein fast durchgeführtes Szenar ist weiterhin von einem Schauspiel „Die Gräfin von Flandern“ vorhanden, das, dem romantischen Stoffkreis der „Jungfrau von Orleans“ nahestehend, märchenhafte, ernste und heitere Elemente vereinen sollte, aber bei dem Mangel eines tieferen, menschlich bedeutungsvollen Gehaltes den Dichter selbst nicht mehr befriedigte. Etwa gleichzeitig tauchte der Gedanke zu einem Themistokles-Drama auf, das, in zwei flüchtigen Skizzen vorliegend, durch Schillers alte Vorliebe für die plutarchischen Helden vorbereitet war und durch das verwandte Schicksal Wallensteins ihm von neuem nahegelegt wurde. In den letzten Jahren seines Lebens erwog Schiller dann noch mehrfach den Plan zu einem Seedrama, das in verschiedenen voneinander völlig abweichenden Entwürfen tastende Versuche aufweist, aber weder als Kolonial- und farbenreiches Tropenbild noch als Seeräuberdrama über skizzenhafte Aufzeichnungen hinauskam. Mitten in der Arbeit am „Demetrius“ stellte sich dem Dichter eine Tragödie „Die Prinzessin von Cello“ lockend vor die Phantasie, die, auf historischen Vorgängen des 17. Jahrhunderts beruhend, das alte Motiv der gepreßten Frau und fürstlichen Dulderin behandelte und in den weit vorgeschrittenen Skizzen verheißungsvolle Proben gibt. Auch von den beiden Dramenplänen „Kosamund oder Die Braut der Hölle“ und „Elfriede“ sind einzelne Aufzeichnungen vorhanden, während wir von einer Reihe anderer dramatischer Pläne Schillers wenig mehr als die Titel kennen.

W a r b e c k

Personen

Margareta von York, Herzogin von Burgund	Graf Hereford, ausgewanderter englischer Lord
Adelaide, Prinzessin von Bretagne	Seine fünf Söhne
Erich, Prinz von Gotland	Sir William Stanley, Botschafter
Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York	Heinrichs VII. von England
Graf Kildare	
Simmel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence	Belmont, Bischof von Ptern
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence	Sir Richard Blunt, Abgesandter des falschen Eduards
	Bürger von Brüssel
	Hofdiener der Margareta

Erster Aufzug

Hof der Herzogin Margareta zu Brüssel

Die Scene ist eine große Halle, Brustbilder aus Bronze sind in Nischen aufgestellt.

Erster Auftritt

Graf Hereford mit seinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley.

Hereford.

Dies ist der heim'sche Herd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dies der wirkliche Palast,
Wo Margareta, die Beherrscherin
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der teuren Ahnen denkt, die Freunde schüßt
Des unterdrückten alten Königsstamms
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut. (sich umschauend)

Die werten Bilder eurer Könige,
 Der edeln Porfs erhabene Gestalten
 Seht ihr an diesen Wänden ringsumher
 Gleich freundlichen Hausgöttern grüßend winken,
 Von frommen Schwesterhänden aufgestellt.
 Hier wird die rote Rose nicht gesehn,
 Und glänzend darf die weiße sich entfalten,
 Das Wappen eines herrlichen Geschlechts.
 Mit diesem Zeichen, das wir feindlich seht
 An unsre Hüte stecken, künden wir
 Dem Lancaster die Lebenspflichten auf
 Und schwören blut'ge Fehde dem Tyrannen.
 (Er steckt die weiße Rose an den Hut, die Söhne folgen.)

Stanley.

Mit Kummer seh' ich, mit entrüstetem Gemüt
 Den edeln Hereford, den tapfern Greis,
 Den strafbarn Schritt auf diesen Boden setzen
 Und das verhasste Zeichen der Empörung
 Aufspflanzen in dem feindlichen Palast.
 Ja, auch der Söhne unberatne Jugend
 Reißt er in sein Verbrechen töricht hin,
 Raubt ihrer Heimat sie und ihrer Pflicht
 Und weicht sie einer schmäblichen Verbannung.

Hereford.

Verbannung ist in England, wo des Throns
 Ein Räuber, ein Tyrann sich angemast.
 Lord Hereford hat seine Leb'n und Länder
 Im Stich gelassen, um sein treues Herz
 Zu seinem wahren Oberherrn zu tragen,
 Der hier zur Freude aller Wohlgesinnten,
 Gerettet durch ein gnädiges Geschick,
 Vom Tod erstand, vom Grabe wiederkam.

Stanley.

Ist's möglich? Wie? Betrogner alter Mann,
 Auch Euch hat dieses freche Gaukelspiel
 Betört, das ein ehnmächt'ger Haß erfann,

Der Haß nur glauben kann! — Grausam fürwahr
 Und ganz unbändig ist dies Vorkische Geschlecht
 Und fest zu jeder ungeheuren That.
 Gewütet hat es mit Verrat und Mord,
 Da es noch mächtig waltete; jetzt, da
 Den Stachel ihm ein gnäd'ger Gott geraubt,
 Weht es der Lüge trüglisches Gespinnst.
 Und lieber gäb' es einem Abenteuerer
 Das Reich zum Raub hin, eh' es duldet,
 Daß ein Lancaster friedlich es beglückte.

Hereford.

Der edle Stempel Vorkischer Geburt,
 Der Majestät geheiligtes Gepräge
 Erlügt sich nicht. Was in dem Angedenken
 Der Treugesinnnten unauslöschlich lebt,
 Abmt keines Gauklers Maske täuschend nach.
 Die Welt ist überzeugt, sie glaubt an Richard,
 Das Herz der Anverwandten hat geredet,
 Drei große Könige erkennen ihn
 Für Edwards Sohn und ehren ihn als Fürsten.
 Und fürstlich, sagt man, soll sein Anstand sein,
 Sein Denken königlich, und jede Tugend
 Des Hauses Vork soll sichtbar aus ihm strahlen.

Stanley.

Wie? Edwards Sohn, der zarte Prinz von Vork,
 Den mit dem Bruder schon die frühe Gruft
 Verschlungen, dessen moderndes Gebein
 Der Fowr verbirgt, wo er gemordet ward,
 Der wäre plötzlich aus dem Grab zurück-
 Gekehrt, um hier in Brüssel aufzuleben!
 Weht! Eine mächt'ge Zauberkünstlerin
 Ist Margareta! Tote weckt sie auf,
 Mit ihrem Stab erschafft sie Königsöhne!
 Und Greise gibt es, achtungswerte Männer,
 Die an das Märchen glauben oder doch
 Sich also stellen, um den alten Zwist,

Den traur'gen Streit der Rosen, zu erneuern,
Der so viel Jammers auf das Reich gehäuft.

Hereford.

Mich soll kein Märchen hintergehn. Ich werde
Selbst sehn, und nur dem eignen sichern Blick,
Der Stimme nur des Herzens werd' ich glauben. —
Das Blut wird sprechen! Denn im Blute tief
Lebt mir die Neigung zu dem theuren Haus
Der Vork, vom Ahn zum Enkel fortgeerbt.
Nichts soll das Zeugnis einer ganzen Welt
Mir gelten, wenn das Blut sich nicht verkündigt.

Stanley (geht auf ihn zu und faßt ihn bei der Hand).

Noch ist es Zeit! Geht redlich treuem Rat
Gehör! Laßt Euer würdig graues Alter
Das Spielwerk nicht grausamer Arglist sein.
Geht in die Schlinge nicht des falschen Weibes,
Das alle Gut und allen grim'm'gen Haß
Der beiden Häuser wälzt in seiner Brust,
Dem unersättigt heißen Nachetrieb
Gleichgültig Länder und Geschlechter opfert
Und achtet keines menschlichen Geschicks!
Noch an der Schwelle wendet um, eh' Ihr,
Zu spät bereuend, den verstrickten Fuß
In des Betruges Netz gefangen seht.

Hereford (fixiert ihn).

Die Wahrheit fürchtet Ihr, nicht den Betrug.
Es ist Richard! Mir zeugt es Euer Haß.

Stanley.

Törichter Mann, Ihr wollt es! Gebet hin
Und raubt auf ewig Euch die Wiederkehr.

Hereford.

Dies gute Schwert wird meinem Könige
Sein Reich eröffnen, mir mein Vaterland.

(Die Söhne greifen an ihr Schwert und geraten in Bewegung.)

Zweiter Auftritt

Bischof von Ypern zu den Vorigen.

Bischof.

Wer darf des — — — Eisenklang
In diesen Hallen wecken? Haltet Ruhe,
Mylords. Dem Frieden heilig ist dies Haus.

Hereford.

So schafft den Lancaster mir aus den Augen,
Der übermütig hier im eignen Sitz
Der Yorks wie dort in England will gebieten.

Stanley.

Verräter nenn' ich so, wo ich sie finde.

Hereford.

Die Yorks und Lancaster — — —

Bischof (tritt zwischen sie).

Nicht weiter, edle Lords.
Habt Ruh', Mylords. Erkennt, wo ihr seid,
Und ehrt das fromme Gastrecht dieses Hauses;
Denn angefesselt liegt an diesen Pforten
Die wilde Zwietracht und der rohe Streit,
Hier muß der alte Streit der Rosen schweigen,
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
Geöffnet hat sie ihren Fürstenhof
In Brüssel beiden kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln ist ihr schönster Ruhm.

Stanley.

Wohl! Hier ist jeder ein willkommener Gast,
Der gegen England böse Mänke spinnt.

Bischof.

Auch Euch, Mylord, beschützt das heil'ge Gastrecht,
Den stolzen Boten eines stolzen Feinds!

Bischof.

Sie ist die Schwester zweier königlichen Vorks,
 Und hilfreich, wie's der Anverwandten ziemt,
 Gedenkt sie ihres — — — Geschlechts,
 Das unterm Mißgeschick der Zeiten fiel.
 Wer soll sich ihres ausgestoßen Stamms,
 Des ländlerlosen, flüchtigen, erbarmen,
 Wenn sie, die — — — — —
 Ihm ihres Hauses Pforten pflichtlos schließen wollte?
 Die Götter sind für Lancaster, er herrscht,
 Und York hat nichts als — — — — —
 Mitleid verdient — — — — —
 Und — — — — —
 Doch auch dem Feind erweist sie sich gerecht;
 In — — — — —
 Den Abgesandten König Heinrichs ehren.

Hereford.

Ein glänzend Muster frommer Schwestertreu'
 Und Mutterliebe stellt die Fürstin auf
 In diesen herzlos — vergeßnen Zeiten.
 Nach Brüssel wallen alle treuen Herzen,
 Die für das edle Haus der York Verfolgung dulden,
 Und — — — — —
 Auch hat der Himmel sichtbar sie beglückt,
 Vom Grabe rief er ihr den teuren Neffen,
 Den längst für tot bejammerten, zurück;
 Verjüngt sieht sie den schon erstorbnen Stamm
 In diesem edeln Königszweige grünen. —
 Wo aber ist er, dieser teure Herzog,
 Daß ich mit frommem Kniefall ihn verehere?
 Denn Herd und Heimat ließ ich hinter mir,
 Und mit den Söhnen eilt' ich her, die neue Hoffnung
 Des Vaterlandes freudig zu umfassen.
 — Wo find' ich ihn? (Gedräng' — — — — —)

Bischof.

Ihr werdet ihn alsbald
 An meiner Fürstin Hand erscheinen sehn,

Denn diese Menge, die sich dort — —
Mit freudigem Strom in diese Halle drängt,
Verkündet uns, daß sich die Fürsten nahen.

Bürger und Bürgerweiber von Brüssel.

Erster Bürger.

Das sind geflüchtete Engländer. Sie kommen, den Herzog von York zu begrüßen. Ihren König und rechtmäßigen Herrn. Der andre, der Heinrich, ist nur ein Tyrann.

Zweiter Bürger.

Die ganze Stadt ist voll Engländer. Es ist bald kein Raum mehr, sie zu beherbergen.

Zweiter Bürger.

Wir haben den König von England in unsern Stadtmauern.

Dritter Bürger.

Wir sind seine Beschützer.

Zweiter Bürger.

Die ganze Stadt ist voll Engländer.

Er wird hier durchkommen. Ich — — — — — Popularität des Herzogs. — Seitdem er da ist, viel gute Folgen. — Seine mittheilungswürdige Lage. — Seine Schönheit, Hoheit, fürstliche Großmuth.

Ein Kaufmann aus Gent.

Ein Schiffer.

Ein Fabrikant.

Ein — — — — —

Dritter Auftritt

Margareta und Warbeck als Herzog von York. Voraus gehen — — — — — und Edelleute folgen. Belmont spricht im Hineintreten mit der Herzogin, welche einen forschenden Blick umherwirft. Warbeck wird gleich bei seinem Eintritt von Menschen umdrängt, welche seine Hände, seine Kleider küssen und ihm lieblosen, daß er sich ihrer kaum erwehren kann. Er zeigt eine große Bewegung und winkt allen freundlich zu.

Margareta (sich eine Zeitlang an diesem Schauspiel weidend).

Ja, er ist's, ihr seht ihn vor euch, euren Richard, meines Bruders Sohn, der aus dem Grab erstanden, uns durch ein Wunder erhalten ist.

Sättiget euch an seinem Anblick, seht mein herrliches Geschlecht in diesem einen wieder auferstehn! Ich bin eine glückliche Frau, ich bin nicht mehr kinderlos. — Seht ihn recht an. Betrachtet diese Bilder der Verks an den Wänden! Vergleicht die Züge! Es ist, als ob diese Gestalten heruntergestiegen wären und hier wandelten! (zu Warbeck) Empfangt sie wohl, Prinz — Das sind die Freunde Eures Hauses, die für Eure Rechte streiten wollen usw.

Warbeck.

Meine Freunde -- Meine Ruhme --

Hereford.

Kommt, meine Söhne! Kommt alle! Kommt!

Er ist's, im innern Eingeweide spricht

Es laut! Er ist's! Das sind König Edwards Züge,

Das ist das edle Antlitz meines Herrn,

Auch seiner Stimme Klang erkenn' ich wieder!

(sich zu seinen Füßen werfend)

O Richard! Richard, meines Königs Sohn!

Welches Glück meiner alten Tage, daß ich dieses erlebte!

O laßt mich diese Hand küssen, diese teure Hand --

Warbeck.

Steht auf, Mylord -- Nicht hier ist Euer Platz -- Kommt an mein Herz -- Empfanget mich in Euren Armen, drückt mich an Euer englisch biedres Herz, an Eurer Liebe Glutten laßt meine Jugend wachsen. (Er umarmt die Söhne Herefords als seine Brüder.)

(Warbeck ist gerührt, dankbar, liebevoll, bescheiden; dabei aber edel und würdevoll, wie ein Fürst gegen seine Vasallen.)

Hereford.

(Ergötzt sich an allen Äußerungen Warbecks, in allen findet er eine Ähnlichkeit mit Eduard. Er erinnert sich einer Jugendgeschichte mit den York'schen Brüdern und erzählt sie; die Freude und das Alter machen ihn geschwätzig.)

O redet! Redet! Wie entkamet Ihr

Den blut'gen Mörderhänden? Wo verbarg

Euch rettend das Geschick, in anspruchloser Stille

Die zarte Blume Eurer Kindheit pflegend,
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Den Vielwillkommenen herrlich zuzuführen!

Margareta.

Bedenkt Euch nicht, ihm zu willfahren, Herzog.
Gerecht ist's, was der edle Lord erbittet;
Er ist es wert

Warbeck.

Laßt mich einen Schleier ziehn über das Vergangne!

Margareta.

Wie, Herzog!
Es ist eine falsche Scham, die Euch zurückhält;
Euer Unglück macht Euch ehrwürdig.

Hereford.

Warbeck (sucht sich von dieser Erzählung loszumachen).
Verschont mich, teure Ruhme!

Margareta.

Es sei! Ich will Eurer Gefühle schonen. Ich will Euch diesen
Schmerz ersparen. Wohl ist es schmerzlich, einen schweren Traum - -
Wir wollen es statt Eurer tun.

Hereford.

O - - - - -

Margareta.

Unsel'ge Erinnerungen muß ich
Erneuern, Zeiten muß ich ins Gedächtnis rufen,
Werüber man zur Ehre unsers Hauses
Die Schatten wälzte einer ew'gen Nacht.
Doch unser Unglück ist's, nicht unser Unrecht,
Daß wir den Fluch der Welt gezeugt,
Denn seines Hauses blut'ger Feind war Richard,
Sowie des ganzen menschlichen Geschlechts.

Und war ein Ungeheuer in unsrer Familie, so hat sie auch treff-
liche Helden geboren, und - - - - -

Ich will meinen — — — nicht entschuldigen. Er war mein Bruder
 — aber — — — — —

Richard von Gloster stieg auf Englands Thron,
 Des Bruders Söhne schloß der Tower ein,
 Und ewig — — — — —
 Das ist die Wahrheit, und die Welt will wissen,
 Daß Tyrrel sich mit ihrem Blut besleckt,
 Ja selbst die Stätte zeigt man sich;
 Doch Nacht und undurchdringliches Geheimnis
 Deckt jenes furchtbare Ereignis zu,
 Und spät nur hat die Zeit den Schleier gelüftet.
 Wahr ist's, der Mörder Tyrrel ward geschickt,
 Die Knaben zu ermorden; einen Macht-
 Befehl von König Richard wies er auf,
 Der Prinz von Wales fiel durch seinen Dold,
 Den Bruder sollte gleiches Schicksal treffen.
 Doch sei's, daß das Gewissen jetzt des Mörders
 Wach ward, sei's, daß des Kindes rührend Flehen
 Das eh'rne Herz im Busen ihm erschüttert —
 Er führte einen ungewissen Streich
 Und floh davon, ergrauend seiner That.
 Genug, der Prinz entrann dem Tod, der Wärtter
 Verborg ihn, — — — — —
 Der Prinz war damals in dem sechsten Jahr,
 Und nichts ist ihm von jener dunkeln Zeit
 Geblieben als das Graun vor einem Dold,
 Das nicht die Jahre überwinden konnten.

Hereford.

Oh, das begreif' ich!

Margareta.

Nur in dem tiefsten Staub der Niedrigkeit
 Ließ sich ein solches Kleinod — — — verbergen.
 Der Prinz ward einem Bürger anvertraut
 Und als sein Sohn erzogen, unbekannt
 Sich selbst; auch der sein pflegte, wußte nicht,
 Daß er den Sohn des Königs auferzog.

Denn wohlbedächtlich schwieg der Wärter,
Solange Richard blutig waltete.
Doch jetzt, als dieser in der Schlacht vertilgt
Bei Bosworth und das Reich erledigt war,
Gedachte jener des ausgefetzten Kindes
Und macht' sich auf mit freier Ungeduld,
Das anvertraute Pfand zurückzufordern.
Doch in ein fremdes Land entschwinden war
Der Pflegevater mit dem Zöglinge
Und beider Spur verloren — Mächtig wuchs
Indes d — — — — —
Den edeln — — — — —
— — — Doch das Yorksche Heldenblut,
Das in den Adern dunkel mächtig floss,
Durchbrach die engen Schranken seines Glücks,
Es trieb ihn aus des Pflegevaters Haus:
Das Schwert nur fand er seines Strebens wert,
Und zu den Waffen griff der junge Held.

Hereford.

Nicht in das Joch spannt man des Löwen Brut.

Zwei weitere Szenen aus dem ersten Aufzug

Erich und Abelaide.

Erich.

Wohl! Eine treffliche Komödiantin ist
Die Mühme, das gesteh' ich! Spielte sie
Nicht bis zur höchsten Täuschung ihre Rolle?
Nicht ernstlich und natürlich flossen ihr
Die Tränen.

Abelaide.

Ihre Rolle!

Erich (als ob er sie jetzt erst bemerkte).

Und auch Ihr,
Prinzessin, seid noch ganz bewegt — Was seh' ich?
Und Eure schönen Augen ganz in Tränen?

Ist's möglich? So gar nahe ging sie Euch,
Die herzerbrechend klägliche Geschichte?

Adelaide.

Ihr seid der einzige, den sie nicht rührt!
Rühmt Euch, daß Euch ein dreifach Erz die Brust
Verwahrt vor jedem menschlichen Gefühl!

Erich.

Mich rühren! Solch ein Gaukelspiel! Denkt Ihr,
Ich sei so leicht zu täuschen als die Welt?
Ich soll an diesen aufgehaschten Vort,
Das Geschöpf und Nachwerk Eurer Mühne glauben?
Belustigt hat mich dieses Spiel. Ich mag's
Wehl leiden, daß die Welt verworren wird,
Daß jenem überweisen Lancaster,
Den sie den Salomo des Nordens nennen,
So schlimme Händel zubereitet werden.
Die Bosheit freut mich des verruchten Plans,
Den ein verschmitzter Weiberkopf ersonnen,
Doch meinen Scharfsinn wolle man nicht täuschen!
Durchschaut hab' ich mit einem einz'gen Blick
Die Maske, und entschieden bin ich nun!

Adelaide.

Unglücklicher Plantagenet!

Erich.

Ich habe mir die eigne Lust gemacht,
Ihn zu — — — und ins 'Aug' zu fassen,
Weil ich gerade müßig war. — Auch die Mühne
Hab' ich — — — und Blicke
Hab' ich ertappt, die zwischen ihm und ihr
Bedeutungsvoll gewechselt wurden. — Er
Ein Fürst? Ich muß auch wissen, wie ein Fürst
Sich darstellt. — Würde weiß er sich zu geben,
Doch die Natur, das Unbewußte, fehlt,
Die glücklich blinde Sicherheit. — Man muß
Ein Fürst geboren sein, um es zu scheinen.

Adelaide.

Wer leugnet, daß der Herzog neu noch ist
In seinem Stand! War er darin erzogen?
Ein Jahr ist's kaum, daß er sich selbst gefunden.

Erich.

Was man geboren ist, das lernt sich schnell.
Nicht die Gewandtheit ist's, die ich an ihm
Vermisse -- Mein, er stellt sich leidlich dar
Doch die Verlegenheit spür' ich ihm an,
Die leise Furcht, man zweifl' an seinem Stand,
Und dies ist mir ein Pfand, daß er ihn lügt.

Adelaide.

Wem hat Natur den Fürsten auf das Antlitz
Geschrieben, wenn auf deiner Stirne nicht
Das hohe Zeichen leuchtet! Nicht vermehre
Das Mißgeschick, das dich im Staub gewälzt,
Den angestammten Adel zu verlöschen.

Nicht der Palast ist's und --

Wo

Nur unter Menschen lernt sich Menschlichkeit.
O danke dem Geschick, das raub und streng,
Das dich beraubte, um dich reich zu schmücken.
Die wahrhaft Armen sind die Glücklichen,
Die ein

Erich.

Sagt's nur heraus, daß wir Euch nicht gefallen.

Adelaide.

Das wißt Ihr, und Ihr werbt um meine Hand!

Erich.

Ich bin Euch nicht empfindsam -- --

-- Erlaubt mir, Mühmchen, es zu sagen?

Ich brauch' es nicht zu sein -- Ich brauche mich
Nicht intressant zu machen, denn ich bin's.

Der Bettler muß gefallen, der Betrüger
Muß rühren, doch der Fürst steht auf sich selbst.

Abelaide.

Erich.

Ich hab' es wohl bemerkt, daß er Euch liebt --
Ja, ja, das hab' ich -- Seht, wie Ihr erröthet.

Daß er im stillen sich um Euch verzehrt,
Aus seiner Rolle kommt in Eurer Nähe.

Ich könnt' es übelnehmen, doch das ist
Ein niederträchtig bürgerlich Gefühl,
Das ich verachte. -- -- --
Daß ich Euch darum noch besonders liebe,
Weil dieser Vork sich um Euch quält -- So bin ich!
Er liebt Euch, aber ich werd' Euch besitzen!
Das ist die Sache! Im Besitze liegt's!
Und eine süße Lust gewährt es mir,

Abelaide.

O Schicksal! Was bereitest du mir zu!

Erich.

Nicht wahr, Ihr seid jetzt bitterböse auf mich,
Und Eure Blicke möchten mich durchbehren.
Gesteht's, Ihr haßt mich, Mähdchen, recht von Herzen.
Besänftigt Euch! Es war so böse nicht
Gemeint, die kleine Rache wollt' ich nur
Für Eure scharfe Stachelzunge nehmen.
Kommt, gebt mir Eure schöne Hand -- Laßt uns
Der Tante folgen -- Wie? Ihr zürnt im Ernst?
Wie? Ihr seid ernstlich böse? Werdet gut!
Nicht doch. Schickt Euch darein, so gut Ihr könnt.
Ihr müßt doch Herzogin von Gotland werden,
Ihr müßt, die Tante will's, ich will's, die Welt
Ist unterrichtet, und es muß geschehen. (Geht ab.)

Abelaide (allein).

Ist's wahr, was der Verhaßte sagte? Hat
Er recht gesehen? Richard, liebst du mich?
Ja, ja du liebst mich, wir verstehen uns,

Dein Auge sprach, nicht konnte meines schweigen.
Doch weh uns, weh! Verwahren müssen wir
Im tiefsten Busen, was wir liebend fühlen!
Denn andre Bande sollst du schließen, ich
Soll diesem Nothen aufgeopfert werden.
Ein fremder Wille waltet über uns,
Nicht darf das Herz sich freudig selbst verschenken.

— O hart ist unser Schicksal, teurer Vork,
Und ach! es ist sich leider so verwandt!
Denn beide sind wir elternlose Kinder,
In die Macht gegeben einer herrischen
Verwandtin, die uns liebend unterdrückt.

— Ich kenne sie, sie fordert Sklavendienst,
Wie fühlte sie der Mutter zarte Triebe.

Nicht — — — — —

Als ihren Neffen liebt sie dich, mit heft'ger
Inbrunst den Neugesunden umfassend.
Doch eben darum müssen wir erzittern,
Denn ihre Liebe ist gebieterisch,
Und heftig eifert sie auf ihre Rechte,
Und fördern wird sie nie, was sie nicht schuf.
Wohl hat er recht gesehen, der Verbannte!
Dich zwingt und engt das Aug' der Herzogin,
Und deine schöne Seele ist nicht frei
In ihrer Nähe -- Zitter' ich doch wie du!
Und unsre Blicke heben einverstanden,
Wie schene Tauben vor des Geiers --

O hartes Los der Waisen,
Die aus der Liebe Armen in die Welt,
Die kalte, feindliche, hinausgestoßen,
Der fremden Großmut übergeben sind.
Schwer lastet auf der freien edlen Brust
Die Wohlthat, die das stolze Mitleid schenkt;
Die Liebe nur versteht es, schön zu geben!
Und wo die Furcht es -- -- niederdrückt,
Da wagt das Herz nicht freudig aufzustreben!
Die kalte Großmut hat kein innres Leben!
O Richard! Warum mußten wir uns auch

Hier an dem stolzen Fürstenhose finden!
 Dir selbst verborren, gingst du durch die Welt,
 Mit harmlos glücklicher Unwissenheit
 Dich in dem — — Menschenstrom verlierend;
 Frei warst du wie der Vogel in den Lüften,
 Du hattest keinen Namen, doch dein Herz war dein.
 Jetzt bist du angefesselt, angeschmiedet
 Mit ehernem Kettenring an deinen Stand,
 — — — — — denn geboren
 Du fandest dich um hast dich selbst verloren!
 O warum müßtest du deinen Stand erfahren!
 O hätten wir uns ewig unbekannt
 Dort unter einem niedern Dach getroffen!
 Da hätten unsre Herzen uns vereint,
 Den Glanz der Größe hätten wir entbeht
 In sel'ger Blindheit und das Glück gefunden!
 Doch warum schelt' ich das Geschick?
 Dort in der Dunkelheit hätte ich dich nie gefunden!
 Gepriesen sei mir des Geschickes Günst,
 Das dich dir selber, das den verlorenen Namen
 Dir wiedergab, dich an das Licht der Welt
 Herfür zog, es führt uns ja zusammen!

Zweiter Aufzug

1.

Der erste Akt zeigt Warbed in seinem öffentlichen Verhältnis, jetzt erblickt man ihn in seinem innern. Die glänzende Hülle fällt, man sieht ihn von den eignen Dienern, welche Margareta ihm zugegeben, vernachlässigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und verachten ihn deswegen, andere, die an seine Person glauben, bezeugen ihm schlecht, weil er arm ist und von der Gnade seiner Anverwandten lebt; das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupt zusammen. Er leidet Mangel an dem Notwendigen, er vermisst in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Überfluß seines vorigen Privatstandes, aber es gibt ein Herz, das ihm alle diese Leiden versüßt.

2.

Abelaide kennt seine eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Großmutter nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

5.

Ein schlechter Mensch, der ihn in seinem Privatstande gekannt hat, stellt sich ihm dar und erschreckt ihn durch die Kenntniss, die er von seiner wahren Person hat. Er hat das höchste Interesse, ihn zu entziffern, und muß seine Verschwiegenheit erkaufen. (Diese und folgende Scene könnten vielleicht in den vierten Akt verlegt werden.)

4.

Lord Hereford findet ihn mit diesem Menschen zusammen und wundert sich über das zudringliche respektwidrige Betragen dieses Kerls; er tut Fragen an ihn, die den Warbeck in große Angst setzen. Endlich ist Warbeck dahin gebracht, von Hereford zu borgen; dieser hat die wenige Achtung, die man dem Sohn seines Königs bezeugt, mit Unwillen bemerkt, er erklärt sich diese Geringschätzung aus der bedürftigen Lage Richards und dringt desto lebhafter in ihn, seine Landung in England zu beschleunigen.

5.

Erich hat einen boshaften Anschlag gegen Warbeck und kommt, ihn auszuführen. Er bringt viele Zeugen mit und affektiert eine große Ehrfurcht gegen Warbeck, den er absichtlich und bis zur Übertreibung Prinz von York nennt.

6.

Ein Kerl, von Erich unterrichtet, kommt, sich für seinen Verwandten auszugeben, eine Schuldforderung an Warbeck zu machen, behauptend, daß er diesen als einen Elenden gekannt und ihm Geld geliehen habe. Erich schärft durch seinen Hohn diese Beschimpfung noch mehr, und Warbeck steht einen Augenblick wie vernichtet da. Schnell aber besinnt er sich und setzt dem Erich den Degen auf die Brust, drohend, ihn zu töten, wenn er nicht sogleich den angestellten Streich bekennte. Erich ist ebenso feig als boshaft und gesteht in der Angst alles, was man wissen will. Warbeck ist nun gerechtfertigt, Erich beschimpft, und der erste geht noch mit Vortheil aus dieser Verlegenheit, weil sein Nebenbuhler sich verächtlich machte.

7.

Die Herzogin ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden und kommt selbst, die beiden Prinzen miteinander auszuöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feind seine Hand biete, und da jener sich weigert, so gibt sie ihm zu verstehen, daß sie es so haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Erich ein Prinz sei, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nichtigkeit fühlen.

8.

Ein abenteuerlicher Abgesandter kommt, im Namen Eduards von Clarence, um eine Sauvegarde nach Brüssel zu bitten, damit er sich der Herzogin, seiner Tante, vorstellen und die Beweise seiner Geburt beibringen dürfe. Er sei aus dem Tower zu London entflohen und komme, seine Ansprüche an den englischen Thron geltend zu machen. Margareta zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerei, aber es affordiert mit ihren Zwecken, sie zu begünstigen. Sie zeigt sich daher geneigt, die Hand zu bieten, aber Warbeck redet mit Hestigkeit dagegen. Margareta weist ihn, auf die ihr eigne gebieterische Art, in seine Schranken zurück und läßt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß schweigen, aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit diesem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

9.

Margareta ist nun mit Belmont allein und bemerkt mit stolzem Unwillen, daß Warbeck anfangs, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Abneigung gegen ihn gehabt, nun fangen seine Anmachungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug, der Betrug selbst, den sie durch ihn spielte, ist ihr lästig, und seine Existenz als York, als ihr Nefse, beschämt ihren Fürstenstolz.

10.

In dieser ungünstigen Stimmung findet sie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, sie zu bitten, daß sie von den Bewerbungen des Prinzen von Gotland befreit werden möchte. Adelaide verrät zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erzürnte Herzogin noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von

ihr entlassen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken und jenen als ihren Gemahl anzusehen.

Die Hochzeit wird aufs schnellste beschlossen, und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängnis.

Dritter Aufzug

1.

Ein offener Platz, Thron für die Herzogin. Schemen sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweikampf. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene.

Eduard Plantagenet läßt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten — Exposition von Simmels und Warbecks Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entschieden werden soll. Eduard vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Neuesten und das größte Interesse für diese Angelegenheit verraten, erregen die Verwunderung des andern. Der englische Botschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

2.

Simmel zeigt sich mit seinem Anhang und harangiert das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Flucht aus dem Tower, und die Menge teilt sich über ihn in zwei Parteien. (Die Ahnung des Zuschauers stellt hier den falschen und den echten Plantagenet nebeneinander.) Der englische Botschafter macht sich an Eduard und sucht ihn auszuforschen, aber er findet ihn höchst schüchtern und misstrauisch und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

3.

Die Herzogin kommt mit ihrem Hofe. Erid, Adelaide und Warbeck begleiten sie. Trompeten ertönen, und Margareta setzt sich auf den Thron.

Während sich dieses arrangiert, hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende unwürdige Scene, Warbeck aber seinen leichten Mut über den Kampf zu erkennen gibt.

Ein Herald tritt auf, und nachdem er die Veranlassung dieser Feierlichkeit verkündigt hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simmel, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt und seine Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simmels Vergeben für falsch und frevelhaft erklärt und bereit ist, dieses mit seinem Schwert zu beweisen. Beide Kämpfer berufen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

4.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, bemerkt die Herzogin gegen Belmont oder gegen den englischen Botschafter oder auch gegen Hereford, welche über den vermeintlichen Prinzen von Clarence spotten, daß sie an eben diesem Morgen von sicherer Hand aus London Nachricht erhalten, daß dieser Prinz wirklich aus dem Tower entsprungen sei; welches den englischen Botschafter sehr zu beunruhigen scheint.

Unterdessen hat der junge Plantagenet durch seine große Gemütsbewegung und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzogin und der Prinzessin erregt. Jene fragt nach ihm, er gibt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzogin. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. Simmel wird überwunden und fällt. Alles steht auf, die Schranken werden eingebrochen, das Volk dringt schreiend hinzu. Simmel bekennt sterbend seinen Betrug und die Anstifter, er erkennt den Warbeck für den echten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

5.

Warbeck als Sieger und anerkannter Herzog ergreift diesen Augenblick, der Prinzessin öffentlich seine Liebe zu erklären und die Herzogin um ihre Einwilligung zu bitten. Die englischen Lords legen sich drein und unterstützen seine Bitte. Erich wüthet, die Herzogin knirscht vor Zorn, reißt die Prinzessin hinweg und geht mit wüthenden Blicken.

7.

Jetzt sammeln sich die Lords um ihren Herzog, schwören ihm Treue und Beistand und begleiten ihn im Triumph nach Hause.

8.

Plantagenet allein fühlt sich verlassen, seine Persönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für sich als sein Recht. Er entschließt sich dennoch, sich der Herzogin zu nähern. Stanley kann hier zu ihm treten und versuchen, ihn hinwegzudrängen.

Vierter Aufzug

1.

Herzogin kommt voll Zorn und Gift nach Hause. Ihr Haß gegen Warbeck ist durch sein Glück und seine Kühnheit gestiegen, die Nachricht von der Entspringung des echten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich, sie ist entschlossen, ihn fallen zu lassen, und fängt gleich damit an, daß sie der Prinzessin, welche ihr nachgefolgt ist, mit Härte verbietet, an ihn zu denken, und sogar einen Zweifel über seine Person erregt. Warbeck läßt sich melden; sie schickt die Prinzessin, welche zu bleiben bittet, in Tränen von sich.

Warbeck und Herzogin, erstes Tete a tete zwischen beiden. Warbeck, tühn gemacht durch sein Glück und auf seinen Anhang bauend, zugleich durch seine Liebe erhoben und entschlossen, seine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzogin einen mutigen Ton an und wagt es, sie wegen ihres widersprechenden Betragens gegen ihn zu konstituieren. Sie erstaunt über seine Dreistigkeit und begegnet ihm mit der tiefsten Verachtung. Je mehr sie ihn zu erniedrigen sucht, desto mehr Selbständigkeit setzt er ihr entgegen. Er beruft sich darauf, daß sie es gewesen, die ihn aus seinem Privatstand, wo er glücklich war, auf diesen Platz gestellt, daß sie verpflichtet sei, ihn zu halten, daß sie kein Recht habe, mit seinem Glück zu spielen. Ihre Antworten zeigen ihren süßlosen Fürstenstolz, ihre kalte, egoistische Seele; sie hat sich nie um sein Glück bekümmert, er ist ihr bloß das Werkzeug ihrer Pläne gewesen, das sie wegwirft, sobald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbständig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürsten zu

spielen, gibt ihm die Kraft, sich einer schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzogin genöthigt, ihre innere Wut zu dissimulieren und verläßt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

3.

Die Prinzessin wird durch die Furcht vor einer verhassten Verbindung, und weil sie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzogin zu erhalten, dem Betrüger gewaltsam in die Arme getrieben. In vollem Vertrauen auf seine Person kommt sie und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläßt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des York'schen Hauses, zu dem sollten sie miteinander fliehen. Sie übergibt ihm alles, was sie an Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Betrügerei; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen und noch weniger das Geständnis der Wahrheit wagen; sein Kampf ist fürchterlich, er verläßt sie in Verzweiflung.

4.

Sie bleibt verwundert über sein Betragen zurück und macht sich Verwürfe, daß sie vielleicht zu weit gegangen sei, entschuldigt sich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

5.

Plantagenet tritt auf, schüchtern und erschrocken sich umsehend und den theuren Familienboden mit schmerzlicher Nührung begrüßend. Er erblickt die York'schen Familienbilder, kniet davor nieder und weint über sein Geschlecht und sein eigenes Schicksal.

6.

Warbeck kommt zurück, entschlossen, der Prinzessin alles zu sagen. Er erblickt den knienden Plantagenet, erstaunt, fixiert ihn, erstaunt noch mehr, läßt sich mit ihm ins Gespräch ein; was er hört, was er sieht, vermehrt sein Schrecken und Erstaunen; endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor sich habe. Plantagenet entfernt sich mit einer edeln und bedeutenden Äußerung und läßt ihn schreckenvoll zurück.

7.

Er hat kaum angefangen, seine Ahnung und seine Furcht auszusprechen, als der englische Botschafter eintritt und ein Gespräch mit ihm verlangt. Dieser bestätigt ihm augenblicklich seine Ahnung und trägt ihm eine Komposition mit dem englischen König an, wenn er den rechten York aus dem Weg schaffen helfe. Beide haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr seiner Situation, aber sein Haß gegen Lancaster und seine bessere Natur siegen, und er schickt den Versucher fort.

8.

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York ist da, er kann zurückfordern, was sein ist; die Herzogin wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falschen York sein Theaterkleid abziehen; alles ist auf dem Spiel, die Prinzessin ist verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen kann behauptet werden; er verwünscht seinen ersten Schritt, er wünscht, daß er nie geboren wäre.

9.

Herzogin kommt mit ihrem Rat. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüssel sei, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dorthin. Herzogin ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft; verlegen wegen Warbeck. Doch sie ist fest entschlossen, diesen aufzuopfern, sobald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser teure Neffe? Kildare schreibt, er sei geradenwegs nach Brüssel, so könnte er schon da sein. Sie erinnert sich des Jünglings — Das Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für dasselbe, welches sie dem Eduard vor neun Jahren geschenkt — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: niemand als Warbeck. Es durchfährt sie wie ein Blitz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Aufzug

1.

Vor dem Yorkischen Monument. Plantagenet tritt auf, er ist heimatlos, die Müdigkeit der langen Reise überwältigt ihn, der Schlaf

ergreift ihn, er empfiehlt seine Seele dem Ewigen und bittet ihn, daß er im Himmel wieder aufwachen möchte.

Warbeck kommt und betrachtet den Schlafenden. Währendes Selbstgespräch, wo er seine Qual mit dem Frieden des Kindes vergleicht. Er wird weich, und wie er kommen hört, tritt er auf die Seite.

5.

Zwei Mörder treten auf, wollen den schlafenden Knaben töten. Warbeck eilt zu Hilfe, verwundet den einen, beide entfliehen, der Knabe erwacht, Kamill erscheint von einer andern Seite, Warbeck läßt den Knaben, der sehr erschrocken ist, wegbringen und heimlich verwahren. Er selbst geht nach.

4.

Erich kommt mit dem englischen Botschafter. Sie finden Spuren von Blut, der Mörder hat gewinkt, sie zweifeln nicht mehr, daß die That geschehen sei, freilocken darüber und beschließen nunmehr, den Verdacht dieses Mords auf Warbeck zu wälzen.

5.

Herzogin. Ihr Mat. Prinzessin. Lords. -- Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Herzogin hat einen gräßlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

6.

Erich und der Botschafter erzählen von einem Mord, der geschehen sein müsse; sie hätten um Hilfe schreien hören; wie sie herbeigeeilt, sei Blut aus dem Boden gewesen. Die Herzogin und Prinzessin in der größten Bewegung.

7.

Warbeck kommt, Herzogin empfängt ihn mit den Worten: „Wo ist mein Neffe? Wo habt Ihr ihn hingeschafft?“ Wie er stutzt, nennt sie ihn geradeheraus einen Mörder. Auf dieses Wort geraten alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene schelten, daß sie den Herzog, ihren Neffen, einer so schrecklichen That beschuldige. -- Jetzt entreißt ihr der Zorn ihr Geheimnis. „Herzog?“ sagt sie. „Ein Vork? Er mein Neffe?“ — und erzählt den ganzen Betrug mit wenig Wor-

ten, davon der Desfrain immer „der Mörder“ ist. Prinzessin wankt, will sinken; Warbeck will zu ihr treten, Prinzessin stürzt der Herzogin in die Arme; Warbeck will sich an die Lords wenden, sie treten mit Abscheu zurück. In diesem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Herzogin sagt: „Er kommt zur rechten Zeit -- Ich habe seine Ankunft nie gewünscht. Jetzt ist sie mir willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat ihre Kindheit erzogen. (Sie wendet sich zu Warbeck.) Verbirg dich, wenn du kannst. Versuch, ob du dich auch gegen diesen Zeugen behaupten wirst.“

8.

Kildare tritt herein, Warbeck steht am meisten von ihm entfernt und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. Herzogin geht ihm entgegen. „Ihr kommt, einen Port zu umarmen, unglücklicher Mann, Ihr findet keinen“ usw. Ehe Kildare noch antwortet, sieht er sich im Kreis um und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, stutzt, staunt, ruft: „Was sebst du!“ Warbeck richtet sich bei diesen Worten auf, sieht dem Grafen ins Gesicht und ruft: „Mein Vater!“ Kildare ruft ebenfalls: „Mein Sohn!“ -- „Sein Sohn!“ wiederholen alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Kildare steht voll Erstaunen, weiß nicht, was er dazu sagen soll. Er bittet die Umstehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu lassen. Man tut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwei Mörder eingebracht habe; Herzogin eilt ab, sie zu vernehmen.

9.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erstaunen ist, in dem vermeinten Port seinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten alles, Kildare apostrophiert die Vorsicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht sein Sohn sei, daß er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er sei ein natürlicher Sohn Edwards IV., ein geborener Port. Das Rätsel seiner dunkeln Gefühle löst sich ihm, das Knäuel seines Schicksals entwirrt sich auf einmal. In einer unendlichen Freude wirft er die ganze Last seiner bisherigen Qualen ab, er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu lassen.

10.

Kildare und bald darauf die Lords, welche zurückkommen, nebst Erich und dem Botschafter. Sie beklagen den Kildare, daß er ein solches Un-

geheuer zum Sohn habe, der den heiligen Namen eines Vork usurpiert und den wahren Vork ermordet habe. Kildare kann letzteres nicht glauben, und das erste beantwortet er damit, daß er ihnen die wahre Geburt Warbecks meldet. Sie glauben ihm und erstaunen darüber, bedauern aber desto mehr, daß sie in dem Sohn ihres Herrn einen Mörder erblicken müssen.

11.

Indem erscheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erstaunen, Kildare erkennt den jungen Prinzen, dieser weiß nicht, wie ihm geschieht, bis Warbeck das ganze Geheimnis löst und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen und ihn als seinen Vetter zu umarmen. Freude der Lords, Edelmut des Plantagenet.

12.

Herzogin kommt zu dieser Szene, sie umarmt ihren Neffen und schließt ihn an ihr Herz. Lords verlangen, daß sie gegen Warbeck ein Gleiches tue. Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt. Sie ist gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, daß sie geht, um die Prinzessin abzuholen.

13.

Zwischenhandlung, solange sie weg ist, Erichs und des Botschafters Mordanschlag kommt ans Licht, ihnen wird verziehen, und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Botschafter in der Stellung, den Plantagenet umarmend, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, daß sie beide gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron wollen geltend machen.

14.

Herzogin kommt mit der Prinzessin zurück. Schluß.

Die Malteser

Eine Tragödie

Exposition

Malta ist von der ganzen Macht Solimans belagert, der dem Orden den Untergang geschworen. Mit den türkischen Befehlshabern Mustapha und Pialy sind die Korsaren Muzzialy und Dragut und die Algierer Hascem und Candelissa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beiden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entsaß auf die Insel gebracht werden. Zu Lande haben die Türken das Fort San Elmo angegriffen und schon große Vorteile darüber gewonnen. Der Besitz dieses Forts macht sie zu Herren der zwei Seehäfen und setzt sie instand, St. Ange, St. Michael und Il Vergo anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten ist. La Valette ist Großmeister von Malta. Er hat den Angriff der Türken erwartet und sich darauf bereitet. Die Ritter sind nach der Insel zitiert worden und in großer Anzahl darauf erschienen. Außer ihnen sind noch gegen 10 000 Soldaten auf derselben, Kriegs- und Mundvorrat genug, die Festungswerke in gutem Stand. Aber demungeachtet ist auf einen Entsaß von Sizilien gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zugrund richten und die Mannschaft aufreiben müssen. In jedem Angriff gehen Ritter und Soldaten zugrunde, und wenn also kein Sukkurs ankommt, so muß es, wenn die Türken aushalten, doch zuletzt an Verteidigern fehlen. Ebenso ist es mit den Festungswerken, welche einer fortgesetzten Bestürmung nicht widerstehen können.

La Valette hat alle Ursache, einen Entsaß von Sizilien aus zu hoffen, da der Untergang von Malta die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr setzt. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterstützung zugesagt und seinem Vizekönig zu Sizilien deshalb Befehle gegeben. Eine Flotte ist in den Häfen dieser Insel zum Aus-

laufen fertig, viele Ritter und andre Abenteurer sind herbeigeströmt, sich auf derselben nach Malta einschiffen zu lassen, die Geschäftsträger des Großmeisters sind bei dem spanischen Vizekönig unermüdet, um das Anlaufen dieser Flotte zu beschleunigen.

Aber die spanische Politik ist viel zu eigennützig, um an diese große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken schreckt die Spanier. Sie suchen Zeit zu gewinnen, wollen mit dem Angriff warten, bis die Türken geschwächt sind, und sich nicht in Gefahr setzen. Es liegt ihnen nichts daran, ob der Orden seine Kräfte dabei zusetzt, wenn er nur nicht ganz untergeht, und die Tapferkeit der Ritter ist ihnen Bürge, daß sie den Türken schon zu schaffen machen werden. Ihre Hoffnung ist, daß die Türken durch den Widerstand des Ordens nach und nach so geschwächt werden sollen, daß sie entweder die Belagerung von selbst aufgeben oder zuletzt mit weniger Gefahr aus dem Felde geschlagen werden können. Der Viceron von Sizilien hält also den Orden mit Suktursversprechungen hin, aber er leistet nichts.

Unterdessen, daß er zögert und La Valette unaufhörlich in ihn dringen läßt, wird das Fort St. Elmo von den Türken immer heftiger bedrängt. Das Fort ist an sich selbst kein sehr haltbarer Platz, wegen des engen Terrains hat man nicht Werke genug anbringen können. Es kann außerdem nicht viel Mannschaft fassen, und da diese sich bei jedem Angriff der Türken vermindert, so sind immer neue Zuflüsse nötig. Die Türken haben schon einige Außenwerke im Besitz, ihr Geschütz beherrscht die Wälle, und viele starke Breschen sind schon geschossen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht geschützt und ist, aller ihrer Tapferkeit ungeachtet, ein leichter Raub des feindlichen Geschüßes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter dieses Postens bei dem Großmeister an, sich an einem haltbarern Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung da sei, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Großmeister vor, daß er die Elmoischen Ritter ohne Nutzen aufopfere, daß es nicht gut getan sei, die Kraft des Ordens durch eine hoffnungslose Verteidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen; besser wär' es, die ganze Stärke desselben an dem Hauptort zu konzentrieren. Die Türken selbst könnten nichts so sehr wünschen, als daß sich der Großmeister enttiere, seine besten Ritter nach und nach auf diesem entblößten Posten hinzuopfern usw.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Großmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, daß St. Elmo nicht behauptet

werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben: 1. liegt alles daran, daß sich Elmo so lang als möglich halte, um der sizilischen Hilfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen; denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beide Seehäfen verschließen, und der Entsatz ist schwerer; auch würden die Spanier dann, wie sie gedroht, zurücksegeln. 2. Ist Elmo über, so kann der Feind seine ganze Stärke konzentriert auf das Zentrum des Ordens richten und, indem er ihm den Sulturs von außen abschneidet, ihn nach und nach in Kämpfen erschöpfen. Zwingt man die Türken aber, Elmo im Sturm zu ersteigen, so wird: 1. ihre Macht geschwächt, und sie sind zu großen Unternehmungen auf den Hauptort weniger fähig, und 2. (was für den poetischen Gebrauch das Wichtigste ist) man erschreckt sie durch dieses Beispiel verzweifelter Gegenwehr schon an der ersten Instanz und gibt ihnen einen solchen Begriff von der christlichen Tapferkeit, daß sie die Lust verlieren müssen, dieselbe auf neue Proben zu setzen.

Der Großmeister hat also überwiegende Gründe, einen Teil seiner Ritter, die Verteidiger des Fort St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. So grausam dieses Verfahren ist, so würde es doch nicht mit den Gesetzen des Ordens streiten, da jeder Ritter sich bei der Aufnahme anheischig gemacht, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zu einer blinden Unterwerfung unter ein so grausames Gesetz gehört der reine Geist des Ordens, weil die Unterwerfung von innen heraus geschehen muß und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden. Es gehört dazu: 1. eine blinde Ergebung in den Schluß des Großmeisters, also die Überzeugung von seiner Gerechtigkeit und Weisheit, 2. eine fromme, religiöse, von allen andern menschlichen Interessen abgezogene Denkart, verbunden mit einem hohen Heroismus.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so notwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigene Weise sein und sich nicht mit blinder Resignation dem Gesetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen geistlichen (idealistischen) Sinn, und ihr Sinn ist weltlich (realistisch); sie sind von ihrem ursprünglichen Stiftungsgeist ausgeartet, sie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht, sie haben ein Interesse gegen die Pflicht des Augenblicks. Sie sind Helden, aber nicht christliche, nicht geistliche Helden. Die Liebe, der Reichtum, der Ehrgeiz, der Nationalstolz usw. bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchsten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlassen sich offenbar den Ausschweifungen, denn La Valette, der eine liberale Denkart besitzt und selbst von gewissen Menschlichkeiten sich nicht frei weis, hat durch die Finger gesehen. Jetzt aber, da aus diesen Unordnungen sich gefährliche Folgen erzeugen, da sie zu Spaltungen und innerm Krieg in dem Orden Anlaß geben, sieht er sich genötigt, den Orden zu reformieren und in seiner ersten Reinheit herzustellen. Er verbietet die Glücksspiele, die Pracht in Kleidern und die Gelage und bringt durch diese Reformen die Ritter gegen sich auf, die sein Betragen willkürlich und tyrannisch finden und behaupten, daß jetzt keine Zeit sei, sie einzuschränken, daß der Krieg und die Gefahr die Freiheit begünstige.

Personen

La Valette, der Großmeister	Der Renegat
Memegas, der Admiral	Alter Christensklav
Biron, sein Nebenbuhler	Der türkische Dolmetscher
Montalto, der Verräter	Lascaris, der griechische Überläufer
Erequi	Ebor, die geistlichen Ritter
St. Priest	Ritter, die sich lieben
Castriot, der Ingenieur	Die alten Ritter
Namiro, Wortführer von San Elmo	Türkischer Herold
Miranda, Botschafter aus Sizilien	Irene [die griechische]
	Gefangene

Fragment der ersten Szene

Eine offene Halle, die den Prospekt nach dem Hafen eröffnet

Memegas und Biron streiten um eine griechische Gefangene; dieser hat sie gefaßt, jener will sich ihrer bemächtigen.

Memegas.

Berwegner, halt! Die Sklavin raubst du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt.

Biron.

Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am liebsten folgen mag.

Romegas.

Mein ist sie durch des Krieges Noth und Brauch,
Auf dem Korsarenschiff gewann ich sie.

Biron.

Den roh korsarischen Gebrauch verdmäht,
Wer freien Herzen zu gefallen weiß.

Romegas.

Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muts.

Biron.

Der Frauen Ehre schüßt des Ritters Degen.

Romegas.

Saint Elme verteidige! Dort ist dein Platz.

Biron.

Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn.

Romegas.

Wohl sicher ist es, Weiber hier zu stehlen,
Als männlich dort dem Türken widerstehn.

Biron.

Vom heißen Kampf, der auf der Bresche glüht,
Läßt sich's gemächlich hier im Kloster reden.

Romegas.

Geherbe dem Gebietenden! Zurück!

Biron.

Auf deiner Flotte herrsche du, nicht hier!

Romegas.

Das große Kreuz auf dieser Brust verchre!

Biron.

Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.

Romegas.

Ruhmredig ist die Zunge der Provence.

Biron.

Noch schärfer ist das Schwert.

Homegas.**Ritter** (kommen).

Recht hat der Spanier — der Übermut
Des Provenzalen muß gezüchtigt werden!

Andre Ritter (kommen von der andern Seite).

Zu Hilf! Zu Hilf! Drei Klingen gegen eine!
Auf den Kastilier! Triff, wacker Bruder!
Wir stehn zu dir! Dir hilfst die ganze Zunge!

Ritter.

Zu Boden mit den Provenzalen!

Andre Ritter.

Nieder

Mit den Hispaniern!

(Es kommen noch mehrere Ritter, von beiden Seiten, in der Verwirrung
des Gefechts entflieht die Griechin.)

Chor tritt auf. Er besteht aus sechzehn geistlichen Rittern in ihrer langen
Ordenstracht und bildet zwei Reihen, die sich auf beiden Seiten des
Theaters stellen und so die übrigen umgeben.

Chor

eifert gegen den ordenswidrigen Gegenstand des Streits noch mehr als
gegen den Streit selbst. Durch dergleichen Laster sei der Zorn des Him-
mels gegen den Orden gereizt worden, und die weltliche Denkart der
Ritter stelle sie den Ungläubigen gleich. Ein Weib sollte diejenigen
entzweien, die das Gelübde der Enthaltbarkeit abgelegt!

Homegas

meint, der Chor spreche wie ein Mönch, sie aber seien Soldaten. (Seine
weltliche Denkart.)

I.

Die zwei Ritter sprechen mit Verachtung von der Gefahr und ver-
spotten die Zaghaftigkeit des Chors, der den halben Mond noch nie
gesehen; sie aber seien oft dagewesen und fürchten die Türken nicht.

Chor verbreitet sich über die furchtbare Macht des Feindes, Zahl
ihrer Schiffe, ihrer Anführer; er nennt ihre Namen, bezeichnet sie mit

kurzen Prädikaten und erweckt ein furchterregendes Bild von ihrer Übermacht.

Ritter zeigen die Hilfsmittel des Ordens. Zahl der Zungen, der Ritter, der Soldaten, Festigkeit der Werke, Tapferkeit des Ordens, Genie des Großmeisters.

Chor erwähnt des bedenklichen Zustandes von San Elmo.

Ritter zählen auf die nahe Ankunft der sizilianischen Flotte. Interesse des Vizekönigs von Sizilien, daß Malta nicht in feindliche Hände falle.

Chor wirft ein Wort hin von der Unsicherheit der Hoffnungen, die man auf andre baue, und von der Unzuverlässigkeit spanischer Versprechungen.

II.

La Valette kommt mit Miranda, dem spanischen Botschafter aus Sizilien. Er kündigt den Rittern an, daß sie nicht mehr auf spanische Hilfe hoffen, nicht mehr nach Sizilien hinübersehen sollen. Der Orden sei ganz allein auf sich selbst reduziert. Er läßt den Miranda seine Botschaft wiederholen, deren Inhalt ist, daß der Vizekönig seine Flotten nicht wagen wolle, wenn San Elmo, das den Hafen beherrsche, in den Händen der Türken sei. Allgemeiner Unwille der Ritter über die spanische Eigennützigkeit und treulose Politik bricht aus. Miranda, als ein loyaler Chevalier, bittet, bleiben zu dürfen und an der Verteidigung von Malta teilzunehmen.

III.

Montalto bringt einen alten Christensklaven, dem die Augen verbunden sind; ihn sendet Mustapha an den Großmeister, unter dem Vorwand zu unterhandeln, eigentlich aber, um die Kommunikation mit einem Verräther zu eröffnen. La Valette will nichts von Unterhandlung hören, zwischen den Rittern und den Ungläubigen dürfe nie ein Vertrag statt finden. Er droht, den Christensklaven und jeden künftigen Herold töten zu lassen. Christensklave klagt über sein hartes Los; man trägt ihm an, ob er bleiben wolle; er zieht vor, in seine harte Gefangenschaft zurückzugehen, weil er überzeugt ist, daß Malta doch fallen werde.

IV.

Eine Deputation der Elmoischen Ritter erklärt die Unhaltbarkeit des Forts und bittet, daraus abgeführt zu werden. Der hoffnungslose Zustand des Forts wird einleuchtend gemacht; aber La Valette besteht

darauf, daß es behauptet werde. Nachdrückliche Demonstrationen der andern Ritter zugunsten der Elmoischen. La Valette bedauert die letztern, bleibt aber unbittlich. Die Gründe der Ritter sind realistisch; er setzt ihnen aber idealistische entgegen, fordert Gehorsam und geht ab mit den ältern Rittern.

V.

Die Elmoischen Deputirten bleiben mit dem jüngern Theil der Ritter (Montalto, Namiro, Erequi. — Biron, Romegas, Miranda) zurück und nehmen von diesen einen ewigen Abschied, sagend, daß der Großmeister sie zum Tode bestimme. Unwille der jungen Ritter, besonders Erequis, der um das Leben seines Geliebten besorgt ist. Er fragt mit leidenschaftlichem Interesse nach diesem jungen Chevalier, freut sich über seine heroische Tapferkeit, aber zittert bei seiner Gefahr.

Montalto, der von Begleitung des Christenklaven zurückkommt, findet die Ritter sehr aufgebracht über den Großmeister, stimmt in ihren Ton ein, erbittert sie noch mehr, indem er böse Winke über die Parteilichkeit, Härte und Willkürlichkeit des Großmeisters hinwirft.

VI.

Eber solus spricht von dem strengen Verus des Ordens. — Lage von Malta, Charakter dieser Insel und Charakter des Ordens. Dessen Stellung gegen die ganze christliche Welt und gegen die Türken. Geschichte des Ordens in fünf Hauptperioden bis zu seiner Niederlassung auf Malta.

VII.

La Valette kommt zu dem Chor und gießt gegen denselben seinen Kummer aus, den er über Spaniens eigennützige Politik, über die harte Nothwendigkeit und über die Widerselblichkeit des Ordens empfindet.

Chor tadelt seine Indulgenz gegen die Ausschweifungen der Ritter und schildert die Verderbnisse im Orden, des heutigen Streits über die Griechen gedenkend.

La Valette gesteht seinen Fehler und entschuldigt sich wegen der Nothwendigkeit. Doch erklärt er, daß er jetzt ernstlich an die Reform des Ordens gehen wolle und mit Wegschaffung der griechischen Gefangenen bereits den Anfang gemacht habe.

Eber lobt ihn deswegen.

La Valette läßt merken, daß noch schlimmere Laster als die angeführten im Orden sich eingeschlichen. Er hat eine Spur von Verrätherei.

VIII.

Komegas und Biron kommen und beklagen sich heftig über Wegführung der Griechin. La Vallette dringt auf die Disziplin. Sie setzen ihm die lange Observanz, das Gesetz der Natur, die Freiheiten des kriegerischen Lebens entgegen und fordert Indulgenz. Er erinnert sie an ihre Gelübde, hält ihnen eine strenge Strafpredigt über die Verletzung derselben in allen Theilen, erklärt seinen Entschluß, zu reformieren. Sie erbüßen sich, er spricht als Herr und Superior mit ihnen und geht ab.

IX.

Beide suspendieren nun ihre Eifersucht und Privatstreitigkeiten, um sich gegen den Großmeister, den sie einer willkürlichen Herrschaft beschuldigen, zu vereinigen. „Nur unsre Trennung“, sagt Biron, „macht ihn so mächtig; erst laßt uns die Freiheit des Ordens gegen den Tyrannen behaupten, und dann wollen wir wieder von unsern Privat-
händeln reden.“

X.

Indem nun die zwei Kommandeurs auf diesem Weg gegen den Großmeister in Harnisch gebracht werden, hat es sich auf San Elmo zunehmend verschlimmert, und die Beharrlichkeit des Großmeisters, dieses Fort zu behaupten, wird für die grausamste Härte gehalten. -- Ein schwer verwundeter Ritter wird herübergebracht, der die Gemüther zum Unwillen aufreizt, er geht ab, um sich in die Kirche bringen zu lassen. Eine neue Gesandtschaft von San Elmo begleitet ihn mit einem nachdrücklichen Auftrag der dortigen Besatzung, daß sie entweder abgeführt sein oder in einem Ausfall umkommen wolle.

XI.

Unter dieser Gesandtschaft ist St. Priest, Erequis Liebling und der Günstling (oder Anverwandte) des Großmeisters. Sein Ansehen, hofft man, werde den Großmeister eher zur Einwilligung vermögen. Erequi tritt mit ihm auf, voll Leidenschaft, entschlossen, sich von dem Geliebten nicht loszureißen. Seine schwärmerische Freundschaft führt ihn weit über die Grenzen der dem Großmeister schuldigen Ehrfurcht hinaus, er fordert leidenschaftlich alle Ritter auf, sich dem Großmeister zu widersetzen. Montalto schürt durch boshafte Verheugungen dieses Feuer noch mehr an, und da er auch den Biron und Komegas in die Faktion zieht, so verbindet er den ganzen Orden in ein furchtbares Bündnis gegen

seinen Chef. Die Stimme des Chors, der ihn zur Pflicht zurückführen will, wird von dem gesamten Haufen der Ritter als ohnmächtig verspottet.

XII.

Chor ist wieder allein und verbreitet sich in seinem Gesang über die Gelübde des Ordens, die eingerissenen Verderbnisse usw. — Fall des Tempelordens.

XIII.

La Balette redet den Montalto ins Gewissen und läßt merken, daß er um seine Verrätherei wisse. Dieser bleibt verstockt, antwortet trotzig und glaubt in der Güte des Großmeisters nur die Furcht und die Ohnmacht zu sehen.

XIV.

St. Priest kommt und entdeckt mit kindlicher Aufrichtigkeit dem Großmeister alle ausführenderischen Verhandlungen und Verabredungen des Ordens. La Balette lobt die Loyalité des Jünglings, gibt ihm väterliche Lehren und erteilt ihm die nötigen Aufträge. Der Jüngling geht mit kindlicher Ehrfurcht und Bewunderung von seinem Meister.

XV.

La Balette wendet sich in seiner Bedrängnis an den Chor, der, obgleich unkriegerisch und ohnmächtig, sich ihm bereitwillig anbietet. Miranda kommt, sich anzubieten.

XVI.

Der ganze Orden kommt in pleno, das Gesuch der Elmoischen Ritter erst mit Vorstellungen, dann durch Autorität zu unterstützen. La Balette bleibt fest und will das Gesetz geltend machen. Jetzt werden die Ritter kühn und sprechen als Empörer. Sie wollen, daß er den türkischen Herold anhöre; er erklärt ihnen, daß er ihn habe enthaupten lassen. — La Balette läßt sie reden, ohne ihnen gleich zu antworten; wenn aber gesagt worden, daß der Großmeister den Orden durch seinen Eigensinn zum Untergang führe, so hält er sich nicht länger. Der Orden, sagt er, sei untergegangen, jetzt in diesem Augenblick sei er nicht mehr. Nicht die Macht der Muselmänner, sondern die Insubordination hat ihn zerstört usw. Er heißt die Ritter seine Befehle erwarten und entfernt sich mit dem Chor.

XVII.

Sein und des Chors Verschwinden, seine letzte mächtige Rede und die Reflexion über das, was sie getan, dekonzentriert die Ritter. Sie werden unter sich uneins, es gibt zwei Parteien, einige meinen, man müsse dem Großmeister gehorchen. Indem sie noch zweifelhaft und bestürzt dastehen, wird Montalto mitten unter den Rittern als Verräter arretiert.

Biron und Ramiro für
Nomegas und Erequi wider } den Großmeister.

Sie geraten in das höchste Erstaunen und wollen, da Montalto Schutz bei ihnen sucht, gegen die Tyrannei des Großmeisters ausbrauen, als sie erfahren, daß er den Orden an den Feind verraten habe. Der junge Ritter ist's, der diese Kommission ausführt. Jetzt fangen ihnen die Augen an, über ihr Unrecht aufzugeben.

XVIII.

Miranda kommt gewaffnet. Ritter fragen, wem; er antwortet nicht. Castriot kommt; Ritter wollen von ihm wissen, wie er die Werke zu Elmo gefunden, er erklärt sich nicht. Es kommen die ganz alten Ritter in weißen Haaren, es kommen die ganz jungen Ritter, die noch halb Knaben sind, und alle sind bewaffnet; endlich kommt der Cher in seiner geistlichen Tracht mit Speeren bewaffnet. Alle schweigen, und das Erstaunen der Empörer wächst mit jeder neuen Erscheinung.

XIX.

Zuletzt kommt La Balette, auch gewaffnet, und gibt den Aufschluß über alles. Er läßt den Castriot zuerst Bericht abstatten, und wie derselbe erklärt, daß das Fort sich möglicherweise noch eine Zeitlang halten könne, so fragt er die jungen Ritter, dann die ganz alten Ritter, endlich den Cher und zuletzt den Miranda, ob sie die Verteidigung des Forts unter seiner Anführung übernehmen wollen. Ein Teil nach dem andern antwortet mit Ja, und nun bewilligt er den Elmoischen den Abzug. Ein tiefes Stillschweigen herrscht, solange er spricht. Er heißt nun alle Aufrührer abtreten und befiehlt dem Nomegas, zu bleiben.

XX.

Jetzt hält er diesem den Spiegel über sein Betragen vor. Zuerst spricht er als ein Abscheidender von seinem letzten Willen und erklärt,

daß er ihn, den Komegas, zum Nachfolger bestimmt und ihm die Vota aller alten Kommandeurs im voraus verschafft habe. Nur Komegas, der den Orden ins Verderben gestürzt, sei imstande, ihn zu retten. Jetzt aber, da sich Komegas als Chef ansehen muß, läßt er ihn das Verderbliche seines bisherigen Betragens aus dem höhern Standpunkt ansehen, daß Komegas sich selbst darüber entsetzt und ergriffen von Scham, hingerissen von La Valettes Großmuth, sich vor ihm demüthigt und ihm Abbitte tut.

XXI.

Die aufrührerischen Ritter kommen in flehendem Aufzug, La Valette um Verzeihung ihres Fehlers und um die Verteidigung von Elmo zu bitten. Er läßt sich nicht gleich erweichen, bis er ganz entschiedene Proben ihrer Reue hat und bis ihre Sinnesänderung vollkommen ist.

A g r i p p i n a

D r a m a t i s c h e r E n t w u r f

Der Tod des Britannicus und der Tod der Agrippina geben beide den Stoff zu einer reinen Tragödie, und vorzüglich der letztere. In dem ersteren ist vielleicht noch zuviel von einem stoffartigen Interesse und einem sentimentalischen Mitleid zu fürchten, da der Untergang der Agrippina mehr die tragische Furcht und das tragische Schrecken erregt.

Agrippina ist ein Charakter, der nicht stoffartig interessiert, bei dem vielmehr die Kunst das stoffartig Widrige erst überwinden muß. Rührt Agrippina, versteht sich ohne ihren Charakter abzulegen, so geschieht es lediglich durch die Macht der Poesie und die tragische Kunst.

Agrippina erleidet bloß ein verdientes Schicksal, und ihr Untergang durch die Hand ihres Sohns ist ein Triumph der Nemesis. Aber die Gerechtigkeit ihres Falls verbessert nichts an der That des Nero: sie verdient, durch ihren Sohn zu fallen, aber es ist abscheulich, daß Nero sie ermerdet. Unser Schrecken wird also hier durch kein weiches Gefühl geschwächt. Wir erschrecken zugleich über den Opferer und über das Opfer. Eine leidende Antigone, Iphigenia, Cassandra, Andromacha usw. geben keine so reine Tragödie ab.

Der Tod der Agrippina macht Epoche in dem Charakter des Nero; hier fühlt er die letzte Scham und die letzten Schauer der Natur, er überwindet sie und hat nun alle moralische Gefühle überwunden.

Er macht Epoche in seinem Charakter; denn solange die Mutter lebte, hatte Nero noch einen Zügel. Seine ganze Infamie und Schändlichkeit brach noch nicht ganz aus bei ihrem Leben. Wie sie tot ist, achtet er nichts mehr, und eins der ersten ist, daß er aufs Theater geht.

Es kostet dem Nero etwas, seine Mutter umzubringen; nicht etwa aus einem Rest von Liebe, die hat er nie für sie empfunden — es ist bloß die unverstilgbare Naturstimme, die er Mühe hat zum Still-

schweigen zu bringen. Diese Naturstimme ist so allgemein, es ist ein so ewiges Naturgesetz, daß selbst ein Nero die heftigste Krise ausstehen muß, eh' er es überwindet, und er überwindet es nicht, sondern muß es umgehen.

Die Tragödie hält sich also mehr innerhalb des physischen Kreises als des moralischen auf; oder sie behandelt dasjenige Moralische, welches eine physische Macht ausübt.

Nero scheint noch verbesserlich, solange er seine Mutter nicht getötet hat; er steht in dem Stück auf einer Grenze. Er fühlt noch Scham, er scheut noch etwas Heiliges, es ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Aber noch eh' er sie töten läßt, und um sie töten lassen zu können, muß er die Natur ausziehen. Diese kehrt noch einmal zurück, wenn die That getan ist, aber ohnmächtig und ohne Folgen.

Agrippina hat ein Orakel erhalten, daß ihr Sohn herrschen und sie töten würde. Damals war es ihr nur um ihren Zweck zu tun. „Occidat, dum imperet!“

Ihre Macht ist gesunken, sie hat ihren Einfluß auf ihn verloren und muß andre statt ihrer ihn beherrschen sehen. Dies ist ihr größtes Unglück, denn sie hatte ihm die Herrschaft mehr verschafft um ihretwillen als um seinetwillen; aber er ist ihr entchlüpft, weil sie ihre Regier- sucht nicht zu mäßigen oder zu verbergen verstand. Jetzt büßt sie es teuer durch Verlassenheit und Verachtung. Sie kann diesen Zustand nicht gelassen ertragen.

Sie steht zuweilen auf dem Sprung, gegen ihren eignen Sohn zu conspirieren, und zuverlässig würde sie ihm einen Gegner erwecken, wenn sich hoffen ließe, daß sie dadurch etwas gewänne. Aber im Augenblick des getränkten Stolzes überlegt sie nicht einmal die Folgen; sie findet eine Befriedigung darin, ihm die Macht zu nehmen, die sie nicht mit ihm teilen soll. — Durch diese Gesinnung ist sie ein gefährlicher Charakter, kann wenigstens dem Nero so abgebildet werden. Sie ist eine nicht verächtliche Gegnerin: Tochter eines Cäsars, Gemahlin eines Imperators und Mutter eines solchen, verbindet sie die höchste weibliche Würde auf ihrem Haupt. Sie hat in Rom einen Anhang, sie besitzt Schätze, ein großes Mancipium. — Ferner: sie kann die Rechte des Nero an den Thron des Augustus umstürzen, sobald sie, mit Aufopferung ihrer eignen Ehre, die Wege bekanntmacht, durch die er zum Thron geführt werden, und von ihrer Verzeißlung ist ein solcher Schritt in

der That zu fürchten. Auch hat sie schon damit gedroht. Sie hat sich fähig gezeigt zu jedem Verbrechen, da sie Ehebruch, Blutschande und Mord schon versuchte. Ein Beweis, wie weit sie aus Nachsicht und blinder Regiersucht zu gehen imstand ist, war Britannicus, den sie anfangs unterdrückte und nachher in Schutz nahm.

Am Anfang der Handlung ist Agrippina zurückgesetzt und verlassen. Im Verfolg der Handlung erhält sie noch einmal auf einen Augenblick die Herrschaft über ihren Sohn, der sie schnell darauf dem Tode dahingibt.

Ihre Ermordung geschieht zweimal, da sie das erstemal entrinnt.

Abschied des Nero von der Agrippina, eh' sie sich auf das Schiff begibt, wo sie der Tod erwartet.

Die eigentliche, letzte Gewaltthat gegen Agrippina wird schon mehr durch den Drang des Augenblicks als aus Besonnenheit beschlossen. Nero fürchtet ganz ernstlich für sein Leben, besonders da er den großen Zulauf zu der gereizten Augusta erfährt.

Der Aberglaube der Römer muß in der Schilderung besonders hervorspringen. Das Nativitätstellenlassen ist ein Regal; es ist ein kapitaltes Verbrechen, die Magie über die Zukunft zu fragen.

Ein geheimes Ereignis zwischen dem Nero und seiner Mutter flößt ihr die Hoffnung ein, daß sie ihn entweder noch herumbringen oder daß er sie doch nicht töten werde. Nichtsdestoweniger nimmt sie die äußersten Vorsichtsmaßregeln gegen einen mörderischen Angriff.

Soll Oktavia, Neros Gemahlin, in die Handlung verflochten werden?

Seneca erscheint nicht zu seinem Vorteil und zeigt einen zweideutigen Charakter. Burrhus ist ein fester Charakter, ein Weltmann und Krieger, und steht mit Achtung da zwischen dem Laster und der Tugend.

Agrippina macht einen Versuch, die Begierden des Nero zu erregen, soweit dies nämlich ohne Verletzung der tragischen Würde sich darstellen läßt. Es wird, versteht sich, mehr erraten als ausgesprochen.

Agrippina beschützt die gute Sache gegen den Nero, wie sie schon bei Britannicus getan hat. Dies gibt Gelegenheit, einen schönen Charakter einzuführen, ohne dem Geist des Ganzen zu widersprechen, denn dieser gestattet nicht, daß das Gute dem Bösen, sondern will, daß Böses dem Bösen entgegenstehe.

Agrippina muß in dem Stücke nichts gegen den Nero tun, obgleich sie zu allem fähig wäre; diesen Grad der Unschuld muß sie, ihm gegen-

über und in diesem letzten Verhältnis, haben, das erfordert das tragische Gesetz. Sie muß als Mutter gegen den Sohn dastehen. Zwar als eine sehr schuldige Mutter, aber nicht gegen den Sohn schuldig.

Nero ist eitel auf seine Talente, er hat nur kleinliche Neigungen, durchaus nichts Großes oder Edles ist in seiner Natur. Er hat eine gemeine Seele; daher kennt er auch keine Großmuth in seiner Rache, und alles haßt er, was edel und achtungswürdig ist in Rom. Er ist dabei im höchsten Grad feigherzig, argwöhnisch, leicht aufzuschrecken, schwer zu versöhnen. Er ist habfüchtig, wollüstig, liederlich.

Kleinere Schriften
vermischten Inhalts

Philosophische Briefe

1786

Vorerinnerung

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltner behandelt. Man scheint sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankensysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die unnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Überzeugung blendet und eben deswegen von dem eingeborenen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt und nur wenige mehr da stehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu sein, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrtümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme zur Wahrheit — wir müssen den Irrtum — und oft

den Unsinn — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Überzeugung vereinigt haben und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuchs.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können also auch nur beziehungsweise wahr oder falsch sein, geradeso, wie sich die Welt in dieser Seele und keiner andern spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitige, oft überspannte, oft widersprechende Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Skeptizismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisierten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführrender der Irrtum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Überzeugung und fester Gewißheit. Aber diese Zweifel, diese Irrtümer vorzutragen, war notwendig; die Kenntnis der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, ebensowenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verleugnet.

Dies mußte vorausgesagt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurteilt wünschen.

Julius an Raphael

Im Oktober.

Du bist fort, Raphael — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt wie ein Bahrtuch über dem ausgestorbenen Gefilde. Einsam

durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehest du gleich deinem abgeschiedenen Geiste von neuem in diesen Gegenden auf und meldest dich mir auf jedem Lieblingsplatz unsrer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermessliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligtum dieser Buchen erfannen wir zuerst das kühne Ideal unsrer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum erstenmal auseinander rollten und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsch, kein Hügel, wo nicht irgendeine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unsrer Trennung. —

Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Mensch! daß ich dich niemals gekannt hätte oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung ist dahin. Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die du bautest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte wie ein Trunkener — Da all mein Fürwitz und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heitrer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermärchen an eine Nachenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und

war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? — Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gestatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir niemand wußte, also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, daß ich erschaffen sei. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Entstand denn diese unendliche Güte erst mit Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganz vorhergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schöpfung — Wo bin ich hingeraten, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sahe zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden. Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Ebenso viele, sagtest du mir, drängten sich einst um die Irmensäule und zu Jupiters Tempel, ebenso viele haben ebenso freudig ihrem Brahma zu Ehren den

Holzstoß bestiegen. Was du am Heidentum so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube niemand als deiner eignen Vernunft, sagtest du weiter. Es gibt nichts Heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft ist mir jetzt alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verläßt! — Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takt meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instrumentes in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Überzeugungen mit meinem Aderschlag wanken!

Julius an Raphael

Deine Lehre hat meinem Stolz geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldne Licht und die unermessliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützlich Glied der Gesellschaft zu heißen: du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen getan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich errötete nicht, einen Teil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erstenmal, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Übereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die

Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Wert, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesteht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geist — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrat für meinen Durst nach Erkenntnis! aber — unglückseliger Widerspruch der Natur — dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, an seine kleinen Schicksale angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Tätigkeit aufgetan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er selbst muß erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erschöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu groß. Jede neuermorbene Freude kostet ihn die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussehender Adererschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, Raphael, wie beschränkt ist der Mensch! Wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf. Wecke ihn nicht. Er war so glücklich, bis er anfang, zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sei. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm wie ein Blik in der Nacht, der sie finsterner zurückläßt. Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ, zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste:

Möchtest du nimmer erfahren, wer du bist!

Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußttest du mich

der Erde entführen? Wenn du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest du die ruhige Unschuld deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,
 Das ich zu tun vermeine, allzu nah
 Was gar zu Schlimmes grenzt, so tu' ich lieber
 Das Gute nicht —

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen toten Palast auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Mut ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald. Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius

Ein Glück wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zuviel für ein menschliches Los. Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke im vollen Genuß unsrer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost, in unsrer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksal abzuverdienen. Du wußtest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sei. Du leidest zum ersten Male —

Und doch ist's vielleicht Wohltat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen wurde. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst vollkommen genesen kannst, um vor jedem Rückfall sicher zu sein. Je verläßner du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sicherer wird es dir gelingen, das Übel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem süßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenngleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich

habe nichts getan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen, wie die deinige, früher oder später unausbleiblich bevorsteht und bei der alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer flügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heiße, habe ich in seinem ganzen Umfang empfunden, und dich vor einem solchen Schicksale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft standst du vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüte, durch keine Sorge gedrückt, durch keine Leidenschaft gefesselt, frei und stark, den großen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Überzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irrtum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausweifungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie dir vererbt. Du warst gut aus Instinkt, aus unentweibter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne dich besser, Julius!

Undankbarer! du schmähist die Vernunft, du vergiffest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es Pflicht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warest. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht wert. Der Weg, auf dem du emporklimmtest, bot dir Ersatz für alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick segnetest, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffasdest, hat deine alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erschrocken zurückschauderst.

Ich muß dem Gang deiner Forschungen nachspüren, um die

Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir diese Papiere, und dann will ich dir antworten. —

Julius an Raphael

Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jecho das alles! Es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschoob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister — schwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erweisen, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung ein.

Du wirfst dies Fragment durchlesen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder aufzuflammen, mich wieder auszuföhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theosophie des Julius

Die Welt und das denkende Wesen

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses ideale Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung —, so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur: das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jecho nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die

mannigfaltigen Äußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe seiner Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffren, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelt dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den tätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verraten und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des Linnäus, heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike, in Herkulanum hervorgegraben — beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst du dich überzeugen, mein Raphael, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgendeine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhaftige Tätigkeit nennen wir Feuer; die Zeit ist ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Zirkel; ein Geheimnis hüllt sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an, zu glauben, daß sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Drakel der körperlichen Schöpfung vorherverkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprösslinge der Pflanzen aus dem Schoße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes und widerlegt meine ängstliche Besorgnis eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarret finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die tote Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unsrer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun alles! — Jetzt, Raphael, ist

alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — Wo ich Bewegung merke, da rate ich auf einen Gedanken.

„Wo kein Toter begraben liegt, wo kein Auferstehn sein wird,“

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustand der höchsten freien Äußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Tätigkeit auszudehnen, alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Besignierung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigentümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müssen wir sein, ehe ich Mut habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Ähnliches sagt einem jeden schon das innre Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtsein in unserm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verrät nicht schon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsre Wangen färbt, daß unsre Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns diese Veredlung unsers Wesens erwerben muß? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblick in die Gebärden des handelnden Menschen und zeigt offenbar, daß unsre Seele in diesen Zustand übergegangen. Wenn du zugegen warst, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Ver-

sammlung erzählt wurde, sahst du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beifall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warst, überraschtest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, Raphael, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreund um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leise gestanden, daß es dir dann nur den Vorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntnis einer Vollkommenheit nicht selten das entgegenstehende Gebrechen sich finde, daß selbst den Bösewicht oft eine hohe Begeisterung für das Vortreffliche anwandle, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus hoher herkulischer Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unser bewunderter Haller, der das geschätzte Nichts der eiteln Ehre so männlich entlarvte, dessen philosophischer Größe ich so viel Bewunderung zollte, daß eben dieser das noch eitlere Nichts eines Rittersternes, der seine Größe beleidigte, nicht zu verachten imstande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bei vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen rascheren Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig wie jede andre Bezauberung dahinschwindet und das Herz der despotischen Willkür niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wütendere ist, daß die Negativen der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue in den Armen des Lasters nur desto süßer erholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zu-

stand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtsein eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Sukzessionen: Nichts, sein Wille und etwas. Es ist wüste und finster — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Real-Idee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer wie Er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit; also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstöre, zerstöre ich mir, vernachlässige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen, Liebe.

Liebe

Jetzt, bester Raphael, laß mich herum schauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen; wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen,

gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schöneren Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennest ihn —, da unsere Seelen sich zum erstenmal feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigentumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu sein, denn das erste hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,
das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne! —
wag' auch ich zur großen Geisterpersonne
freudig den Vollendungsang.

Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
hab' aus Millionen dich umwunden,
und aus Millionen mein bist du.
Laß das wilde Chaos wiederkehren,
durcheinander die Atome stören:
ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
meiner Wollust Widerstrahlen saugen?

Nur in dir bestaun' ich mich.
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
heller spiegelt in des Freund's Gebärde,
reizender der Himmel sich.

Schwermut wirft die bange Tränenlasten,
süßer von des Leidens Sturm zu raffen,
in der Liebe Busen ab.

Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
Raphael, in deinen Seelenblicken
ungeduldig ein wollust'ges Grab?

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
 Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
 und umarmend küßt' ich sie.
 Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
 freute mich, antworteten die Klüfte,
 Tor genug, der süßen Sympathie."

Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, dir mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche Othello liebt sie um der Träne willen, die sie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirne, jeden Wurm und jeden geahnten höheren Geist an den Busen zu drücken -- ein Umarmen der ganzen Natur gleich unsrer Geliebten. Du verstehst mich, mein Raphael. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt.

Die Philosophie unsrer Zeiten -- ich fürchte es -- widerspricht dieser Lehre. Viele unsrer denkenden Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen und diese Energie, diesen edeln Enthusiasmus im kalten tötenden Hauch einer kleinmütigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgeföhle ihrer eignen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht -- Entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschreien. Swift, der den Tadel der Torheit bis zur Infamie der Menschen getrieben und

an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, Swift selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödliche Wunde schlagen als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennuß ausschmücken und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werte verzagen?

Ich bekenne es freimütig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennütigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermesslichen leeren Raume.

Aufopferung

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigne Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unsrer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseins sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vorteil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus —, aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren

Grenzen nie ineinanderfließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit, Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin des blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus sät für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Thron der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlecht auf entfernte Jahrhunderte wohlthut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Befenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrad der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen — laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geist sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in eins zusammenfließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspißen!

Gott

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Massen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck), die Natur ist ein unendlich geteilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Tätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gesiel es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie ineinanderfließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zustande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen oder (darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist die Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporstiegen zu Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, ziehen wir dahin.

„Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
 lechten nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts durch die tausendfache Stufen,
zahlloser Geister, die nicht säufen,
 waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher
vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
 der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
 sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freundlos war der große Weltenmeister,
fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
 sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
aus dem Keld des ganzen Wesenreiches
 schäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalke wiederherzustellen, das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Last uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Last uns vertraut werden mit der hohen idealistischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschließen aneinander. Last uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude. Last uns helle denken, so werden wir feurig lieben. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblaste bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch untereinander.

„Weisheit mit dem Sonnenlicht,
große Göttin, tritt zurück,
weiche vor der Liebe

Wer die steile Sternenbahn
ging dir heldenkühn voran
zu der Gottheit Sitz?
Wer zerriss das Heiligtum,
zeigte dir Elsthum
durch des Grabes Ritz?

Lechte sie uns nicht hinein,
möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.“

Hier, mein Raphael, hast du das Glaubensbekenntnis meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriss meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findest, ging der Samen aus, den du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue dich oder erröte über deinen Schüler. Wie du willst -- aber diese Philosophie hat mein Herz geadelt und die Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich, mein Vester, daß das ganze Gerüste meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen -- Die

Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends als im Gehirne deines Julius wirklich — vielleicht, daß nach Ablauf der tausend tausend Jahre jenes Richters, wo der versprochne weisere Mann auf dem Stuhle sitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine schülerhafte Zeichnung schamrot in Stücken reiße — alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner sein als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner großen Vollendung und der süßeste Triumph für den höchsten Geist, daß auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlangentrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnige Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael -- welche Idee erweckt mir der Künstler, der, in tausend Kopien anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Übrigens könnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unecht sein -- noch mehr, ich bin überzeugt, daß sie es notwendig sein muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsre reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre notwendig bestimmte und koexistierende Zeichen. Weder Gott noch die menschliche Seele noch die Welt sind das wirklich, was wir davon halten. Unsre Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemische Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unsrer Begriffe, die darinne aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigentümlich, notwendig, und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an

den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, solange dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruch steht, solange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden sein. Wahrheit also ist keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht die Ähnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstand, sondern die Übereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Ebenso bedient sich die Größenlehre der Chiffren, die nirgends als auf dem Papiere vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Ähnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden soll? — Und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne. Auf die Unfehlbarkeit seines Kalküls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindseliger Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat gerieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkül macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche mit Hilfe des Sinnlichen ausmilt und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Übermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eigne Schranken hat die menschliche Natur, seine eigne jedes Individuum. Über jene wollen wir uns wechselseitig trösten: diese wird Raphael dem Knabenalter seines Julius gegeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag sein, daß ich dort und da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unter-

schiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlorenen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, daß die verirrrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der andre ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Übung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Dasein erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Notwendige ein: sie umfaßt auch das bedingungsweise Notwendige; jede Geburt des Geirnes, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwidersprechliches Bürgerrecht in diesem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Tätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgendein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen anfeindet, Nattern und Spinnen sättigt, der in das tote Gebiet der Verwesung noch Pflanzungen sendet, die kleine Blüte von Wollust, die im Wahnwitz sprossen kann, noch wirtschaftlich ausspendet, der Laster und Torheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüstertheit des Tarquinius Sertus zu spinnen wußte — dieser erfinderische Geist sollte nicht auch den Irrtum zu seinen großen Zwecken verbrauchen und diese weitläufige Weltstrecke in der Seele des Menschen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrtum, vermehrt ihre Fertigkeit zu Empfangnis der Wahrheit.

Laß, teurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläufigen Spinnwebgewebe der menschlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders malt sich das Sonnenbild in den Tau-

tropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdunggürtenden Ozeans! Schande aber dem trüben wolldichten Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt. Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorratskammer steht offen für alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder; die schöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht „Nähert euch dem Gott, den ihr meint!“

Raphael an Julius

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erstlinge deines Nachdenkens bei dir wiederherzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele, wie die deinige, wert, aber hier konntest und durftest du nicht stehenbleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse deines Herzens geschaffen war. Kein andres, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürftest du nur ganz dir selbst überlassen sein, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wieder ausgesöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengesetzten Systeme würdest du bald bemerken und alsdann bei gleicher Unerweislichkeit das Wünschenswerteste vorziehen oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen preisgeben müßtest.

Aber dies alles ist nicht in meinem Plan. Du sollst zu einer höheren Freiheit des Geistes gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst. Freilich ist dies nicht das Werk eines Augen-

blicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskünsten gelingt dies fast immer am ersten. Selbst du bei aller Elastizität deines Charakters schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei dir desto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde dir wert durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen deines Herzens zu veredeln und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest du als bühische Rache einer Sklavenseele an der Rute ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit deinen Fesseln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du so oft mitten im Genuß deines blühendsten Lebens und in Auserung deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Konsequenz, mit der du nach deinen Überzeugungen handeltest, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen deiner Tätigkeit und deiner Freuden. Damals beschloß ich, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den deinen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Wert des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten dir schneller den Verlust deiner teuersten Überzeugungen, als du es vom Schnecken gange der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde System gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Tätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwicklung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Szene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft deiner Kindheit

ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfst keiner Schonung mehr.

Dass ein System, wie das deinige, die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als dass deine philosophische Laufbahn bei dir im einzelnen ebenso begann als bei dem Menschengeschlechte im ganzen. Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Teile hatten jahrhundertlang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wissbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermessliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnisvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Verhüllung der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandteile zerlegt, aus denen er erst willkürlich zusammengesetzt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlussfolge. Und dies sind nicht etwa bloß Kunstgriffe für den philosophischen Scharlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher ge-

braucht oft, ohne es sich bewußt zu sein, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolges ihrer Tätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen dich diese Äußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntnis vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfnis sein wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demütigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre ebenso mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt geworden sind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost,“ wirst du sagen. „Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe wert, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfang? Mußte ich einen höhern Genuß nur deswegen kennenlernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch ist es eben dies niederschlagende Gefühl, was ich bei dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuß deines Daseins hindert, den Keim jeder höheren Begeisterung — das Bewußtsein des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dies ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen niegte. Aber das Maß von Größe, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte dies hingehen und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbe-

nen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meisten beschäftigt hatten, mußten notwendig der Tätigkeit deines Geistes die erste Richtung geben. Ob dies unter allen möglichen die fruchtbarste sei, würden dich deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war bloß, diesen Zeitpunkt womöglich zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in diesem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Welterschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Tätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den toten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Wert jedes seiner Bestandteile geschenkt, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister ebensosehr als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten möglichen Umfange ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu sein scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unsrer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Teil des Weltalls, und die Auflösung der größern Menge von Mixturen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Wert nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Tätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres

Verdienst sein. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.

Und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Wert ihrer freiesten Äußerung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir selbst.

K a l l i a s

1793

Briefe an Gottfried Körner

Jena, d. 25. Januar 1793.

Die Untersuchungen über das Schöne, wovon beinahe kein Theil der Ästhetik zu trennen ist, führen mich in ein sehr weites Feld, wo für mich noch ganz fremde Länder liegen. Und doch muß ich mich schlechterdings des Ganzen bemächtigt haben, wenn ich etwas Befriedigendes leisten soll. Die Schwierigkeit, einen Begriff der Schönheit objektiv aufzustellen und ihn aus der Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimieren, so daß die Erfahrung ihn zwar durchaus bestätigt, aber daß er diesen Ausspruch der Erfahrung zu seiner Gültigkeit gar nicht nötig hat, diese Schwierigkeit ist fast unübersehbar. Ich habe wirklich eine Deduktion meines Begriffes vom Schönen versucht, aber es ist ohne das Zeugnis der Erfahrung nicht auszukommen. Diese Schwierigkeit bleibt immer, daß man mir meine Erklärung bloß darum zugeben wird, weil man findet, daß sie mit den einzelnen Urtheilen des Geschmacks zutrifft, und nicht (wie bei einer Erkenntnis aus objektiven Prinzipien doch sein sollte) sein Urtheil über das einzelne Schöne in der Erfahrung deswegen richtig findet, weil es mit meiner Erklärung übereinstimmt. Du wirst sagen, daß dies etwas viel gefordert sei, aber solange man es nicht dahin bringt, so wird der Geschmack immer empirisch bleiben, so wie Kant es für unvermeidlich hält. Aber eben von dieser Unvermeidlichkeit des Empirisch, von dieser Unmöglichkeit eines objektiven Prinzips für den Geschmack kann ich mich noch nicht überzeugen.

Es ist interessant zu bemerken, daß meine Theorie eine vierte mögliche Form ist, das Schöne zu erklären. Entweder man er-

klärt es objektiv oder subjektiv; und zwar entweder sinnlich-subjektiv (wie Burke u. a.) oder subjektiv-rational (wie Kant) oder rational-objektiv (wie Baumgarten, Mendelssohn und die ganze Schar der Vollkommenheitsmänner) oder endlich sinnlich-objektiv: ein Terminus, wobei Du Dir freilich jetzt noch nicht viel wirst denken können, außer wenn Du die drei anderen Formen miteinander vergleichst. Jede dieser vorhergehenden Theorien hat einen Teil der Erfahrung für sich und enthält offenbar einen Teil der Wahrheit, und der Fehler scheint bloß der zu sein, daß man diesen Teil der Schönheit, der damit übereinstimmt, für die Schönheit selbst genommen hat. Der Burkianer hat gegen den Wolfianer vollkommen recht, daß er die Unmittelbarkeit des Schönen, seine Unabhängigkeit von Begriffen behauptet; aber er hat unrecht gegen den Kantianer, daß er es in die bloße Affektibilität der Sinnlichkeit setzt. Der Umstand, daß bei weitem die meisten Schönheiten der Erfahrung, die ihnen in Gedanken schweben, keine völlig freie Schönheiten, sondern logische Wesen sind, die unter dem Begriff eines Zweckes stehen, wie alle Kunstwerke und die meisten Schönheiten der Natur, dieser Umstand scheint alle, welche die Schönheit in eine anschauliche Vollkommenheit setzen, irregeführt zu haben; denn nun wurde das logische Gute mit dem Schönen verwechselt. Kant will diesen Knoten dadurch zerhauen, daß er eine *pulchritudo vaga* und *fixa*, eine freie und intellektuierte Schönheit annimmt, und er behauptet, etwas sonderbar, daß jede Schönheit, die unter dem Begriffe eines Zweckes stehe, keine reine Schönheit sei: daß also eine Arabeske und was ihr ähnlich ist, als Schönheit betrachtet, reiner sei als die höchste Schönheit des Menschen. Ich finde, daß seine Bemerkung den großen Nutzen haben kann, das Logische von dem Ästhetischen zu scheiden, aber eigentlich scheint sie mir doch den Begriff der Schönheit völlig zu verfehlen. Denn eben darin zeigt sich die Schönheit in ihrem höchsten Glanz, wenn sie die logische Natur ihres Objektes überwindet, und wie kann sie überwinden, wo kein Widerstand ist? Wie kann sie dem völlig formlosen Stoff ihre Form erteilen? Ich bin wenigstens überzeugt, daß die Schönheit nur die Form einer Form ist und daß, was man ihren Stoff nennt, schlechterdings ein gefermter Stoff

sein muß. Die Vollkommenheit ist die Form eines Stoffes, die Schönheit hingegen ist die Form dieser Vollkommenheit, die sich also gegen die Schönheit wie der Stoff zu der Form verhält.

Jena, den 8. Februar 1793.

Wir verhalten uns gegen die Natur (als Erscheinung) entweder leidend oder tätig oder leidend und tätig zugleich. Leidend, wenn wir ihre Wirkungen bloß empfinden; tätig, wenn wir ihre Wirkungen bestimmen; beides zugleich, wenn wir sie uns vorstellen.

Es gibt zweierlei Arten, sich die Erscheinungen vorzustellen. Entweder wir sind mit Absicht auf ihre Erkenntnis gerichtet: wir beobachten sie; oder wir lassen uns von den Dingen selbst zu ihrer Vorstellung einladen. Wir betrachten sie bloß.

Bei Betrachtung der Erscheinung verhalten wir uns leidend, indem wir ihre Eindrücke empfangen: tätig, indem wir diese Eindrücke unseren Vernunftformen unterwerfen (dieser Satz wird aus der Logik postuliert).

Die Erscheinungen nämlich müssen sich in unserer Vorstellung nach den Formalbedingungen der Vorstellungskraft richten (denn eben das macht sie zu Erscheinungen), sie müssen die Form von unserem Subjekt erhalten.

Alle Vorstellungen sind ein Mannigfaltiges oder Stoff; die Verbindungsweise dieses Mannigfaltigen ist seine Form. Das Mannigfaltige gibt der Sinn; die Verbindung gibt die Vernunft (in allerweitester Bedeutung), denn Vernunft heißt das Vermögen der Verbindung.

Wird also dem Sinne ein Mannigfaltiges gegeben, so versucht die Vernunft demselben ihre Form zu erteilen, d. i. es nach ihren Gesetzen zu verbinden.

Form der Vernunft ist die Art und Weise, wie sie ihre Verbindungskraft äußert. Es gibt aber zwei verschiedene Hauptäußerungen der verbindenden Kraft, also auch ebenso viele Hauptformen der Vernunft. Die Vernunft verbindet entweder Vorstellung mit Vorstellung zur Erkenntnis (theoretische Vernunft), oder sie verbindet Vorstellungen mit dem Willen zur Handlung (praktische Vernunft).

So wie es zwei verschiedene Formen der Vernunft gibt, so

gibt es auch zweierlei Materien für jede dieser Formen. Die theoretische Vernunft wendet ihre Form auf Vorstellungen an, und diese lassen sich in unmittelbare (Anschauung) und in mittelbare (Begriffe) einteilen. Jene sind durch den Sinn, diese durch die Vernunft selbst (ob schon nicht ohne Zutun des Sinnes) gegeben. In den ersten, der Anschauung, ist es zufällig, ob sie mit der Form der Vernunft übereinstimmen; in den Begriffen ist es notwendig, wenn sie sich nicht selbst aufheben sollen. Hier findet also die Vernunft Übereinstimmung mit ihrer Form; dort wird sie überrascht, wenn sie sie findet.

Ebenso ist es mit der praktischen (handelnden) Vernunft. Diese wendet ihre Form auf Handlungen an, und diese lassen sich entweder als freie oder als nichtfreie Handlungen, Handlungen durch oder nicht durch Vernunft, betrachten. Die praktische Vernunft fordert von den ersten eben das, was die theoretische von den Begriffen. Übereinstimmung freier Handlungen mit der Form der praktischen Vernunft ist also notwendig; Übereinstimmung nichtfreier mit dieser Form ist zufällig.

Man drückt sich daher richtiger aus, wenn man diejenigen Vorstellungen, welche nicht durch theoretische Vernunft sind und doch mit ihrer Form übereinstimmen, Nachahmungen von Begriffen, diejenigen Handlungen, welche nicht durch praktische Vernunft sind und doch mit ihrer Form übereinstimmen, Nachahmungen freier Handlungen; kurz, wenn man beide Arten Nachahmungen (Analoge) der Vernunft nennt.

Ein Begriff kann keine Nachahmung der Vernunft sein, denn er ist durch Vernunft, und Vernunft kann sich nicht selbst nachahmen; er kann der Vernunft nicht bloß analog, er muß wirklich vernunftmäßig sein. Eine Willenshandlung kann der Freiheit nicht bloß analog, sie muß — oder soll wenigstens — wirklich frei sein. Hingegen kann eine mechanische Wirkung (jede Wirkung durchs Naturgesetz) nie als wirklich frei, sondern bloß der Freiheit analog beurteilt werden.

Hier will ich Dich einen Augenblick ausschauen lassen, besonders um Dich auf den letzten Absatz aufmerksam zu machen, weil ich ihn in der Folge wahrscheinlich nötig haben werde, um einen Einwurf, den ich von Dir gegen meine Theorie erwarte, zu beantworten. Ich fahre fort.

Die theoretische Vernunft geht auf Erkenntnis. Indem sie also ein gegebenes Objekt ihrer Form unterwirft, so prüft sie, ob Erkenntnis daraus zu machen sei, d. i. ob es mit einer schon vorhandenen Vorstellung verbunden werden könne. Nun ist die gegebene Vorstellung entweder ein Begriff oder eine Anschauung. Ist sie ein Begriff, so ist sie schon durch ihre Entstehung, durch sich selbst, notwendig auf Vernunft bezogen, und eine Verbindung, die schon ist, wird bloß ausgesagt. Eine Uhr z. B. ist eine solche Vorstellung. Man beurteilt sie bloß nach dem Begriff, durch den sie entstanden ist. Die Vernunft braucht also bloß zu entdecken, daß die gegebene Vorstellung ein Begriff ist, so entscheidet sie eben dadurch, daß sie mit ihrer Form übereinstimme.

Ist aber die gegebene Vorstellung eine Anschauung, und soll die Vernunft dennoch eine Übereinstimmung derselben mit ihrer Form entdecken, so muß sie (regulativ, nicht wie im ersten Falle, konstitutiv) und zu ihrem eigenen Behuf der gegebenen Vorstellung einen Ursprung durch theoretische Vernunft leihen, um sie nach Vernunft beurteilen zu können. Sie legt daher aus eigenem Mittel in den gegebenen Gegenstand einen Zweck hinein und entscheidet, ob er sich diesem Zwecke gemäß verhält. Dies geschieht bei jeder teleologischen, jenes bei jeder logischen Naturbeurteilung. Das Objekt der logischen ist Vernunftmäßigkeit, das Objekt der teleologischen Vernunftähnlichkeit.

Ich vermute, Du wirst aufgucken, daß Du die Schönheit unter der Rubrik der theoretischen Vernunft nicht findest und daß Dir ordentlich dafür bange wird. Aber ich kann Dir einmal nicht helfen, sie ist gewiß nicht bei der theoretischen Vernunft anzutreffen, weil sie von Begriffen schlechterdings unabhängig ist; und da sie doch zuverlässig in der Familie der Vernunft muß gesucht werden und es außer der theoretischen Vernunft keine andere als die praktische gibt, so werden wir sie wohl hier suchen müssen und auch finden. Auch, denke ich, sollst Du wenigstens in der Folge Dich überzeugen, daß ihr diese Verwandtschaft keine Schande macht.

Die praktische Vernunft abstrahiert von aller Erkenntnis und hat bloß mit Willensbestimmungen, inneren Handlungen zu tun.

Praktische Vernunft und Willensbestimmung aus bloßer Vernunft sind eins. Form der praktischen Vernunft ist unmittelbare Verbindung des Willens mit Vorstellungen der Vernunft, also Ausschließung jedes äußeren Bestimmungsgrundes; denn ein Wille, der nicht durch die bloße Form der praktischen Vernunft bestimmt ist, ist von außen materiell, heteronomisch bestimmt. Die Form der praktischen Vernunft annehmen oder nachahmen, heißt also bloß: nicht von außen, sondern durch sich selbst bestimmt sein, autonomisch bestimmt sein oder so erscheinen.

Nun kann die praktische Vernunft, ebenso wie die theoretische, ihre Form sowohl auf das, was durch sie selbst ist (freie Handlungen), als auf das, was nicht durch sie ist (Naturwirkungen), anwenden.

Ist es eine Willenshandlung, worauf sie ihre Form bezieht, so bestimmt sie bloß, was ist; sie sagt aus, ob die Handlung das ist, was sie sein will und soll. Jede moralische Handlung ist von dieser Art. Sie ist ein Produkt des reinen, d. i. des durch bloße Form und also autonomisch bestimmten Willens, und sobald die Vernunft sie dafür erkennt, sobald sie weiß, daß es eine Handlung des reinen Willens ist, so versteht es sich auch schon von selbst, daß sie der Form der praktischen Vernunft gemäß ist, denn das ist völlig identisch.

Ist der Gegenstand, auf den die praktische Vernunft ihre Form anwendet, nicht durch einen Willen, nicht durch praktische Vernunft da, so macht sie es ebenso mit ihm, wie die theoretische es mit Anschauungen machte, die Vernunftähnlichkeit zeigten. Sie leiht dem Gegenstande (regulativ und nicht, wie bei der moralischen Beurteilung, konstitutiv) ein Vermögen, sich selbst zu bestimmen, einen Willen, und betrachtet ihn alsdann unter der Form dieses seines Willens (ja nicht ihres Willens, denn sonst würde das Urtheil ein moralisches werden). Sie sagt nämlich von ihm aus, ob er das, was er ist, durch seinen reinen Willen, d. i. durch seine sich selbst bestimmende Kraft ist; denn ein reiner Wille und Form der praktischen Vernunft ist eins.

Von einer Willenshandlung oder moralischen Handlung fordert sie imperativ, daß sie durch reine Form der Vernunft sei; von einer Naturwirkung kann sie (nicht fordern) aber wünschen, daß sie durch sich selbst sei, daß sie Autonomie zeige. (Aber hier

muß noch einmal bemerkt werden, daß die praktische Vernunft von einem solchen Gegenstand durchaus nicht verlangen kann, daß er durch sie, nämlich durch praktische Vernunft, sei; denn da wäre er nicht durch sich selbst, nicht autonomisch, sondern durch etwas Äußeres [weil sich jede Bestimmung durch Vernunft gegen ihn als etwas Äußeres, als Heteronomie verhält], also durch einen fremden Willen bestimmt). Keine Selbstbestimmung überhaupt ist Form der praktischen Vernunft. Handelt also ein Vernunftwesen, so muß es aus reiner Vernunft handeln, wenn es reine Selbstbestimmung zeigen soll. Handelt ein bloßes Naturwesen, so muß es aus reiner Natur handeln, wenn es reine Selbstbestimmung zeigen soll; denn das Selbst des Vernunftwesens ist Vernunft, das Selbst des Naturwesens ist Natur. Entdeckt nun die praktische Vernunft bei Betrachtung eines Naturwesens, daß es durch sich selbst bestimmt ist, so schreibt sie demselben (wie die theoretische Vernunft in gleichem Fall einer Anschauung Vernunftähnlichkeit zugestand) Freiheitähnlichkeit oder kurzweg Freiheit zu. Weil aber diese Freiheit dem Objekt von der Vernunft bloß geliehen wird, da nichts frei sein kann als das Übersinnliche, und Freiheit selbst nie als solche in die Sinne fallen kann — kurz — da es hier bloß darauf ankommt, daß ein Gegenstand frei erscheine, nicht wirklich ist: so ist diese Analogie eines Gegenstandes mit der Form der praktischen Vernunft nicht Freiheit in der That, sondern bloß Freiheit in der Erscheinung, Autonomie in der Erscheinung.

Hieraus ergibt sich also eine vierfache Beurteilungsart und eine ihr entsprechende vierfache Klassifikation der vorgestellten Erscheinung.

Beurteilung von Begriffen nach der Form der Erkenntnis ist logisch; Beurteilung von Anschauungen nach eben dieser Form ist teleologisch. Eine Beurteilung freier Wirkungen (moralischer Handlungen) nach der Form des reinen Willens ist moralisch; eine Beurteilung nichtfreier Wirkungen nach der Form des reinen Willens ist ästhetisch. Übereinstimmung eines Begriffes mit der Form der Erkenntnis ist Vernunftmäßigkeit (Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit sind bloß Beziehungen dieser letzteren), Analogie einer Anschauung mit der Form der Erkennt-

nis ist Vernunftähnlichkeit (Teleophanie, Logophanie möchte ich sie nennen), Übereinstimmung einer Handlung mit der Form des reinen Willens ist Sittlichkeit. Analogie einer Erscheinung mit der Form des reinen Willens oder der Freiheit ist Schönheit (in weitester Bedeutung).

Schönheit also ist nichts anderes, als Freiheit in der Erscheinung.

Jena, den 18. Februar 1793.

Es gibt also eine solche Ansicht der Natur oder der Erscheinungen, wo wir von ihnen nichts weiter als Freiheit verlangen, wo wir bloß darauf sehen, ob sie das, was sie sind, durch sich selbst sind. Eine solche Art der Beurteilung ist bloß wichtig und möglich durch die praktische Vernunft, weil der Freiheitsbegriff sich in der theoretischen gar nicht findet und nur bei der praktischen Vernunft Autonomie über alles geht. Die praktische Vernunft, auf freie Handlungen angewendet, verlangt, daß die Handlung bloß um der Handlungsweise (Form) willen geschehe und daß weder Stoff noch Zweck (der immer auch Stoff ist) darauf Einfluß gehabt habe. Zeigt sich nun ein Objekt in der Sinnenwelt bloß durch sich selbst bestimmt, stellt es sich den Sinnen so dar, daß man an ihm keinen Einfluß des Stoffes oder eines Zweckes bemerkt, so wird es als ein Analogon der reinen Willensbestimmung (ja nicht als Produkt einer Willensbestimmung) beurteilt. Weil nun ein Wille, der sich nach bloßer Form bestimmen kann, frei heißt, so ist diejenige Form in der Sinnenwelt, die bloß durch sich selbst bestimmt erscheint, eine Darstellung der Freiheit; denn dargestellt heißt eine Idee, die mit einer Anschauung so verbunden wird, daß beide eine Erkenntnisregel miteinander teilen.

Die Freiheit in der Erscheinung ist also nichts anderes als die Selbstbestimmung an einem Dinge, insofern sie sich in der Anschauung offenbart. Man setzt ihr jede Bestimmung von außen entgegen, ebenso wie man einer moralischen Handlungsart jede Bestimmung durch materielle Gründe entgegensetzt. Ein Objekt erscheint aber gleich wenig frei — es mag nun seine Form entweder von einer physischen Gewalt oder von einem verständigen Zwecke erhalten haben, sobald man den Bestimmungsgrund

seiner Form in einem von diesen beiden entdeckt; denn alsdann liegt ja derselbe nicht in ihm, sondern außer ihm, und es ist ebensovienig schön, als eine Handlung aus Zwecken eine moralische ist.

Wenn das Geschmacksurteil völlig rein ist, so muß ganz und gar davon abstrahiert werden, was für einen (theoretischen oder praktischen) Wert das schöne Objekt für sich selbst habe, aus welchem Stoff es gebildet und zu welchem Zweck es vorhanden sei. Mag es sein, was es will! Sobald wir es ästhetisch beurteilen, so wollen wir bloß wissen, ob es das, was es ist, durch sich selbst sei. Wir fragen so wenig nach einer logischen Beschaffenheit desselben, daß wir ihm vielmehr „die Unabhängigkeit von Zwecken und Regeln zum höchsten Vorzug anrechnen“. – Nicht zwar, als ob Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit an sich mit der Schönheit unverträglich wären; jedes schöne Produkt muß sich vielmehr Regeln unterwerfen: sondern darum, weil der bemerkte Einfluß eines Zweckes und einer Regel sich als Zwang ankündigt und Heteronomie für das Objekt bei sich führt. Das schöne Produkt darf und muß sogar regelmäßig sein, aber es muß regelfrei erscheinen.

Nun ist aber kein Gegenstand in der Natur und noch viel weniger in der Kunst zweck- und regelfrei, keiner durch sich selbst bestimmt, sobald wir über ihn nachdenken. Jeder ist durch einen anderen da, jeder um eines anderen willen da, keiner hat Autonomie. Das einzige existierende Ding, das sich selbst bestimmt und um seiner selbst willen ist, muß man außerhalb der Erscheinung in der intelligibeln Welt auffuchen. Schönheit aber wohnt nur im Feld der Erscheinungen, und es ist also gar keine Hoffnung da, vermittelt der bloßen theoretischen Vernunft und auf dem Wege des Nachdenkens auf eine Freiheit in der Sinnenwelt zu stoßen.

Aber alles wird anders, wenn man die theoretische Untersuchung hinwegläßt und die Objekte bloß nimmt, wie sie erscheinen. Eine Regel, ein Zweck kann nie erscheinen, denn es sind Begriffe und keine Anschauungen. Der Realgrund der Möglichkeit eines Objectes fällt also nie in die Sinne, und er ist so gut als gar nicht vorhanden, „sobald der Verstand nicht zu Auffuchung desselben veranlaßt wird“. Es kommt also hier lediglich auf das völlige Abstrahieren von einem Bestimmungs-

grunde an, um ein Objekt in der Erscheinung als frei zu beurteilen (denn das nicht von außen Bestimmte ist eine negative Vorstellung des durch sich selbst Bestimmteins, und zwar die einzig mögliche Vorstellung desselben, weil man die Freiheit nur denken und nie erkennen kann, und selbst der Moralphilosoph muß sich mit dieser negativen Vorstellung der Freiheit behelfen). Eine Form erscheint also frei, sobald wir den Grund derselben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu suchen veranlaßt werden. Denn würde der Verstand veranlaßt, nach dem Grund derselben zu fragen, so würde er diesen Grund notwendig außer dem Dinge finden müssen; weil es entweder durch einen Begriff oder durch einen Zufall bestimmt sein muß, beides aber sich gegen das Objekt als Heteronomie verhält. Man wird also folgendes als einen Grundsatz aufstellen können: „daß ein Objekt sich in der Anschauung als frei darstellt, wenn die Form desselben den reflektierenden Verstand nicht zur Auffindung eines Grundes nötigt. Schön also heißt eine Form, die sich selbst erklärt; sich selbst erklären heißt aber hier, sich ohne Hilfe eines Begriffes erklären. Ein Triangel erklärt sich selbst, aber nur vermittelt eines Begriffes. Eine Schlangenlinie erklärt sich selbst ohne das Medium eines Begriffes.

Schön, kann man also sagen, ist eine Form, die keine Erklärung fordert, oder auch eine solche, die sich ohne Begriffe erklärt.

Ich denke, einige Deiner Zweifel sollen sich jetzt schon anfangen zu verlieren, wenigstens siehst Du, daß das subjektive Prinzip doch ins objektive hinübergeführt werden kann. Kommen wir aber erst in das Feld der Erfahrungen, so wird Dir ein ganz anderes Licht darüber aufgehen, und Du wirst die Autonomie des Sinnlichen erst alsdann recht begreifen. Aber weiter:

Jede Form also, die wir nur unter Voraussetzung eines Begriffes möglich finden, zeigt Heteronomie in der Erscheinung. Denn jeder Begriff ist etwas Äußeres gegen das Objekt. Eine solche Form ist jede strenge Regelmäßigkeit (worunter die mathematische obenan steht), weil sie uns den Begriff aufdringt, aus dem sie entstanden ist: eine solche Form ist jede strenge Zweckmäßigkeit (besonders die des Möglichen, weil dies immer auf

etwas anderes bezogen wird), weil sie uns die Bestimmung und den Gebrauch des Objekts in Erinnerung bringt, wodurch notwendigerweise die Autonomie in der Erscheinung zerstört wird.

Gesetzt nun, wir führen mit einem Objekt eine moralische Absicht aus, so wird die Form dieses Objekts durch eine Idee der praktischen Vernunft, also nicht durch sich selbst bestimmt sein, also Heteronomie erleiden. Daher kommt es, daß die moralische Zweckmäßigkeit eines Kunstwerks, oder auch einer Handlungsart, zur Schönheit derselben so wenig beiträgt, daß jene vielmehr sehr verborgen werden und aus der Natur des Dinges völlig frei und zwanglos hervorzugehen den Anschein haben muß, wenn diese, die Schönheit, nicht darüber verlorengelien soll. Ein Dichter würde sich also vergebens mit der moralischen Absicht seines Werkes entschuldigen, wenn sein Gedicht ohne Schönheit wäre. Das Schöne wird zwar jederzeit auf die praktische Vernunft bezogen, weil Freiheit kein Begriff der theoretischen sein kann — aber bloß der Form, nicht der Materie nach. Ein moralischer Zweck gehört aber zur Materie oder zum Inhalt und nicht zur bloßen Form. Um diesen Unterschied — an dem Du gestrauchelt zu haben scheinst — noch mehr ins Licht zu setzen, füge ich noch folgendes hinzu. Praktische Vernunft verlangt Selbstbestimmung. Selbstbestimmung des Vernünftigen ist reine Vernunftbestimmung, Moralität; Selbstbestimmung des Sinnlichen ist reine Naturbestimmung, Schönheit. Wird die Form des Nichtvernünftigen durch Vernunft bestimmt (theoretische oder praktische, das gilt hier gleich viel), so erleidet seine reine Naturbestimmung Zwang, also kann Schönheit nicht statthaben. Es ist alsdann ein Produkt, kein Analogon, eine Wirkung, keine Nachahmung der Vernunft, denn zur Nachahmung eines Dinges gehört, daß das Nachahmende mit dem Nachgeahmten bloß die Form und nicht den Inhalt, nicht den Stoff gemein habe.

Deswegen wird sich ein moralisches Betragen, wenn es nicht zugleich mit Geschmack verbunden ist, in der Erscheinung immer als Heteronomie darstellen, gerade weil es ein Produkt der Autonomie des Willens ist. Denn eben darum, weil Vernunft und Sinnlichkeit einen verschiedenen Willen haben, so wird der Wille der Sinnlichkeit gebrochen, wenn die Vernunft den ihrigen durchsetzt. Nun ist unglücklicherweise der Wille der Sinnlichkeit

gerade derjenige, der in die Sinne fällt; gerade also wenn die Vernunft ihre Autonomie ausübt (die nie in der Erscheinung vorkommen kann), so wird unser Auge durch eine Heteronomie in der Erscheinung beleidigt. Indessen wird der Begriff der Schönheit doch auch im uneigentlichen Sinne auf das Moralische angewendet, und diese Anwendung ist nichts weniger als leer. Obgleich Schönheit nur an der Erscheinung haftet, so ist moralische Schönheit doch ein Begriff, dem etwas in der Erfahrung korrespondiert. Ich kann Dir keinen besseren empirischen Beweis für die Wahrheit meiner Schönheitstheorie aufstellen, als wenn ich Dir zeige, daß selbst der uneigentliche Gebrauch dieses Wortes nur in solchen Fällen stattfindet, wo sich Freiheit in der Erscheinung zeigt. Ich will deswegen, meinem ersten Plane zuwider, in den empirischen Teil meiner Theorie vorausspringen und Dir zur Erholung eine Geschichte erzählen.

„Ein Mensch ist unter Räuber gefallen, die ihn nackt ausgezogen und bei einer strengen Kälte auf die Straße geworfen haben.

Ein Reisender kommt an ihm vorbei, dem klagt er seinen Zustand und fleht ihn um Hilfe. ‚Ich leide mit dir,‘ ruft dieser gerührt aus, ‚und gerne will ich dir geben, was ich habe. Nur fordere keine anderen Dienste, denn dein Anblick greift mich an. Dort kommen Menschen, gib ihnen diese Geldbörse, und sie werden dir Hilfe schaffen.‘ — ‚Gut gemeint,‘ sagte der Verwundete, ‚aber man muß auch das Leiden sehen können, wenn die Menschenpflicht es fordert. Der Griff in deinen Beutel ist nicht halb soviel wert, als eine kleine Gewalt über deine weichen Sinne.‘

Was war diese Handlung? Weder nützlich noch moralisch noch großmütig noch schön. Sie war bloß passioniert, gutherzig aus Affekt.

„Ein zweiter Reisender erscheint, der Verwundete erneuert seine Bitte. Diesem Zweiten ist sein Geld lieb, und doch möchte er gern seine Menschenpflicht erfüllen. ‚Ich versäume den Gewinn eines Guldens,‘ sagte er, ‚wenn ich die Zeit mit dir verliere. Willst du mir so viel, als ich versäume, von deinem Gelde geben, so lade ich dich auf meine Schultern und bringe dich in einem Kloster unter, das nur eine Stunde von hier entfernt

liegt.' — 'Eine kluge Auskunft,' versetzte der andere. 'Aber man muß bekennen, daß deine Dienstfertigkeit dir nicht hoch zu stehen kommt. Ich sehe dort einen Reiter kommen, der mir die Hilfe umsonst leisten wirst, die dir nur um einen Gulden feil ist.'"

Was war nun diese Handlung? Weder gutherzig noch pflichtmäßig noch großmütig noch schön. Sie war bloß nützlich.

„Der dritte Reisende steht bei dem Verwundeten still und läßt sich die Erzählung seines Unglücks wiederholen. Nachdenkend und mit sich selbst kämpfend steht er da, nachdem der andere ausgerebet hat. 'Es wird mir schwer werden,' sagt er endlich, 'mich von dem Mantel zu trennen, der meinem kranken Körper der einzige Schutz ist, und dir mein Pferd zu überlassen, da meine Kräfte erschöpft sind. Aber die Pflicht gebietet mir, dir zu dienen. Besteige also mein Pferd und hülle dich in meinen Mantel, so will ich dich hinführen, wo dir geholfen werden kann.' — 'Danke dir, braver Mann, für deine redliche Meinung,' erwidert jener, 'aber du sollst, da du selbst bedürftig bist, um meinetwillen kein Ungemach leiden. Dort sehe ich zwei starke Männer kommen, die mir den Dienst werden leisten können, der dir sauer wird.'"

Diese Handlung war rein (aber auch nicht mehr als) moralisch, weil sie gegen das Interesse der Sinne, aus Achtung fürs Gesetz unternommen wurde.

„Jetzt nähern sich die zwei Männer dem Verwundeten und fangen an, ihn um sein Unglück zu befragen. Kaum eröffnet er den Mund, so rufen beide mit Erstaunen: 'Er ist's! Es ist der nämliche, den wir suchen.' Jener erkennt sie und erschrickt. Es entdeckt sich, daß beide ihren abgesagten Feind und den Urheber ihres Unglücks in ihm erkennen und dem sie nachgereist sind, um eine blutige Rache an ihm zu nehmen. 'Befriedigt jetzt euren Haß und eure Rache,' fängt jener an, 'der Tod und nicht Hilfe ist es, was ich von euch erwarten kann.' — 'Nein,' erwidert einer von ihnen, 'damit du siehst, wer wir sind und wer du bist, so nimm diese Kleider und bedecke dich. Wir wollen dich zwischen uns in die Mitte nehmen und dich hinbringen, wo dir geholfen werden kann.' — 'Großmütiger Feind,' ruft der Verwundete voll Rührung, 'du beschämst mich, du entwaffnest meinen Haß: Komm jetzt, umarme mich und mache deine Wohlthat vollkommen

durch eine herzliche Vergebung.' — ‚Mäßige dich, Freund,‘ erwidert der andere frostig. ‚Nicht weil ich dir verzeihe, will ich dir helfen, sondern weil du elend bist.‘ — ‚So nimm auch deine Kleidung zurück,‘ ruft der Unglückliche, indem er sie von sich wirft. ‚Werde aus mir, was da will. Eher will ich elendiglich umkommen, als einem stolzen Feind meine Rettung verdanken.‘

Indem er aufsteht und den Versuch macht, sich wegzubegeben, nähert sich ein fünfter Wanderer, der eine schwere Last auf dem Rücken trägt. Ich bin so oft getäuscht worden, denkt der Verwundete, und der sieht mir nicht aus wie einer, der mir helfen wollte. Ich will ihn vorübergehen lassen. — Sobald der Wanderer ihn ansichtig wird, legt er seine Bürde nieder. ‚Ich sehe,‘ fängt er aus eigenem Antrieb an, ‚daß du verwundet bist und deine Kräfte dich verlassen. Das nächste Dorf ist noch ferne, und du wirst dich verbluten, ehe du davor anlangst. Steige auf meinen Rücken, so will ich mich frisch aufmachen und dich hinbringen.‘ — ‚Aber was wird aus deinem Bündel werden, das du hier auf freier Landstrasse zurücklassen mußt?‘ — ‚Das weiß ich nicht, und das bekümmert mich nicht,‘ sagt der Lastträger. ‚Ich weiß aber, daß du Hilfe brauchst und daß ich schuldig bin, sie dir zu geben.‘“

d. 19. Februar 1793.

Die Schönheit der fünften Handlung muß in demjenigen Zuge liegen, den sie mit keiner der vorhergehenden gemein hat.

Nun haben: 1. Alle fünf helfen wollen. 2. Die meisten haben ein zweckmäßiges Mittel dazu erwählt. 3. Mehrere wollten es sich etwas kosten lassen. 4. Einige haben eine große Selbstüberwindung dabei bewiesen. Einer darunter hat aus dem reinsten moralischen Antrieb gehandelt. Aber nur der fünfte hat unaufgefordert und ohne mit sich zu Räte zu gehen geholfen, obgleich es auf seine Kosten ging. Nur der fünfte hat sich selbst ganz dabei vergessen und „seine Pflicht mit einer Leichtigkeit erfüllt, als wenn bloß der Instinkt aus ihm gehandelt hätte“. — Also wäre eine moralische Handlung alsdann erst eine schöne Handlung, wenn sie aussieht wie eine sich von selbst ergebende Wirkung der Natur. Mit einem Worte: eine freie Handlung ist eine schöne Handlung, wenn die Autonomie des Gemüths und Autonomie in der Erscheinung koinzidieren.

Aus diesem Grunde ist das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist.

Offenbar hat die Gewalt, welche die praktische Vernunft bei moralischen Willensbestimmungen gegen unsere Triebe ausübt, etwas Beleidigendes, etwas Peinliches in der Erscheinung. Wir wollen nun einmal nirgends Zwang sehen, auch nicht, wenn die Vernunft selbst ihn ausübt; auch die Freiheit der Natur wollen wir respektiert wissen, weil wir „jedes Wesen in der ästhetischen Beurteilung als einen Selbstzweck“ betrachten und es uns, denen Freiheit das Höchste ist, ekelt (empört), daß etwas dem anderen aufgeopfert werden und zum Mittel dienen soll. Daher kann eine moralische Handlung niemals schön sein, wenn wir der Operation zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgeängstigt wird. Unsere sinnliche Natur muß also im Moralischen frei erscheinen, obgleich sie es nicht wirklich ist, und es muß das Ansehen haben, als wenn die Natur bloß den Auftrag unserer Triebe vollführte, indem sie sich, den Trieben gerade entgegen, unter die Herrschaft des reinen Willens beugt.

Jena, den 23. Februar 1793.

Das Resultat meiner bisher geführten Beweise ist dieses: Es gibt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobei von allem übrigen abstrahiert und bloß darauf gesehen wird, ob sie frei, d. i. durch sich selbst bestimmt erscheinen. Diese Vorstellungsart ist notwendig, denn sie fließt aus dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachlässlich fordert.

Daß diejenige Eigenschaft der Dinge, die wir mit dem Namen Schönheit bezeichnen, mit dieser Freiheit in der Erscheinung eins und dasselbe sei, ist noch gar nicht bewiesen, und das soll von jetzt ab mein Geschäft sein. Ich habe also zweierlei darzutun: Erstlich, daß dasjenige Objektive an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, frei zu erscheinen, gerade auch dasjenige sei, welches ihnen, wenn es da ist, Schönheit verleiht, und wenn es fehlt, ihre Schönheit vernichtet; selbst wenn sie im ersten Falle gar keinen und im letzten alle anderen Vorzüge besäßen. Zweitens habe ich zu beweisen, daß Freiheit in der Er-

scheinung eine solche Wirkung auf das Geföhlsvermögen notwendig mit sich führe, die derjenigen völlig gleich ist, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden. (Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen sein, dieses letzte a priori zu beweisen, da nur Erfahrung lehren kann, ob wir bei einer Vorstellung etwas fühlen sollen, und was wir dabei fühlen sollen. Denn freilich läßt sich weder aus dem Begriff der Freiheit noch aus dem der Erscheinung ein solches Gefühl analytisch herausziehen, und eine Synthesis a priori ist ebensowenig; man ist also hierin durchaus auf empirische Beweise eingeschränkt, und was nur immer durch diese geleistet werden kann, hoffe ich zu leisten: nämlich durch Induktion und auf psychologischem Wege zu erweisen, daß aus dem zusammengefügten Begriff der Freiheit und der Erscheinung, der mit der Vernunft harmonisierenden Sinnlichkeit, ein Gefühl der Lust fließen müsse, welches dem Wohlgefallen gleich ist, das die Vorstellung der Schönheit zu begleiten pflegt.) Übrigens werde ich zu diesem Theil der Untersuchung so bald noch nicht kommen, da die Ausführung des ersteren mehrere Briefe ausfüllen dürfte.

I.

Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit

Ich habe neulich schon berührt, daß keinem Dinge in der Sinnenwelt Freiheit wirklich zukomme, sondern bloß scheinbar. Aber positiv frei kann es auch nicht einmal scheinen, weil dies bloß eine Idee der Vernunft ist, der keine Anschauung adäquat sein kann. Wenn aber die Dinge, insofern sie in der Erscheinung vorkommen, Freiheit weder besitzen noch zeigen, wie kann man einen objektiven Grund dieser Vorstellung in den Erscheinungen suchen? Dieser objektive Grund müßte eine solche Beschaffenheit derselben sein, deren Vorstellung uns schlechterdings nötigt, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf das Objekt zu beziehen. Dies ist, was jetzt bewiesen werden muß.

Frei sein und durch sich selbst bestimmt sein, von innen heraus bestimmt sein, ist eins. Jede Bestimmung geschieht entweder von außen oder nicht von außen (von innen), was also nicht von außen bestimmt erscheint und doch als bestimmt erscheint, muß

als von innen bestimmt vorgestellt werden. „Sobald also das Bestimmthein gedacht wird, so ist das Nichtvonaußenbestimmtsein indirekt zugleich die Vorstellung des Voninnenbestimmtheins oder der Freiheit.“

Wie wird nun dieses Nichtvonaußenbestimmtsein selbst wieder vorgestellt? Hierauf beruht alles; denn wird dieses an einem Gegenstand nicht notwendig vorgestellt, so ist auch gar kein Grund da, das Voninnenbestimmtsein oder die Freiheit vorzustellen. Notwendig aber muß die Vorstellung des letzteren sein, weil unser Urtheil vom Schönen Notwendigkeit enthält und jedermanns Beistimmung fordert. Es darf also nicht dem Zufall überlassen sein, ob wir bei der Vorstellung eines Objectes auf seine Freiheit Rücksicht nehmen wollen, sondern die Vorstellung desselben muß auch die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtheins schlechterdings und notwendig mit sich führen.

Dazu wird nun erfordert, daß uns der Gegenstand selbst durch seine objektive Beschaffenheit einladet oder vielmehr nötigt, auf die Eigenschaft des Nichtvonaußenbestimmtheins an ihm zu merken; weil eine bloße Negation nur dann bemerkt werden kann, wenn ein Bedürfnis nach ihrem positiven Gegenteile vorausgesetzt wird.

Ein Bedürfnis nach der Vorstellung des Voninnenbestimmtheins (Bestimmungsgrundes) kann nur durch Vorstellung des Bestimmtheins entstehen. Zwar ist alles, was uns vorgestellt werden kann, etwas Bestimmtes, aber nicht alles wird als ein solches vorgestellt, und was nicht vorgestellt wird, ist für uns so gut als gar nicht vorhanden. Etwas muß an dem Gegenstande sein, was ihn aus der unendlichen Reihe des Nichtsagenden und Leeren heraushebt und unseren Erkenntnistrieb reizt, denn das Nichtsagende ist dem Nichts beinahe gleich. Es muß sich als ein Bestimmtes darstellen, denn er soll uns auf das Bestimmende führen.

Nun ist aber der Verstand das Vermögen, welches den Grund zu der Folge sucht, folglich muß der Verstand ins Spiel gesetzt werden. Der Verstand muß veranlaßt werden, über die Form des Objectes zu reflektieren: über die Form, denn der Verstand hat es nur mit der Form zu tun.

Das Object muß also eine solche Form besitzen und zeigen, die eine Regel zuläßt: denn der Verstand kann sein Geschäft

nur nach Regeln verwalten. Es ist aber nicht nötig, daß der Verstand diese Regel erkennt (denn Erkenntnis der Regel würde allen Schein der Freiheit zerstören, wie bei jeder strengen Regelmäßigkeit wirklich der Fall ist), es ist genug, daß der Verstand auf eine Regel — unbestimmt welche — geleitet wird. Man darf nur ein einzelnes Baumblatt betrachten, so dringt sich einem sogleich die Unmöglichkeit auf, daß sich das Mannigfaltige an demselben von ohngefähr und ohne alle Regel so habe ordnen können, wenn man auch gleich von der teleologischen Beurteilung abstrahiert. Die unmittelbare Reflexion über den Anblick desselben lehrt es, ohne daß man nötig hat, diese Regel einzusehen und sich einen Begriff von der Struktur desselben zu bilden.

Eine Form, welche auf eine Regel deutet (sich nach einer Regel behandeln läßt), heißt kunstmäßig oder technisch. Nur die technische Form eines Objectes veranlaßt den Verstand, den Grund zu der Folge zu suchen und das Bestimmende zu dem Bestimmten; und insofern also eine solche Form ein Bedürfnis erweckt, nach einem Grund der Bestimmung zu fragen, so führt hier die Negation des Vonaußenbestimmtheits ganz notwendig auf die Vorstellung des Voninnenbestimmtheits oder der Freiheit.

Freiheit kann also nur mit Hilfe der Technik sinnlich dargestellt werden, so wie Freiheit des Willens nur mit Hilfe der Kausalität und materiellen Willensbestimmungen gegenüber gedacht werden kann. Mit anderen Worten: der negative Begriff der Freiheit ist nur durch den positiven Begriff seines Gegenteils denkbar, und so wie die Vorstellung der Naturkausalität nötig ist, um uns auf die Vorstellung der Willensfreiheit zu leiten, so ist eine Vorstellung von Technik nötig, um uns im Reich der Erscheinungen auf Freiheit zu leiten.

Hieraus ergibt sich nun eine zweite Grundbedingung des Schönen, ohne welche die erste bloß ein leerer Begriff sein würde. Freiheit in der Erscheinung ist zwar der Grund der Schönheit, aber Technik ist die notwendige Bedingung unserer Vorstellung von der Freiheit.

Man könnte dieses auch so ausdrücken:

Der Grund der Schönheit ist überall Freiheit in der Erscheinung. Der Grund unserer Vorstellung von Schönheit ist Technik in der Freiheit.

Vereinigt man beide Grundbedingungen der Schönheit und der Vorstellung der Schönheit, so ergibt sich daraus folgende Erklärung:

Schönheit ist Natur in der Kunstmäßigkeit.

Ehe ich aber von dieser Erklärung einen sicheren und philosophischen Gebrauch machen kann, muß ich erst den Begriff Natur bestimmen, und vor jeder Mißdeutung sicherstellen. Der Ausdruck Natur ist mir darum lieber als Freiheit, weil er zugleich das Feld des Sinnlichen bezeichnet, worauf das Schöne sich einschränkt, und neben dem Begriffe der Freiheit auch sogleich ihre Sphäre in der Sinnenwelt andeutet. Der Technik gegenübergestellt, ist Natur, was durch sich selbst ist, Kunst ist, was durch eine Regel ist. Natur in der Kunstmäßigkeit, was sich selber die Regel gibt – was durch seine eigene Regel ist. (Freiheit in der Regel, Regel in der Freiheit.)

Wenn ich sage: die Natur des Dinges: das Ding folgt seiner Natur, es bestimmt sich durch seine Natur: so setze ich darin die Natur allem demjenigen entgegen, was von dem Objekt verschieden ist, was bloß als zufällig an demselben betrachtet wird und hinweggedacht werden kann, ohne zugleich sein Wesen aufzuheben. Es ist gleichsam die Person des Dinges, wodurch es von allen anderen Dingen, die nicht seiner Art sind, unterschieden wird. Daher werden diejenigen Eigenschaften, welche ein Objekt mit allen anderen gemein hat, nicht eigentlich zu seiner Natur gerechnet, ob es gleich diese Eigenschaften nicht ablegen kann, ohne daß es aufhörte, zu existieren. Bloß dasjenige wird durch den Ausdruck Natur bezeichnet, wodurch es das bestimmte Ding wird, was es ist. Alle Körper z. B. sind schwer, aber zur Natur eines körperlichen Dinges gehören nur diejenigen Wirkungen der Schwere, welche aus seiner speziellen Beschaffenheit resultieren. Sobald die Schwerkraft an einem Dinge, für sich selbst und unabhängig von seiner speziellen Beschaffenheit, bloß als allgemeine Naturkraft wirkt, so wird sie als eine fremde Gewalt angesehen, und ihre Wirkungen verhalten sich als Heteronomie gegen die Natur des Dinges. Ein Beispiel mag dies ins Licht setzen. Eine Vase ist, als Körper betrachtet, der Schwerkraft unterworfen, aber die Wirkungen der Schwerkraft müssen, wenn sie die Natur einer Vase nicht verleugnen soll, durch die Form

der Vase modifiziert, d. i. besonders bestimmt und durch diese spezielle Form notwendig gemacht worden sein. Jede Wirkung der Schwerkraft an einer Vase aber ist zufällig, welche unbeschadet ihrer Form als Vase kann hinweggenommen werden. Alsdann wirkt die Schwerkraft gleichsam außerhalb der Ökonomie, außerhalb der Natur des Dinges und erscheint sogleich als eine fremde Gewalt. Dies geschieht, wenn die Vase in einen weiten und breiten Bauch sich endigt, weil es da aussieht, als ob die Schwere der Länge genommen hätte, was sie der Breite gegeben, kurz als ob die Schwerkraft über die Form, nicht die Form über die Schwerkraft geherrscht hätte.

Ebenso ist es mit Bewegungen. Eine Bewegung gehört zur Natur des Dinges, wenn sie aus der speziellen Beschaffenheit oder aus der Form des Dinges notwendig fließt. Eine Bewegung aber, welche dem Dinge unabhängig von seiner speziellen Form durch das allgemeine Gesetz der Schwere vorgeschrieben wird, liegt außerhalb der Natur desselben und zeigt Heteronomie. Man stelle ein schweres Wagenpferd neben einen leichten spanischen Zelter. Die Last, welche jenes zu ziehen gewöhnt worden ist, hat seinen Bewegungen die Natürlichkeit genommen, daß es, auch ohne einen Wagen hinter sich herzuschleppen, ebenso mühsam und schwerfällig einhertrabt, als wenn es einen zu ziehen hätte. Seine Bewegungen entspringen nicht mehr aus seiner speziellen Natur, sondern verraten die geschleppte Last des Wagens. Der leichte Zelter hingegen ist nie gewöhnt worden, eine größere Kraft anzuwenden, als er auch in seiner größten Freiheit zu äußern sich angetrieben fühlt. Jede seiner Bewegungen ist also eine Wirkung seiner sich selbst überlassenen Natur. Daher bewegt er sich so leicht, als wenn er gar keine Last wäre, über dieselbe Fläche hinweg, die das Kutschpferd mit bleischweren Füßen tritt. „Man wird bei ihm gar nicht daran erinnert, daß er ein Körper ist, so sehr hat die spezielle Pferdeform die allgemeine Körpernatur, die der Schwere gehorchen muß, überwunden.“ Hingegen macht die Schwerfälligkeit der Bewegung das Kutschpferd augenblicklich in unserer Vorstellung zur Masse, und die eigentümliche Natur des Rosses wird in demselben von der allgemeinen Körpernatur unterdrückt.

Wenn man einen flüchtigen Blick durch das Tierreich wirft,

so findet man, daß die Schönheit der Tiere in demselben Verhältnis abnimmt, als sie sich der Masse nähern und bloß der Schwerkraft zu dienen scheinen. Die Natur eines Tieres (in der ästhetischen Bedeutung dieses Wortes) äußert sich entweder in seinen Bewegungen oder in seinen Formen, und beide werden eingeschränkt durch die Masse. Hat die Masse Einfluß gehabt auf die Form, so nennen wir diese plump; hat die Masse Einfluß gehabt auf die Bewegung, so heißt diese unbehilflich. Im Bau des Elefanten, des Bären, des Stieres ußf. ist es die Masse, welche an der Form sowohl als an der Bewegung dieser Tiere einen sichtbaren Anteil hat. Die Masse aber muß jederzeit der Schwerkraft gehorchen, die sich gegen die eigene Natur des organischen Körpers als eine fremde Potenz verhält.

Dagegen nehmen wir überall Schönheit wahr, wo die Masse von der Form und (im Tier- und Pflanzenreich) von den lebendigen Kräften (in die ich die Autonomie des Organischen setze) völlig beherrscht wird.

Die Masse eines Pferdes ist bekanntlich von ungleich größerem Gewicht als die Masse einer Ente oder eines Krebses; nichtsdestoweniger ist die Ente schwer und das Pferd leicht; bloß weil sich die lebendigen Kräfte zur Masse bei beiden ganz verschieden verhalten. Dort ist es der Stoff, der die Kraft beherrscht; hier ist die Kraft Herr über den Stoff.

Unter den Tiergattungen ist das Vögelgeschlecht der beste Beleg meines Satzes. Ein Vogel im Flug ist die glücklichste Darstellung des durch die Form bezwungenen Stoffes, der durch die Kraft überwundenen Schwere. Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß die Fähigkeit, über die Schwere zu siegen, oft zum Symbol der Freiheit gebraucht wird. Wir drücken die Freiheit der Phantasie aus, indem wir ihm Flügel geben; wir lassen Psyche mit Schmetterlingsflügeln sich über das Irdische erheben, wenn wir ihre Freiheit von den Fesseln des Stoffes bezeichnen wollen. Offenbar ist die Schwerkraft eine Fessel für jedes Organische, und ein Sieg über dieselbe gibt daher kein unschickliches Sinnbild der Freiheit ab. Nun gibt es aber keine treffendere Darstellung der besiegten Schwere als ein geflügeltes Tier, das sich aus innerem Leben (Autonomie des Organischen) der Schwerkraft direkt entgegen bestimmt. Die Schwerkraft verhält sich

ungefähr ebenso gegen die lebendige Kraft des Vogels, wie sich — bei reinen Willensbestimmungen — die Neigung zu der gesetzgebenden Vernunft verhält.

Ich widerstehe der Versuchung, Dir an der menschlichen Schönheit die Wahrheit meiner Behauptungen noch anschaulicher zu machen; dieser Materie gebührt ein eigener Brief. Du ersiehst nun aus dem bisher Gesagten, was ich zum Begriff der Natur (in ästhetischer Bedeutung) rechne und davon ausgeschlossen wissen will.

Natur an einem technischen Dinge, inwiefern wir sie dem nichttechnischen entgegensetzen, ist seine technische Form selbst, gegen welche alles andere, was nicht zu dieser technischen Ökonomie gehört, als etwas Auswärtiges, und wenn es darauf Einfluß gehabt hat, als Heteronomie und als Gewalt betrachtet wird. Aber es ist damit noch nicht genug, daß ein Ding nur durch seine Technik bestimmt erscheine — rein technisch sei; denn das ist auch jede streng mathematische Figur, ohne deswegen schön zu sein. Die Technik selbst muß wieder durch die Natur des Dinges bestimmt erscheinen, welches man den freiwilligen Konsens des Dinges zu seiner Technik nennen könnte. Hier wird also die Natur des Dinges von seiner Technik wieder unterschieden, da sie doch kurz vorher für identisch mit derselben erklärt wurde. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Gegen äußere Bestimmungen verhält sich die technische Form des Dinges als Natur; aber gegen das innere Wesen des Dinges kann sich die technische Form wieder als etwas Äußeres und Fremdes verhalten; z. B. es ist die Natur eines Zirkels, daß er eine Linie sei, die in jedem Punkte ihrer Richtung von einem gegebenen Punkte gleich weit absteht. Schneidet nun ein Gärtner einen Baum zu einer Zirkelfigur aus, so fordert die Natur des Zirkels, daß er vollkommen rund geschnitten sei. Sobald also eine Zirkelfigur an dem Baume angekündigt wird, so muß sie erfüllt werden, und es beleidigt unser Auge, wenn dagegen gesündigt wird. Aber was die Natur des Zirkels fordert, das widerstreitet der Natur des Baumes, und weil wir nicht umhin können, dem Baume seine eigene Natur, seine Persönlichkeit zuzugestehen, so verdrießt uns diese Gewaltthätigkeit, und es gefällt uns, wenn er die ihm aufgedrungene Technik aus innerer Freiheit vernichtet. Die Technik ist also

überall etwas Fremdes, wo sie nicht aus dem Dinge selbst entsteht, nicht mit der ganzen Existenz desselben eins ist, nicht von innen heraus, sondern von außen hineinkommt, nicht dem Dinge notwendig und angeboren, sondern ihm gegeben und also zufällig ist.

Noch ein Beispiel wird uns vollkommen verständigen. Wenn der Mechanikus ein musikalisches Instrument verfertigt, so kann es noch so rein technisch sein, ohne auf Schönheit Anspruch zu machen. Es ist rein technisch, wenn alles an demselben Form ist, wenn überall nur der Begriff und nirgends der Stoff oder der Mangel, von seiten des Künstlers, seine Form bestimmt. Auch kann man von diesem Instrumente sagen, es habe Autonomie; sobald man nämlich das *αυτον* in den Gedanken setzt, der hier völlig und rein gesetzgebend war und den Stoff übermeisterte. Setzt man aber das *αυτον* des Instrumentes in dasjenige, was an ihm Natur ist und wodurch es existiert, so verändert sich das Urtheil. Seine technische Form wird als etwas von ihm Verschiedenes, von seiner Existenz Unabhängiges und Zufälliges erkannt und als eine äußere Gewalt betrachtet. Es entdeckt sich, daß diese technische Form etwas Auswärtiges ist, daß sie ihn durch den Verstand des Künstlers gewaltthätig aufgedrungen worden. Ob also gleich die technische Form des Instrumentes, wie wir angenommen haben, reine Autonomie enthält und äußert, so ist sie selbst doch Heteronomie gegen das Ding, an dem sie sich findet. Ob sie gleich keinen Zwang, weder von seiten des Stoffes noch des Künstlers erleidet, so übt sie ihn doch gegen die eigene Natur des Dinges aus — sobald wir dieses als ein Naturding betrachten, welches einem logischen Ding (einem Begriffe) zu dienen genötigt wird.

Was wäre also Natur in dieser Bedeutung? Das innere Prinzip der Existenz an einem Dinge, zugleich als der Grund seiner Form betrachtet; die innere Notwendigkeit der Form. Die Form muß im eigentlichen Sinne zugleich selbstbestimmend und selbstbestimmt sein; nicht bloß Autonomie, sondern Heautonomie muß da sein. Aber, wirst Du hier einwenden, wenn die Form mit der Existenz des Dinges zusammen eins ausmachen muß, um Schönheit hervorzubringen, wo bleiben die Schönheiten der Kunst, welche diese Heautonomie niemals haben können? Ich will

Dir darauf antworten, wenn wir erst zu dem Schönen der Kunst gekommen sind, denn dieses erfordert ein ganz eigenes Kapitel. Nur so viel kann ich Dir im voraus sagen, daß diese Forderung von der Kunst nicht darf abgewiesen werden, und daß auch die Formen der Kunst mit der Existenz des geformten eins ausmachen müssen, wenn sie auf die höchste Schönheit Anspruch machen sollen, und da sie dieses in der Wirklichkeit nicht können, weil die menschliche Form an einem Marmor immer zufällig bleibt, so müssen sie wenigstens so erscheinen.

Was ist also Natur in der Kunstmäßigkeit? Autonomie in der Technik? Sie ist die reine Zusammenstimmung des inneren Wesens mit der Form, eine Regel, die von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben ist. (Aus diesem Grunde ist in der Sinnenwelt nur das Schöne ein Symbol des in sich Vollendeten oder des Vollkommenen, weil es nicht wie das Zweckmäßige auf etwas außer sich braucht bezogen zu werden, sondern sich selbst zugleich gebietet und gehorcht und sein eigenes Gesetz vollbringt.)

Ich hoffe, Dich nunmehr in den Stand gesetzt zu haben, mir ungehindert zu folgen, wenn ich von Natur, von Selbstbestimmung, von Autonomie und Heautonomie, von Freiheit und von Kunstmäßigkeit spreche. Du wirst auch mit mir darüber einig sein, daß diese Natur und diese Heautonomie objektive Beschaffenheiten der Gegenstände sind, denen ich sie zuschreibe, denn sie bleiben ihnen, auch wenn das vorstellende Subjekt ganz hinweggedacht wird. Der Unterschied zwischen zwei Naturwesen, worunter das eine ganz Form ist und eine vollkommene Herrschaft der lebendigen Kraft über die Masse zeigt, das andere aber von seiner Masse unterjocht worden ist, bleibt übrig, auch nach völliger Hinwegdenkung des beurteilenden Subjekts. Ebenso ist der Unterschied zwischen einer Technik durch Verstand und einer Technik durch Natur (wie bei allem Organischen) gänzlich unabhängig von der Existenz des vernünftigen Subjekts. Er ist also objektiv, und also ist es auch der Begriff von einer Natur in der Technik, der sich darauf gründet.

Freilich ist die Vernunft nötig, um von dieser objektiven Eigenschaft der Dinge gerade einen solchen Gebrauch zu machen, wie bei dem Schönen der Fall ist. Aber dieser subjektive Gebrauch hebt die Objektivität des Grundes nicht auf, denn auch

mit dem Vollkommenen, mit dem Guten, mit dem Nützlichen hat es dieselbe Bewandnis, ohne daß darum die Objektivität dieser Prädikate weniger gegründet wäre. „Freilich wird der Begriff der Freiheit selbst, oder das Positive, von der Vernunft erst in das Objekt hineingelegt, indem sie dasselbe unter der Form des Willens betrachtet, aber das Negative dieses Begriffes gibt die Vernunft dem Objekte nicht, sondern sie findet es in demselben schon vor. Der Grund der dem Objekte zugesprochenen Freiheit liegt also doch in ihm selbst, obgleich die Freiheit nur in der Vernunft liegt.

Kant stellt in seiner Kritik der Urteilskraft Seite 177 einen Satz auf, der von ungemeiner Fruchtbarkeit ist, und der, wie ich denke, erst aus meiner Theorie seine Erklärung erhalten kann. Natur, sagt er, ist schön, wenn sie aussieht wie Kunst; Kunst ist schön, wenn sie aussieht wie Natur. Dieser Satz macht also die Technik zu einem wesentlichen Requisit des Naturschönen und die Freiheit zur wesentlichen Bedingung des Kunstschönen. Da aber das Kunstschöne schon an sich selbst die Idee der Technik, das Naturschöne die Idee der Freiheit mit einschließt, so gesteht also Kant selbst ein, daß Schönheit nichts anderes als Natur in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit sei.

Wir müssen erstlich wissen, daß das schöne Ding ein Naturding ist, d. i. daß es durch sich selbst ist; zweitens muß es uns vorkommen, als ob es durch eine Regel wäre, denn er sagt ja, es muß aussehen wie Kunst. Beide Vorstellungen: es ist durch sich selbst, und es ist durch eine Regel, lassen sich aber nur auf eine einzige Art vereinigen, nämlich, wenn man sagt: es ist durch eine Regel, die es sich selbst gegeben hat. Autonomie in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit.

Es könnte aus dem Bisherigen scheinen, als ob Freiheit und Kunstmäßigkeit einen völlig gleichen Anspruch auf das Wohlgefallen hätten, das uns die Schönheit einflößt, als ob die Technik mit der Freiheit in gleicher Reihe stünde, und da hätte ich freilich sehr unrecht, daß ich in meiner Erklärung vom Schönen (Autonomie in der Erscheinung) bloß auf die Freiheit Rücksicht nahm und der Technik gar nicht erwähnte. Aber meine Definition ist sehr genau abgewogen worden. Technik und Freiheit haben nicht

daselbe Verhältniß zum Schönen. Freiheit allein ist der Grund des Schönen, Technik ist nur der Grund unserer Vorstellung von der Freiheit, jene also der unmittelbare Grund, diese nur mittelbar die Bedingung der Schönheit. Technik nämlich trägt nur insofern zur Schönheit bei, als sie dazu dient, die Vorstellung der Freiheit zu erregen.

Vielleicht kann ich diesen Satz — der übrigens aus dem vorhergehenden schon ziemlich klar ist — noch auf folgendem Wege erläutern.

Bei dem Naturschönen sehen wir mit unseren Augen, daß es aus sich selbst ist; daß es durch eine Regel sei, sagt uns nicht der Sinn, sondern der Verstand. Nun verhält sich aber die Regel zur Natur wie Zwang zur Freiheit. Da wir uns nun die Regel bloß denken, die Natur aber sehen, so denken wir uns Zwang und sehen Freiheit. Der Verstand erwartet und fordert eine Regel, der Sinn lehrt, daß das Ding durch sich selbst und durch keine Regel ist. Läge uns nun an der Technik, so müßte uns die fehlgeschlagene Erwartung verdrießen, die uns doch vielmehr Vergnügen macht. Also muß uns an der Freiheit und nicht an der Technik liegen. Wir hätten Ursache, aus der Form des Dinges auf einen logischen Ursprung, also auf Heteronomie zu schließen, und wider Erwartung finden wir Autonomie. Da wir über diesen Fund froh sind und uns dadurch gleichsam von einer Sorge (die in unserem praktischen Vermögen ihren Sitz hat) erleichtert fühlen, so beweist dieses, daß wir bei der Regelmäßigkeit nicht so viel als bei der Freiheit gewinnen. Es ist bloß ein Bedürfnis unserer theoretischen Vernunft, uns die Form des Dinges als abhängig von einer Regel zu denken; aber daß es durch keine Regel, sondern durch sich selbst ist, ist ein Faktum für unseren Sinn. Wie könnten wir aber einen ästhetischen Wert auf die Technik legen und doch mit Wohlgefallen wahrnehmen, daß ihr Gegenteil wirklich ist? Also dient die Vorstellung der Technik bloß dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Produktes von derselben ins Gemüt zu rufen und seine Freiheit desto anschaulicher zu machen.

Dieses leitet mich nun von selbst auf den Unterschied zwischen dem Schönen und dem Vollkommenen. Alles Vollkommene, das

Absolutvollkommene ausgenommen, welches das Moralische ist, ist unter dem Begriff der Technik enthalten, weil es in der Übereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem besteht. Da nun die Technik bloß mittelbar zu der Schönheit beiträgt, insofern sie die Freiheit bemerkbar macht, das Vollkommene aber unter dem Begriff der Technik enthalten ist, so sieht man gleich, daß es nur die Freiheit in der Technik ist, was das Schöne von dem Vollkommenen unterscheidet. Das Vollkommene kann Autonomie haben, insofern seine Form durch seinen Begriff rein bestimmt worden ist; aber Heautonomie hat nur das Schöne, weil nur an diesem die Form durch das innere Wesen bestimmt ist.

Das Vollkommene, dargestellt mit Freiheit, wird sogleich in das Schöne verwandelt. Es wird aber mit Freiheit dargestellt, wenn die Natur des Dinges mit seiner Technik zusammenstimmend erscheint, wenn es aussieht, als wenn diese aus dem Dinge selbst freiwillig hervorgeflossen wäre. Man kann das bisherige auch kurz so ausdrücken: Vollkommen ist ein Gegenstand, wenn alles Mannigfaltige an ihm zur Einheit seines Begriffes übereinstimmt; schön ist er, wenn seine Vollkommenheit als Natur erscheint. Die Schönheit wächst, wenn die Vollkommenheit zusammengesetzter wird und die Natur dabei nichts leidet; denn die Aufgabe der Freiheit wird mit der zunehmenden Menge des Verbundenen schwieriger und ihre glückliche Auflösung eben darum überraschender.

Zweckmäßigkeit, Ordnung, Proportion, Vollkommenheit – Eigenschaften, in denen man die Schönheit so lange gefunden zu haben glaubte – haben mit derselben ganz und gar nichts zu tun. Wo aber Ordnung, Proportion usw. zur Natur eines Dinges gehören, wie bei allem Organischen, da sind sie auch eo ipso unverletzbar, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie von der Natur des Dinges unzertrennlich sind. Eine grobe Verletzung der Proportion ist häßlich, aber nicht weil Beobachtung der Proportion Schönheit ist. Ganz und gar nicht, sondern weil sie eine Verletzung der Natur ist, also Heteronomie andeutet. Ich bemerke überhaupt, daß der ganze Irrtum derer, welche die Schönheit in der Proportion oder in der Vollkommenheit suchten, davon herrührt: sie fanden, daß die Verletzung derselben

den Gegenstand häßlich machte, daraus zogen sie gegen alle Logik den Schluß, daß die Schönheit in der genauen Beobachtung dieser Eigenschaften enthalten sei. Aber alle diese Eigenschaften machen bloß die Materie des Schönen, welche sich bei jedem Gegenstand abändern kann; sie können zur Wahrheit gehören, welche auch nur die Materie der Schönheit ist. Die Form des Schönen ist nur ein freier Vortrag der Wahrheit, der Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit.

Wir nennen ein Gebäude vollkommen, wenn sich alle Teile desselben nach dem Begriffe und Zwecke des Ganzen richten und seine Form durch seine Idee rein bestimmt worden ist. Schön aber nennen wir es, wenn wir diese Idee nicht zu Hilfe nehmen müssen, um die Form einzusehen, wenn sie freiwillig und absichtslos aus sich selbst hervorspringen und alle Teile sich durch sich selbst zu beschränken scheinen. Ein Gebäude kann deswegen (beiläufig zu sagen) nie ein ganz freies Kunstwerk sein und nie ein Ideal der Schönheit erreichen, weil es schlechterdings unmöglich ist, an einem Gebäude, das Treppen, Türen, Kamine, Fenster und Ofen braucht, ohne Hilfe eines Begriffes auszureichen und also Heteronomie zu verbergen. Völlig rein kann also nur diejenige Kunstschönheit sein, deren Original in der Natur selbst sich findet.

Schön ist ein Gefäß, wenn es, ohne seinem Begriff zu widersprechen, einem freien Spiel der Natur gleich sieht. Die Handhabe an einem Gefäß ist bloß des Gebrauchs wegen, also durch einen Begriff, da; soll aber das Gefäß schön sein, so muß diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daß man ihre Bestimmung vergißt. Ginge sie aber in einem rechten Winkel ab, verengte sich der weite Bauch plötzlich zu einem engen Halse und dgl., so würde diese abrupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerstören, und die Autonomie der Erscheinung würde verschwinden.

Wann sagt man wohl, daß eine Person schön gekleidet sei? Wenn weder das Kleid durch den Körper noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leidet; wenn dieses aussieht, als wenn es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte und doch aufs vollkommenste seinen Zweck erfüllt. Die Schönheit oder

vielmehr der Geschmack betrachtet alle Dinge als Selbstzwecke und duldet schlechterdings nicht, daß eins dem anderen als Mittel dient oder das Joch trägt. In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem Edelsten gleiche Rechte hat und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, sondern zu allem schlechterdings konsentieren muß. In dieser ästhetischen Welt, die eine ganz andere ist als die vollkommenste platonische Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respekt von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, daß ich niemanden merken lasse, daß er mir dient. Dafür aber verspricht er mir auch reciproce, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, daß die meinige nichts dabei leidet; und wenn beide Wort halten, so wird die ganze Welt sagen, daß ich schön angezogen sei. Spannt hingegen der Rock, so verlieren wir beide, der Rock und ich, von unserer Freiheit. Deswegen sind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich wenig schön, denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einschränken, so zeigt bei der engen Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er sich selbst mit der seinigen aufbläht und seinen Herrn zu seinem bloßen Träger herabsetzt.

Eine Birke, eine Fichte, eine Pappel ist schön, wenn sie schlank emporsteigt, eine Eiche, wenn sie sich krümmt; die Ursache ist, weil diese sich selbst überlassen die krumme, jene hingegen die gerade Richtung lieben. Zeigt sich also die Eiche schlank und die Birke verbogen, so sind sie beide nicht schön, weil ihre Richtungen fremden Einfluß, Heteronomie verraten. Wird hingegen die Pappel vom Winde gebogen, so finden wir dies wieder schön, weil sie durch ihre schwankende Bewegung ihre Freiheit äußert.

Welchen Baum wird sich der Maler am liebsten aussuchen, um ihn in Landschaften zu benutzen? Denjenigen gewiß, der von der Freiheit Gebrauch macht, die ihm bei aller Technik seines Baues gelassen ist — der sich nicht nach seinem Nachbar sklavisch richtet, sondern sich, selbst mit einiger Kühnheit, etwas herausnimmt, aus seiner Ordnung tritt, sich eigensinnig dahin oder

dorthin wendet, wenn er auch gleich hier eine Lücke lassen, dort etwas durch seine ungestüme Dazwischenkunft verwirren müßte. An demjenigen hingegen, der immer in einerlei Richtung verharret, auch wenn ihm seine Gattung weit mehr Freiheit vergönnt, dessen Äste ängstlich in Reih' und Glied bleiben, als wenn sie nach der Schnur gezogen wären, wird er mit Gleichgültigkeit vorübergehen.

An jeder großen Komposition ist es nötig, daß sich das Einzelne einschränke, um das Ganze zum Effekt kommen zu lassen. Ist diese Einschränkung des Einzelnen zugleich eine Wirkung seiner Freiheit, d. i. setzt es sich diese Grenze selbst, so ist die Komposition schön. Schönheit ist durch sich selbst gebändigte Kraft; Beschränkung aus Kraft.

Eine Landschaft ist schön komponiert, wenn alle einzelne Partien, aus denen sie besteht, so ineinanderspielen, daß jene selbst ihre Grenze setzt und das Ganze also das Resultat von der Freiheit des Einzelnen ist. Alles in einer Landschaft soll auf das Ganze bezogen sein, und alles Einzelne soll doch nur unter seiner eigenen Regel zu stehen, seinem eigenen Willen zu folgen scheinen. Es ist aber unmöglich, daß die Zusammenstimmung zu einem Ganzen kein Opfer von seiten des Einzelnen koste, da die Kollision der Freiheit unvermeidlich ist. Der Berg wird also auf manches einen Schatten werfen wollen, was man beleuchtet haben will, Gebäude werden die Naturfreiheit einschränken, die Aussicht hemmen, die Zweige werden lästige Nachbarn sein, Menschen, Tiere, Wolken wollen sich bewegen, denn die Freiheit des Lebendigen äußert sich nur in Handlung. Der Fluß will in seiner Richtung kein Gesetz von dem Ufer annehmen, sondern seinem eigenen folgen; kurz: jedes Einzelne will seinen Willen haben. Wo bliebe aber nun die Harmonie des Ganzen, wenn jedes nur für sich selbst sorgt? Daraus eben geht sie hervor, daß jedes aus innerer Freiheit sich gerade die Einschränkung vorschreibt, die das andere braucht, um seine Freiheit zu äußern. Ein Baum im Vordergrund könnte eine schöne Partie im Hintergrund bedecken; ihn zu nötigen, daß er das nicht tut, würde seiner Freiheit zu nahe getreten sein und Stümperei verraten. Was tut also der verständige Künstler? Er läßt denjenigen Ast

des Baumes, der den Hintergrund zu verhüllen droht, aus eigener Schwere sich heruntersinken und dadurch dem hinteren Prospekte freiwillig Platz machen; und so vollbringt der Baum den Willen des Künstlers, indem er bloß seinem eigenen folgt.

Eine Versifikation ist schön, wenn jeder einzelne Vers sich selbst seine Länge und Kürze, seine Bewegung und seinen Ruhepunkt gibt, jeder Reim sich aus innerer Nothwendigkeit darbietet und doch wie gerufen kommt — kurz, wenn kein Wort von dem anderen, kein Vers von dem anderen Notiz zu nehmen, bloß seiner selbst wegen dazustehen scheint und doch alles so ausfällt, als wenn es verabredet wäre.

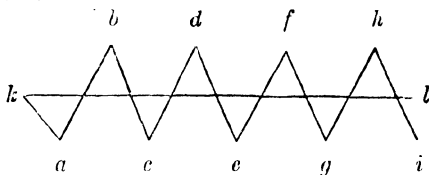
Warum ist das Naive schön? Weil die Natur darin über Künstelei und Verstellung ihre Rechte behauptet. Wenn uns Virgil einen Blick in das Herz der Dido will werfen lassen, und uns zeigen will, wie weit es mit ihrer Liebe gekommen ist, so hätte er dies als Erzähler recht gut in seinem eigenen Namen sagen können; aber dann würde diese Darstellung auch nicht schön gewesen sein. Wenn er uns aber die nämliche Entdeckung durch die Dido selbst machen läßt, ohne daß sie die Absicht hat, so aufrichtig gegen uns zu sein (siehe das Gespräch zwischen Anna und Dido im Anfange des vierten Buches), so nennen wir dies wahrhaft schön; denn es ist die Natur selbst, welche das Geheimnis ausplaudert.

Gut ist eine Lehrart, wo man vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet; schön ist sie, wenn sie sokratisch ist, d. i. wenn sie dieselben Wahrheiten aus dem Kopf und Herzen des Zuhörers herausfragt. Bei der ersten werden dem Verstand seine Überzeugungen in forma abgefordert, bei der zweiten werden sie ihm abgeloct.

Warum wird die Schlangenlinie für die schönste gehalten? Ich habe an dieser einfachsten aller ästhetischen Aufgaben meine Theorie besonders geprüft, und ich halte diese Probe darum für entscheidend, weil bei dieser einfachen Aufgabe keine Täuschung durch Nebenursachen stattfinden kann.

Eine Schlangenlinie, kann der Baumgartenianer sagen, ist darum die schönste, weil sie sinnlich vollkommen ist. Es ist eine Linie, die ihre Richtung immer abändert (Mannigfaltigkeit) und

immer wieder zu derselben Richtung zurückkehrt (Einheit). Wäre sie aber aus keinem besseren Grunde schön, so müßte es folgende Linie auch sein:



welche gewiß nicht schön ist. Auch hier ist Veränderung der Richtung; ein Mannigfaltiges, nämlich *a, b, c, d, e, f, g, h, i*; und Einheit der Richtung ist auch da, welche der Verstand hinein denkt und die durch die Linie *k l* vorgestellt ist. Diese Linie ist nicht schön, ob sie gleich sinnlich vollkommen ist.

Folgende Linie aber ist eine schöne Linie, oder könnte es doch sein, wenn meine Feder besser wäre.



Nun ist der ganze Unterschied zwischen dieser zweiten und jener bloß der, daß jene ihre Richtung *ex abrupto*, diese aber unmerklich verändert; der Unterschied ihrer Wirkungen auf das ästhetische Gefühl muß also in diesem einzig bemerkbaren Unterschied ihrer Eigenschaften gegründet sein. Was ist aber eine plötzlich veränderte Richtung anders als eine gewaltsam veränderte? Die Natur liebt keinen Sprung. Sehen wir sie einen tun, so zeigt es, daß ihr Gewalt geschehen ist. Freiwillig hingegen erscheint nur diejenige Bewegung, an der man keinen bestimmten Punkt angeben kann, bei dem sie ihre Richtung änderte. Und dies ist der Fall mit der Schlangenlinie, welche sich von der oben abgebildeten bloß durch ihre Freiheit unterscheidet.

Ich könnte noch Beispiele genug anhäufen, um zu zeigen, daß alles, was wir schön nennen, sich dieses Prädikat bloß durch die Freiheit in seiner Technik erwerbe. Aber an den angeführten Proben mag es vorzekt genug sein. Weil also Schönheit an keiner Materie haftet, sondern bloß in der Behandlung besteht; alles aber, was [sich] den Sinnen vorstellt, technisch oder nicht

technisch, frei oder nicht frei erscheinen kann, so folgt daraus, daß sich das Gebiet des Schönen sehr weit erstreckt, weil die Vernunft bei allem, was Sinnlichkeit und Verstand ihr unmittelbar vorstellen, nach der Freiheit fragen kann und muß. Darum ist das Reich des Geschmacks ein Reich der Freiheit — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sei frei wie ich.

Darum stört uns jede sich aufdringende Spur der despotischen Menschenhand in einer freien Naturgegend, darum jeder Tanzmeisterzwang im Gange und in den Stellungen, darum jede Künstelei in den Sitten und Manieren, darum alles Ectige im Umgang, darum jede Beleidigung der Naturfreiheit in Verfassungen, Gewohnheiten und Gesetzen.

Es ist auffallend, wie sich der gute Ton (Schönheit des Umgangs) aus meinem Begriff der Schönheit entwickeln läßt. Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit. Das zweite: Zeige selbst Freiheit. Die pünktliche Erfüllung beider ist ein unendlich schweres Problem, aber der gute Ton fordert sie unerläßlich, und sie macht allein den vollendeten Weltmann. Ich weiß für das Ideal des schönen Umgangs kein passenderes Bild, als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren komponierten englischen Tanz. Ein Zuschauer aus der Galerie sieht unzählige Bewegungen, die sich aufs bunteste durchkreuzen und ihre Richtung lebhaft und mutwillig verändern und doch niemals zusammenstoßen. Alles ist so geordnet, daß der eine schon Platz gemacht hat, wenn der andere kommt, alles fügt sich so geschickt und doch wieder so kunstlos ineinander, daß jeder nur seinem eigenen Kopf zu folgen scheint und doch nie dem anderen in den Weg tritt. Es ist das treffendste Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geschonten Freiheit des anderen.

Alles, was man gewöhnlich Härte nennt, ist nichts anderes als das Gegenteil des Freien. Diese Härte ist es, was oft der Verstandesgröße, oft selbst der moralischen ihren ästhetischen Wert benimmt. Der gute Ton verzeiht auch dem glänzendsten Verdienst diese Brutalität nicht, und liebenswürdig wird die Tugend selbst nur durch Schönheit. Schön ist aber ein Charakter, eine Handlung nicht, wenn sie die Sinnlichkeit des Menschen, dem sie

zukommen, unter dem Zwang des Gesetzes zeigen oder der Sinnlichkeit des Zuschauers Zwang antun. In diesem Falle werden sie bloß Achtung, aber nicht Gunst, nicht Neigung einflößen; bloße Achtung demüthigt den, der sie empfindet. Daher gefällt uns Cäsar weit mehr als Cato, Cimon mehr als Phocion, Thomas Jones weit mehr als Grandison. Daher rührt es, daß uns oft bloß affektionierte Handlungen mehr gefallen als rein moralische, weil sie Freiwilligkeit zeigen, weil sie durch die Natur (den Affekt), nicht durch die gebieterische Vernunft wider das Interesse der Natur vollbracht werden — daher mag es kommen, daß uns die milden Tugenden mehr als die heroischen, das Weibliche so oft mehr als das Männliche gefällt; denn der weibliche Charakter, auch der vollkommenste, kann nie anders als aus Neigung handeln.

Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet

1784

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entstehung gegeben. Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs und von Sinnlichkeit gesättigt, mußte der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unsrer Natur, gleich unfähig, länger im Zustand des Thiers fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittlern Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte und den wechselweisen Übergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nun der ästhetische Sinn oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk sein muß, unter zwei Wirkungen die höchste herauszulesen, so wird er sich nicht begnügen, die Neigungen seines Volkes nur entwaffnet zu haben; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht sein, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines

Staats festeste Säule Religion sei — daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite verteidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluß der Bühne. Gesetze, wollte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Äußerungen des Willens, nur Taten sind ihnen untertan — diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist — wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschenherz einräumen, wird sie oder kann sie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im ganzen mehr auf den sinnlichen Teil des Volks — sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größern Teile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zerstören — und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Rätsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Torheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Rätsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt und die Wahrheit unbestechlich wie Abadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der

weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Golde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Waage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtnis. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palastes herunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als toter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Aber hier unterstützt sie die weltliche Gerechtigkeit nur - ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nachahmung aus! - Wenn der gütige August dem Verräther Cinna, der schon den tödlichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, groß wie seine Götter, die Hand reicht: „Laß uns Freunde sein, Cinna!“ - wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? - Wenn

Franz von Sickingen, auf dem Wege, einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unversehens hinter sich schaut und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Feste, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er — weiterzieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schicksal!

Ebenso häßlich als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilflose kindische Year in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Töchter pocht, wenn er sein weißes Haar in die Lüfte streut und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen, wenn sein wütender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: „Ich gab euch alles!“ — wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geseze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird ebenso sehr durch Torheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist als die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zartesten Fäden hängen und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehnmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichniß von Vösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Toren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechtes aus einer und eben der Quelle hervorspringt, wenn alle die ungeheuren Extreme von Laster, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben, warum sollte die Natur bei dem andern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen sein? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen großen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Klasse von Toren den Spiegel vorhält und die tausendfachen Formen derselben mit

heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Nührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier (schneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maaß der erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unsre Feigheit, aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Gesetz und Gewissen schützen uns oft für Verbrechen und Lastern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatze üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unsre Sitten und unser Herz anzugreifen, aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsre Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsre Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unsre Schwächen belachen, weil sie unsrer Empfindlichkeit schont und den schuldigen Toren nicht wissen will. — Ohne rot zu werden, sehen wir unsre Larve aus ihrem Spiegel fallen und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, daß vielleicht Molières Harpagon noch keinen Wucherer besserte, daß der Selbstmörder Beverley noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstrassen nicht viel sicherer machen wird — aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht sein wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn sie die Summe der Laster

weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? — Mit diesen Lasterhaften, diesen Toren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimnis verraten, sie ausföndig und unschädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künstliche Maske ab und entdeckte das Noh, womit uns List und Kabale umstricken. Betrug und Falschheit riß sie aus krummen Labrynthcn hervor und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht, daß die sterbende Sara nicht einen Wollüstling schreckt, daß alle Gemälde gestrafter Verführung seine Blut nicht erkälten, und daß selbst die verschlagene Spielerin diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht ist — glücklich genug, daß die arglose Unschuld jetzt seine Schlingen kennt, daß die Bühne sie lehrte, seinen Schwüren mißtrauen und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam und lehrt uns die große Kunst, sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den letztern lenken wir, dem erstern müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Fassung finden, wenn unser Mut, unsre Klugheit sich einst schon in ähnlichen übten und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannigfaltige Szene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Tränen und einem herrlichen Zuwachs an Mut und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen Ariadne durch das widerhallende Maros, steigen mit ihr in den Hungerturm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unsre Seele in leisen Ahnungen fühlte, die überraschte Natur laut und unwidersprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gunst seiner Königin. — Jetzt, da er sterben soll, entfliegt dem geängstigten Moor seine treulose sophistische Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Toten,

Geheimnisse zu offenbaren, die kein Lebendiger wissen kann, und der sichere Bösewicht verliert seinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender als das Verbrechen des Diebs — aber mischen wir nicht alle eine Träne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Kuchberg die That vollbringt? — Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut; wenn aber, bestürmt von den Drohungen eines wütenden Vaters, bestürmt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, Mariane den Gift trinkt, wer von uns will der erste sein, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Marine den Stab bricht? — Menschlichkeit und Duldung fangen an, der herrschende Geist unsrer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle und noch weiter — in das Herz unsrer Fürsten gedrungen. Wieviel Anteil an diesem göttlichen Werk gehört unsern Bühnen? Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.

So groß und vielfach ist das Verdienst der bessern Bühne um die sittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten und findet, wie sklavisch die größere Masse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig entgegenarbeiten — daß die reinern Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens

erkauften. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben theilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Teile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Unter so vielen herrlichen Früchten der bessern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? -- Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Sarazene beschämten und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähen über Gott so gar nicht abhängig sei -- ehe noch Joseph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Hasses bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmut in unser Herz, die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwut lehrten uns Religionshaß vermeiden -- in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christentum seine Flecken ab. Mit ebenso glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrtümer der Erziehung bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinne des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden erschütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unsre Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zugrund richten.

Nicht weniger ließen sich -- verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats -- von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Sym-

bole zu dem Untertan, verantwortete sich gegen seine Klagen, noch ehe sie laut werden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe wert hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Übereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen atmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne — ein Verdienst, das ich jetzt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermute, daß ihr Rechtsandel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen sein wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, daß sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft — daß sie unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergöcklichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber was sie hier leistet, ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Felser der Geschäfte zu liegen; die Reize der Sinne

sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von tierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern auserlesenen Vergnügungen oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Nasereien, die der Müßiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat so großmütig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Tier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsre einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsre Seele drücken und unsre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus — der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wiederauferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüderet, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurücksallen, und seine Brust gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein.

V o m E r h a b e n e n
Zur weiteren Ausführung einiger
Kantischen Ideen
1793

Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsre sinnliche Natur ihre Schranken, unsre vernünftige Natur aber ihre Überlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt; gegen das wir also physisch den kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch, d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei.

Der erhabene Gegenstand gibt uns erstlich als Naturwesen unsre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweitens mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die Natur, sowohl in uns als außer uns, behaupten.

Wir sind abhängig, insofern etwas außer uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

Solange die Natur außer uns den Bedingungen konform ist, unter welchen in uns etwas möglich wird, so lange können wir unsre Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewusst werden, so muß die Natur mit dem, was uns Bedürfnis und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was ebensoviel sagt, sie muß sich mit unsern Trieben im Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns als Sinnenwesen wirksam sind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erstlich besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu verändern, unsre Existenz zu äußern, wirksam zu sein, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnistrieb heißen kann. Zweitens besitzen wir einen Trieb, unsern Zu-

stand zu erhalten, unsre Existenz fortzusetzen, welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird.

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntnis, der Selbsterhaltungstrieb auf Gefühle, also auf innere Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweierlei Triebe in zweifacher Abhängigkeit von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntnissen gelangen; die zweite wird uns fühlbar, wenn sie den Bedingungen widerspricht, unter welchen es uns möglich ist, unsre Existenz fortzusetzen. Ebenso behaupten wir durch unsere Vernunft eine zweifache Unabhängigkeit von der Natur: erstlich: indem wir (im Theoretischen) über Naturbedingungen hinausgehen und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweitens: indem wir (im Praktischen) uns über Naturbedingungen hinwegsetzen und durch unsern Willen unsrer Begierde widersprechen können. Ein Gegenstand, bei dessen Wahrnehmung wir das erste erfahren, ist theoretisch groß, ein Erhabenes der Erkenntnis. Ein Gegenstand, der uns die Unabhängigkeit unsres Willens zu empfinden gibt, ist praktisch groß, ein Erhabenes der Gesinnung.

Bei dem Theoretisch-Erhabenen steht die Natur als Objekt der Erkenntnis im Widerspruch mit dem Vorstellungstriebe. Bei dem Praktisch-Erhabenen steht sie als Objekt der Empfindung im Widerspruch mit dem Erhaltungstrieb. Dort wurde sie bloß als ein Gegenstand betrachtet, der unsre Erkenntnis erweitern sollte; hier wird sie als eine Macht vorgestellt, die unsern eigenen Zustand bestimmen kann. Kant nennt daher das Praktisch-Erhabene das Erhabene der Macht oder das Dynamisch-Erhabene, im Gegensatz von dem Mathematisch-Erhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamisch und mathematisch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch diese Einteilung erschöpft sei oder nicht, so habe ich die Einteilung in das Theoretisch- und Praktisch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntnissen von Naturbedingungen abhängig sind und dieser Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bei Entwicklung des Theoretisch-Erhabenen hinreichend ausgeführt werden. Daß unsre Existenz als Sinnenwesen von Natur-

bedingungen außer uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur außer uns das bestimmte Verhältnis zu uns ändert, auf welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, so wird auch sogleich unsre Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesetzt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existieren; und damit wir dieses zu unserm Dasein so unentbehrliche Naturverhältnis in acht nehmen sollten, so ist unserm physischen Leben an dem Selbsterhaltungstrieb ein wachsamer Hüter, diesem Trieb aber an dem Schmerz ein Warner gegeben worden. Sobald daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegenteil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

Ist die Gefahr von der Art, daß unser Widerstand vergeblich sein würde, so muß Furcht entstehen. Ein Objekt also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht: furchtbar.

Aber es ist nur furchtbar für uns als Sinnenwesen, denn nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die Natur, vorgestellt als eine Macht, die zwar unsern physischen Zustand bestimmen kann, aber auf unsern Willen keine Gewalt hat, ist dynamisch oder praktisch erhaben.

Das Praktisch-Erhabene unterscheidet sich also darin von dem Theoretisch-Erhabenen, daß es den Bedingungen unsrer Existenz, dieses nur den Bedingungen der Erkenntnis widerstreitet. Theoretisch-erhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führet, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Praktisch-erhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsre physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns von dem ersten eine Vorstellung zu machen. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweiten zu widersetzen. Ein Beispiel des ersten ist

der Ozean in Ruhe; der Ozean im Sturm ein Beispiel des zweiten. Ein ungeheuer hoher Turm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntnis abgeben. Bückt er sich zu uns herab, so wird er sich in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das miteinander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unsers Daseins und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt — eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann, als der Sinn faßt, und die andererseits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet und in ihren Äußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältnis zu unserer Vernunftkraft haben, so stehen sie doch in einem ganz verschiedenen Verhältnis zu unserer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterschied, sowohl der Stärke als des Interesses, zwischen ihnen begründet.

Das Theoretisch-Erhabene widerspricht dem Vorstellungstrieb, das Praktisch-Erhabene dem Erhaltungstrieb. Bei dem ersten wird nur eine einzelne Äußerung der sinnlichen Vorstellungskraft, bei dem zweiten aber wird der letzte Grund aller möglichen Äußerungen desselben, nämlich die Existenz, angefochten.

Nun ist zwar jedes mißlingende Bestreben nach Erkenntnis mit Unlust verbunden, weil einem tätigen Trieb dadurch widersprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann diese Unlust nie steigen, solange wir unsere Existenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer solchen Erkenntnis unabhängig wissen und unsere Selbstachtung nicht dabei leidet.

Ein Gegenstand aber, der den Bedingungen unsers Daseins widerspricht, der in der unmittelbaren Empfindung Schmerz erregen würde, erregt in der Vorstellung Schrecken; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft selbst ganz andere Anstalten treffen, als sie zu Unterhaltung der Tätigkeit nötig fand. Unfre Sinnlichkeit ist also bei dem furchtbaren Gegenstand ganz anders interessiert als bei dem unendlichen; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist ganz etwas anders, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung oder ob wir um den Grund aller

möglichen Vorstellungen, unsre Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Dasein selbst oder für eine einzelne Äußerung desselben zu fürchten haben.

Eben deswegen aber, weil der furchtbare Gegenstand unsere sinnliche Natur gewaltsamer angreift als der unendliche, so wird auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen dabei um so lebhafter gefühlt, so wird die Überlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüts desto hervorstechender. Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtsein dieser unsrer Vernunftsfreiheit beruht und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtsein sich gründet, so folgt von selbst (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse als das Unendliche und daß also das Praktisch-Erhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem Theoretischen voraus habe.

Das Theoretisch-Große erweitert eigentlich nur unsre Sphäre; das Praktisch-Große, das Dynamisch-Erhabene unsre Kraft. — Unsre wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das letztere; denn es ist ganz etwas anders, in der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Dasein sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schicksal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnotwendigkeit hinweggesetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menschen als Sinnenwesen näher an als die Sorge für seine Existenz, und keine Abhängigkeit ist ihm drückender als diese, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über sein Dasein zu gebieten hat. Und von dieser Abhängigkeit fühlt er sich frei bei Betrachtung des Praktisch-Erhabenen. „Die unwiderstehliche Macht der Natur“, sagt Kant, „gibt uns, als Sinnenwesen betrachtet, zwar unsre Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurteilen, und eine Überlegenheit über die Natur, worauf sich eine Selbsterhaltung von ganz andrer Art gründet, als diejenige ist, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann — dabei die Menschheit in unserer Person unerniedrigt bleibt, obgleich der Mensch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf solche Weise“, fährt er fort, „wird die

furchtbare Macht der Natur ästhetisch von uns als erhaben beurteilt, weil sie unsre Kraft, die nicht Natur ist, in uns aufruft, um alles dasjenige, wofür wir als Sinnenwesen besorgt sind, Güter, Gesundheit und Leben, als klein anzusehen und deswegen auch jene Macht der Natur — der wir in Ansehung dieser Güter allerdings unterworfen sind — für uns und unsre Persönlichkeit dennoch als keine Gewalt zu betrachten, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unsre höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Verlassung ankäme. Also“, endigt er, „heißt die Natur hier erhaben, weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in denen das Gemüt sich die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung fühlbar machen kann.“

Diese Erhabenheit unserer Vernunftbestimmung — diese unsre praktische Unabhängigkeit von der Natur, muß von derjenigen Überlegenheit wohl unterschieden werden, die wir entweder durch unsre körperlichen Kräfte oder durch unsern Verstand über sie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wissen und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an sich hat. Ein Mensch z. B., der mit einem wilden Tiere streitet und es durch Stärke seines Arms oder auch durch List überwindet; ein reißender Strom wie der Nil, dessen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menschliche Verstand aus einem schädlichen Gegenstand sogar in einen nützlichen verwandelt, indem er seinen Überfluß in Kanälen auffängt und dürre Felder damit wässert; ein Schiff auf dem Meere, das durch seine künstliche Einrichtung imstand ist, allem Ungeßüm des wilden Elements zu troken: kurz alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch seinen erfinderischen Verstand die Natur auch da, wo sie ihm als Macht überlegen und zu seinem Untergange bewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas Analoges damit haben und deswegen auch in der ästhetischen Beurteilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Überlegenheit des Menschen über die Natur vorstellig machen?

Wir müssen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worin sich der Grund leicht entdecken lassen wird. Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand erhaben, gegen den wir

als Naturwesen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftwesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen absolut unabhängig fühlen. Alle natürliche Mittel also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen ausgeschlossen; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen sein sollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur ist (und dies ist nichts anders als reine Vernunft), als von ihm unabhängig fühlen sollen. Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innre Freiheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deswegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als Sinnenwesen überlegen. Wo er aber mit seinen physischen Kräften ausreicht, da ist nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst, zu der innern Selbstständigkeit seiner Vernunftkraft seine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird also schlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem physischen Widerstehungsmittel völlig verlassen sehen und in unserm nichtphysischen Selbst dagegen Hilfe suchen. Furchtbar muß also ein solcher Gegenstand für unsre Sinnlichkeit sein, und das ist er nicht mehr, sobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachsen fühlen.

Auch wird dieses von der Erfahrung bestätigt. Die mächtigste Naturkraft ist in eben dem Grad weniger erhaben, als sie von dem Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zuschanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, ist uns als eine uns überlegene Naturkraft furchtbar und kann einen Gegenstand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieses Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen gespannt, verliert seine Furchtbarkeit und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäumt es sich entrüstet unter seinem Reiter, gibt es sich seine Freiheit

gewaltsam wieder, so ist seine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs neue erhaben.

Die physische Überlegenheit des Menschen über die Naturkräfte ist also so wenig ein Grund des Erhabenen, daß sie fast überall, wo sie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenstandes schwächt oder ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bei der Betrachtung der menschlichen Geschicklichkeit verweilen, die sich die wildesten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat, aber die Quelle dieses Vergnügens ist logisch und nicht ästhetisch; es ist eine Wirkung des Nachdenkens und wird nicht durch die unmittelbare Vorstellung eingeflößt.

Praktisch-erhaben ist also die Natur nirgends, als wo sie furchtbar ist. Aber nun entsteht die Frage: ist dies auch umgekehrt so? Ist sie überall, wo sie furchtbar ist, auch praktisch-erhaben?

Hier müssen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So eine wesentliche Erfordernis es dazu ist, daß wir uns als Sinnenwesen von dem Gegenstand abhängig fühlen, so wesentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftwesen von demselben unabhängig fühlen. Wo das erste nicht ist, wo der Gegenstand gar nichts Furchtbaren für unsre Sinnlichkeit hat, da ist keine Erhabenheit möglich. Wo das zweite fehlt, wo er bloß furchtbar ist, wo wir uns ihm als Vernunftwesen nicht überlegen fühlen, da ist sie ebensowenig möglich.

Innre Gemütsfreiheit gehört schlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben sein, daß es unsre Unabhängigkeit, unsre Gemütsfreiheit zu empfinden gibt. Nun hebt aber die wirkliche und ernstliche Furcht alle Gemütsfreiheit auf.

Das erhabene Objekt muß also zwar furchtbar sein, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht ist ein Zustand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freien Betrachtung und durch das Gefühl innrer Tätigkeit gefallen. Entweder darf also das furchtbare Objekt seine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn dies geschieht, so muß unser Geist frei bleiben, indem unsere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieser letztere Fall ist aber höchst selten und erfordert eine Erhebung der menschlichen Natur, die kaum in einem Subjekt als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr

befinden, wo wir selbst der Gegenstand einer feindseligen Naturmacht sind, da ist es um die ästhetische Beurteilung geschehen. So erhaben ein Meeresturm, vom Ufer aus betrachtet, sein mag, so wenig mögen die, welche sich auf dem Schiff befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt sein, dieses ästhetische Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es also bloß mit dem ersten Fall zu tun, wo das furchtbare Object uns zwar seine Macht sehen läßt, aber sie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demselben sicher wissen. Wir versetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo diese Macht uns selbst treffen könnte und aller Widerstand vergeblich sein würde. Das Schreckliche ist also bloß in der Vorstellung, aber auch schon die bloße Vorstellung der Gefahr bringt, wenn sie einigermaßen lebhaft ist, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem Analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt sich, unsre Sinnlichkeit wird empört. Und ohne diesen Anfang des wirklichen Leidens, ohne diesen ernstlichen Angriff auf unsre Existenz würden wir bloß mit dem Gegenstande spielen; und es muß Ernst sein, wenigstens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freiheit ihre Zuflucht nehmen soll. Auch kann das Bewußtsein unsrer innern Freiheit nur insofern einen Wert haben und etwas gelten, als es damit Ernst ist; es kann aber nicht damit Ernst sein, wenn wir mit der Vorstellung der Gefahr bloß spielen.

Ich habe gesagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müssen, wenn das Furchtbare uns gefallen soll. Nun gibt es aber Unglücksfälle und Gefahren, vor denen sich der Mensch niemals sicher wissen kann und die in der Vorstellung doch erhaben sein können und es auch wirklich sind. Der Begriff der Sicherheit kann also nicht darauf eingeschränkt werden, daß man sich der Gefahr physisch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefestigten Geländer in eine große Tiefe oder von einer Anhöhe auf die stürmende See hinabsieht. Hier freilich gründet sich die Furchtlosigkeit auf die Überzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man seine Sicherheit vor dem Schicksal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor schmerzhaften Krankheiten,

vor empfindlichen Verlusten, vor dem Tode gründen? Hier ist gar kein physischer Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schicksal in seiner Furchtbarkeit denken, so müssen wir uns zugleich sagen, daß wir derselben nichts weniger als entzogen sind.

Es gibt also einen zweifachen Grund der Sicherheit. Vor solchen Übeln, denen zu entfliehen in unserm physischen Vermögen steht, können wir äußere physische Sicherheit haben; vor solchen Übeln aber, denen wir auf natürlichem Weg nicht zu widerstehen noch auszuweichen imstande sind, können wir bloß innre oder moralische Sicherheit haben. Dieser Unterschied ist, besonders in Beziehung auf das Erhabene, wichtig.

Die physische Sicherheit ist ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unsre Sinnlichkeit, ohne alle Beziehung auf unsern innern oder moralischen Zustand. Es wird daher auch gar nichts dazu erfordert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man sich in dieser physischen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menschen eine bei weitem größere Einstimmigkeit der Urtheile über das Erhabene solcher Objekte, deren Anblick mit der physischen Sicherheit verbunden ist, als derjenigen, vor denen man nur moralische Sicherheit hat. Die Ursache ist in die Augen fallend. Physische Sicherheit kommt jedem auf gleiche Art zugut; moralische hingegen setzt einen Gemütszustand voraus, der nicht in allen Subjekten sich findet. Aber weil diese physische Sicherheit bloß für die Sinnlichkeit gilt, so hat sie für sich selbst nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß ist bloß negativ, indem sie bloß verhindert, daß der Selbsterhaltungstrieb nicht aufgeschreckt und die Gemütsfreiheit aufgehoben wird.

Ganz anders ist es mit der innern oder moralischen Sicherheit. Diese ist zwar auch ein Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit (sonst wäre sie selbst erhaben), aber sie ist es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht desselben über uns, als Naturwesen, entweder durch das Bewußtsein unserer Unschuld oder durch den Gedanken an die Unzerstörbarkeit unsers Wesens entzogen fühlen. Diese moralische Sicherheit postuliert also, wie wir sehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die

Moral, stellt Beruhigungsgründe für unsere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorschrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rücksicht auf das Interesse unserer Sinnlichkeit; die Religion aber ist es, die zwischen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Ausöhnung, eine Übereinkunft zu stiften sucht. Zur moralischen Sicherheit reicht es also gar nicht hin, daß wir eine moralische Gesinnung besitzen, sondern es wird dazu noch erfordert, daß wir die Natur in Einstimmung mit dem Moralgesetz, oder was hier einerlei ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. ist ein solcher Gegenstand, vor dem wir nur moralische Sicherheit haben. Die lebhafteste Vorstellung aller Schrecknisse des Todes, verbunden mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meisten Menschen, weil die meisten doch weit mehr Sinnenwesen als Vernunftwesen sind, durchaus unmöglich machen, mit dieser Vorstellung so viel Ruhe zu verbinden, als zu einem ästhetischen Urtheil erfordert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unsterblichkeit, auch noch selbst für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß dies nicht so verstehen, als ob die Vorstellung des Todes, wenn sie mit Erhabenheit verbunden ist, diese Erhabenheit durch die Idee der Unsterblichkeit erhalte. — Nichts weniger! — Die Idee der Unsterblichkeit, so wie ich sie hier annehme, ist ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also für unsere Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bei allem, was einen erhabenen Eindruck machen soll, die Sinnlichkeit mit ihren Forderungen schlechterdings abgewiesen worden sein und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu suchen sein müsse. Diejenige Idee der Unsterblichkeit also, wobei die Sinnlichkeit gewissermaßen noch ihre Rechnung findet (wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt ist), kann gar nichts dazu beitragen, die Vorstellung des Todes zu einem erhabenen Gegenstand zu machen. Vielmehr muß diese Idee nur gleichsam im Hintergrunde stehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hilfe zu kommen, wenn diese sich allen Schrecknissen der Zernichtung trost- und wehrlos bloßgestellt fühlte und unter diesem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird diese Idee der

Unsterblichkeit aber die herrschende im Gemüt, so verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verschwindet.

Die Gottheit, vorgestellt in ihrer Allwissenheit, die alle Krümmungen des menschlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unser physisches Schicksal in ihrer Gewalt hat, ist eine furchtbare Vorstellung und kann deswegen zu einer erhabenen Vorstellung werden. Vor den Wirkungen dieser Macht können wir keine physische Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich ist, derselben auszuweichen und Widerstand zu tun. Also bleibt uns nur moralische Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieses Wesens und auf unsre Unschuld gründen. Wir sehen die schreckhaften Erscheinungen, durch welche sie ihre Macht zu erkennen gibt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtsein unserer Schuldlosigkeit uns davor sicherstellt. Diese moralische Sicherheit macht es uns möglich, bei der Vorstellung dieser grenzenlosen, unwiderstehlichen und allgegenwärtigen Macht unsre Gemütsfreiheit nicht völlig zu verlieren, denn wo diese dahin ist, da ist das Gemüt zu keiner ästhetischen Beurteilung aufgelegt. Sie kann aber die Ursache des Erhabenen nicht sein, weil dieses Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moralischen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgibt und den Trieb der Selbsterhaltung befriedigt, das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unsrer Triebe sich gründet. Soll die Vorstellung der Gottheit praktisch (dynamisch) erhaben werden, so dürfen wir das Gefühl unserer Sicherheit nicht auf unser Dasein, sondern auf unsre Grundsätze beziehen. Es muß uns gleichgültig sein, wie wir als Naturwesen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftwesen selbst von der Allmacht unabhängig, insofern selbst die Allmacht unsre Autonomie nicht aufheben, unsern Willen nicht gegen unsre Grundsätze bestimmen kann. Nur insofern also, als wir der Gottheit allen Natureinfluß auf unsre Willensbestimmungen absprechen, ist die Vorstellung ihrer Macht dynamisch-erhaben.

In seinen Willensbestimmungen sich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts anders, als sich bewußt sein,

daß die Gottheit nie als eine Macht auf unsern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit koinzidieren muß, so kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit bestimmen. Wir sprechen ihr also bloß insofern den Einfluß auf unsern Willen ab, als wir uns bewußt sind, daß sie durch nichts anders als durch ihre Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetze in uns, also nicht durch Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinsicht auf ihre Macht, in unsre Willensbestimmungen einfließen könne. Unsre Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit und fürchtet auch nichts von ihr als ihre Mißbilligung — und diese auch nur insofern, als sie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Gesetze erkennt. Es steht aber nicht in der göttlichen Willkür, unsre Gesinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, sondern das wird durch unser Betragen bestimmt. In dem einzigen Falle also, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nämlich in ihrer Mißbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit also, vorgestellt als eine Macht, die unsre Existenz zwar aufheben, aber, solange wir diese Existenz noch haben, auf die Handlungen unsrer Vernunft keinen Einfluß haben kann, ist dynamisch-erhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns diese Vorstellung von der Gottheit gibt, trägt das Siegel der Erhabenheit in sich*.

Der Gegenstand des Praktisch-Erhabenen muß für die Sinnlichkeit furchtbar sein; unserm physischen Zustand muß ein Übel drohen, und die Vorstellung der Gefahr muß den Selbsterhaltungstrieb in Bewegung setzen.

* „Wider diese Auflösung des Begriffs vom Dynamisch-Erhabenen“, sagt Kant, „scheint zu streiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben ußf. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzustellen pflegen, wobei es von unsrer Seite Torheit sowohl als Frevel sein würde, uns eine Überlegenheit des Gemüts über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unsrer eignen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und Unterwerfung die Gemütsstimmung zu sein, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirschten, angstvollen Gebärden das einzig schädliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu sein, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben. Aber“, fährt er fort, „diese Gemütsstimmung ist mit der Idee

Unser intelligibles Selbst, dasjenige in uns, was nicht Natur ist, muß sich bei jener Affektion des Erhaltungstrieb's von dem sinnlichen Theil unsers Wesens unterscheiden und seiner Selbstständigkeit, seiner Unabhängigkeit von allem, was die physische Natur treffen kann, kurz, seiner Freiheit sich bewußt werden.

Diese Freiheit ist aber schlechterdings nur moralisch, nicht physisch. Nicht durch unsre natürlichen Kräfte, nicht durch unsern Verstand, nicht als Sinnenwesen dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenstand überlegen fühlen; denn da würde unsre Sicherheit immer nur durch physische Ursachen, also empirisch, bedingt sein und also immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrigbleiben. Sondern es muß uns völlig gleichgültig sein, wir wir als Sinnenwesen dabei fahren, und bloß darin muß unsre Freiheit bestehen, daß wir unsern physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas Auswärtiges und Fremdes betrachten, was auf unsre moralische Person keinen Einfluß hat.

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretisch-groß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktisch-groß oder *erhaben* war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er, am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktisch-erhaben ist also jedweder Gegenstand, der uns zwar

der Erhabenheit einer Religion bei weitem nicht so notwendig verbunden. Der Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist und also Ursache hat, sich zu fürchten, ist in gar keiner Gemüthsstimmung, um die göttliche Größe zu bewundern — nur alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das Gefühl seiner eigenen erhabenen Gesinnung über die Furcht vor den Wirkungen dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht vor der Gottheit, da hingegen die Superstition bloße Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt, ohne sie hochzuschätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Günstbewerbung und Einschmeichlung entstehen kann.“ Kant's „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft“, Analytik des Erhabenen.

unsre Ohnmacht als Naturwesen zu bemerken gibt, zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr nicht entfernt, aber (welches unendlich mehr ist) unsre physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine materiale und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine idealische und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich also ganz und gar nicht auf Überwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der letzten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Theil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsre wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht.

Nach Festsetzung des Begriffs vom Praktisch-Erhabenen sind wir imstande, es nach Verschiedenheit der Gegenstände, durch die es erregt wird, und nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen wir zu diesen Gegenständen stehen, unter Klassen zu bringen.

In der Vorstellung des Erhabenen unterscheiden wir dreierlei. Erstlich: einen Gegenstand der Natur als Macht. Zweitens: eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstandsvermögen. Drittens: eine Beziehung derselben auf unsre moralische Person. Das Erhabene ist also die Wirkung dreier aufeinander folgender Vorstellungen: 1) einer objektiven physischen Macht, 2) unsrer subjektiven physischen Ohnmacht, 3) unsrer subjektiven moralischen Übermacht. Ob aber gleich bei jeder Vorstellung des Erhabenen diese drei Bestandstücke wesentlich und notwendig sich vereinigen müssen, so ist es dennoch zulässig, wie wir zu der Vorstellung derselben gelangen, und darauf gründet sich nun ein zweifacher Hauptunterschied des Erhabenen der Macht.

1.

Entweder wird bloß ein Gegenstand als Macht, die objektive Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es ist das urteilende Subjekt, welches die

Vorstellung des Leidens in sich erzeugt und den gegebenen Gegenstand durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb in ein Objekt der Furcht und durch Beziehung auf seine moralische Person in ein Erhabnes verwandelt.

2.

Oder außer dem Gegenstand als Macht wird zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen, das Leiden selbst, objektiv vorgestellt, und dem beurteilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf seinen moralischen Zustand zu machen und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der ersten Klasse ist kontemplativ, ein Objekt der zweiten pathetisch-erhaben.

I.

Das Kontemplativ-Erhabene der Macht

Gegenstände, welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unsrigen weit überlegen ist, im übrigen aber es uns selbst anheimstellen, ob wir eine Anwendung davon auf unsern physischen Zustand oder auf unsre moralische Person machen wollen, sind bloß kontemplativ-erhaben. Ich nenne sie deswegen so, weil sie das Gemüt nicht so gewaltsam ergreifen, daß es nicht in einem Zustand ruhiger Betrachtung dabei verharren könnte. Bei dem Kontemplativ-Erhabenen kommt auf die Selbstthätigkeit des Gemüts das meiste an, weil von außen nur eine Bedingung gegeben wird, die zwei andern aber von dem Subjekt selbst erfüllt werden müssen. Aus diesem Grund ist das Kontemplativ-Erhabene weder von so intensivstarker noch von so ausgebreiteter Wirkung als das Pathetisch-Erhabene. Nicht von so ausgebreiteter: weil nicht alle Menschen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhaftere Vorstellung der Gefahr in sich hervorzubringen, nicht alle selbständige moralische Kraft genug haben, um einer solchen Vorstellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von so starker Wirkung: weil die Vorstellung der Gefahr, auch wenn sie noch so lebhaft erweckt wird, in diesem Falle doch immer freiwillig ist und das Gemüt leichter über eine Vorstellung Meister bleibt, die es selbstthätig erzeugte. Das Kontem-

plativ-Erhabene verschafft daher einen geringern, aber auch weniger gemischten Genuß.

Die Natur gibt zum Kontemplativ-Erhabenen nichts her als einen Gegenstand als Macht, aus dem etwas Furchtbares für die Menschheit zu machen der Einbildungskraft überlassen bleibt. Je nachdem nun der Anteil groß oder klein ist, den die Phantasie an Hervorbringung dieses Furchtbaren hat, je nachdem sie ihr Geschäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verschieden ausfallen.

Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen auftut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhängt, als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Thiere, eine Überschwemmung u. dgl. sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser widerstehendes Vermögen für nichts zu rechnen ist, und die mit unsrer physischen Existenz doch im Widerspruch stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die still, aber unerbittlich wirkt, die Notwendigkeit, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der Pflicht, die sich nicht selten gegen unsre physische Existenz als eine feindliche Macht verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die Einbildungskraft sie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und sie werden erhaben, sobald die Vernunft sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet. Weil aber in allen diesen Fällen die Phantasie erst das Furchtbare hinzutut und es ganz bei uns steht, eine Idee zu unterdrücken, die unser eigenes Werk ist, so gehören diese Gegenstände in die Klasse des Kontemplativ-Erhabenen.

Aber die Vorstellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation, die Existenz dieser Dinge mit unserer physischen Existenz in eine Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus ihrem eigenen Mittel nichts hinzuzulegen, sondern sie hält sich nur an das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur, durch Dazwischenkunft der Phantasie, subjektiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das

Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, sondern es, ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erschafft. Dies ist der Fall beim Außerordentlichen und beim Unbestimmten.

Dem Menschen im Zustande der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Dasein gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist sogleich geschäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen finstern Charakter. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen andern Ursprung als die Furcht; denn so verwildert ist nur der schiefgebildete, nicht der ungebildete Mensch, daß er gegen dasjenige wütete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor allem, was außerordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustand der Kultur; aber nicht so ganz, daß in der ästhetischen Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freiwillig hingibt, nicht eine Spur davon übrigbleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut und unterlassen daher nicht, das Außerordentliche wenigstens als eine Ingredienz des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es *loca nocte late tacentia*, weit-

schweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania regna, leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bei den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren, feierlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille gibt der Einbildungskraft einen freien Spielraum und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bei Übungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeinde ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüt in eine feierliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bei seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Palästen, die in Feenmärchen vorkommen, herrscht ein totes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges sich darin regt. Auch die Einsamkeit ist etwas Furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z. B. die Verbannung in eine unbewohnte Insel. Eine weit-
ausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der grenzenlosen See sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bei der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der Hilflosigkeit mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweist sich die Phantasie, aus dem Geheimen, Unbestimmten und Undurchdringlichen einen Gegenstand des Schreckens zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Element, denn da ihr die Wirklichkeit keine Grenzen setzt und ihre Operationen auf keinen besondern Fall eingeschränkt werden, so steht ihr das weite Reich der Möglichkeiten offen. Daß sie sich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstrieb's, der sie leitet. Die Verabscheuung wirkt ungleich schneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuten als Gutes erwarten.

Die Finsternis ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen

tauglich. Sie ist aber nicht an sich selbst schrecklich, sondern weil sie uns die Gegenstände verbirgt und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich ist, verschwindet ein großer Teil der Furcht. Der Sinn des Gesichts, der erste Wächter unsers Daseins, versagt uns in der Dunkelheit seine Dienste, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloßgestellt. Darum setzt der Aberglaube alle Geistererscheinungen in die Mitternachtstunde, und das Reich des Todes wird vorgestellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menschheit noch ihre natürlichste Sprache redet, wird die Dunkelheit als eins der größten Übel dargestellt.

Allda liegt das Land und die Stadt der cimmerischen Männer.
Diese tapfen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.

Odyssee, Eilfter Gesang.

„Jupiter,“ ruft der tapfere Aar im Dunkel der Schlacht aus, „befreie die Griechen von dieser Finsternis. Laß es Tag werden, laß diese Augen sehen, und dann, wenn du willst, laß mich im Lichte fallen.“

Ilias.

Auch das Unbestimmte ist ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit gibt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumalen. Das Bestimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntnis und entzieht den Gegenstand dem willkürlichen Spiel der Phantasie, indem es ihn dem Verstand unterwirft.

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die Geistergestalten im Ossian sind nichts als lustige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkür den Umriss gibt.

Alles, was verhüllt ist, alles Geheimnisvolle, trägt zum Schrecklichen bei und ist deswegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Aegypten über dem Tempel der Isis las: „Ich bin alles, was ist, was gewesen ist und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Eben dieses Ungewisse und Geheimnis-

volle gibt den Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauensvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar erhaben. Der Wagen der Göttin verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von denen, die zu diesem geheimnisvollen Dienst gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauer fragt man sich, was das wohl sein möge, welches dem, der es sieht, das Leben kostet, *quod tantum morituri vident*.

Alle Religionen haben ihre Myslerien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und so wie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnt, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimnis zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Untertanen durch diese künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dies sind die vorzüglichsten Unterarten des Kontemplativ-Erhabenen der Macht, und da sie in der moralischen Bestimmung des Menschen gegründet sind, welche allen Menschen gemein ist, so ist man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bei allen menschlichen Subjekten vorauszusetzen, und der Mangel derselben kann nicht wie bei bloß sinnlichen Nührungen durch ein Spiel der Natur entschuldigt, sondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntnis mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung ist um so größer, wenn nicht bloß das sinnliche Widerstehungsvermögen, sondern auch selbst das Darstellungsvermögen an einem Objekt seine Schranken findet und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Forderung abgewiesen wird.

II.

Das Pathetisch-Erhabene

Wenn uns ein Gegenstand nicht bloß als Macht überhaupt, sondern zugleich als eine dem Menschen verderbliche Macht objektiv gegeben wird, wenn er also seine Gewalt nicht bloß zeigt, sondern sie wirklich feindlich äußert, so steht es der Einbildungs-

kraft nicht mehr frei, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, sondern sie muß, sie wird objektiv dazu genötigt. Wirkliches Leiden aber gestattet kein ästhetisches Urtheil, weil es die Freiheit des Geistes aufhebt. Also darf es nicht das urtheilende Subjekt sein, an welchem der furchtbare Gegenstand seine zerstörende Macht beweist, d. i. wir dürfen nicht selbst, sondern bloß sympathetisch leiden. Aber auch das sympathetische Leiden ist für die Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden außer uns Existenz hat. Der teilnehmende Schmerz überwiegt allen ästhetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit stattgefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch werden und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorstellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtsein unsrer innern moralischen Freiheit, ist pathetisch-erhaben.

Die Sympathie oder der teilnehmende (mitgeteilte) Affekt ist keine freie Äußerung unsers Gemüths, die wir erst selbstthätig in uns hervorbringen müßten, sondern eine unwillkürliche, durch das Naturgesetz bestimmte Affektion des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unsern Willen an, ob wir das Leiden eines Geschöpfes mitempfinden wollen. Sobald wir eine Vorstellung davon haben, müssen wir es. Die Natur, nicht unsre Freiheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entschluß zuvor.

Sobald wir also objektiv die Vorstellung eines Leidens erhalten, so muß vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie in uns selbst ein Nachgefühl dieses Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichsam zu dem unsrigen. Wir leiden mit. Nicht bloß die teilnehmende Betrübniß, das Gerührtsein über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, sondern jeder traurige Affekt ohne Unterschied, den wir einem andern nachempfinden; also gibt es so viele Arten des Mitleidens, als es verschiedene Arten des ursprünglichen Leidens gibt: mitleidende Furcht, mitleidenden Schrecken, mitleidende Angst, mitleidende Entrüstung, mitleidende Verzweiflung.

Wenn aber das Affekterregende (oder Pathetische) einen Grund des Erhabenen abgeben soll, so darf es nicht bis zum wirklichen Selbstleiden getrieben werden. Auch mitten im hef-

tigsten Affekt müssen wir uns von dem selbstleidenden Subjekt unterscheiden, denn es ist um die Freiheit des Geistes geschehen, sobald die Täuschung sich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer solchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernstlich verwechseln, so beherrschen wir den Affekt nicht mehr, sondern er beherrscht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren ästhetischen Grenzen, so vereinigt sie zwei Hauptbedingungen des Erhabenen: sinnlich-lebhafte Vorstellung des Leidens mit dem Gefühl eigener Sicherheit verbunden.

Aber dieses Gefühl der Sicherheit bei der Vorstellung fremder Leiden ist ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieser Vorstellung schöpfen. Erhaben wird das Pathetische bloß allein durch das Bewußtsein unsrer moralischen, nicht unsrer physischen Freiheit. Nicht weil wir uns durch unser gutes Geschick diesem Leiden entzogen sehen (denn da würden wir noch immer einen sehr schlechten Gewährsmann für unsre Sicherheit haben), sondern weil wir unser moralisches Selbst der Kausalität dieses Leidens, nämlich seinem Einfluß auf unsre Willensbestimmung, entzogen fühlen, erhebt es unser Gemüt und wird pathetisch-erhaben.

Es ist nicht schlechterdings nötig, daß man die Seelenstärke wirklich in sich fühle, bei ernstlich eintretender Gefahr seine moralische Freiheit zu behaupten. Nicht von dem, was geschieht, sondern von dem, was geschehen soll und kann, ist hier die Rede, von unsrer Bestimmung, nicht von unserm wirklichen Tun, von der Kraft, nicht von Anwendung derselben. Indem wir ein schwerbeladenes Frachtschiff im Sturm untergehen sehen, so können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, dessen ganzer Reichtum hier von dem Wasser verschlungen wird, recht sehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieser Verlust nur zufällige Dinge betrifft, und daß es Pflicht ist, sich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht sein, was unerfüllbar ist, und was geschehen soll, muß notwendig geschehen können. Daß wir uns aber über einen Verlust hinwegsetzen können, der uns als Sinnenwesen mit Recht so empfindlich ist, beweist ein Vermögen in uns, welches nach ganz andern Gesetzen

handelt als das sinnliche und mit dem Naturtrieb nichts gemein hat. Erhaben aber ist alles, was dieses Vermögen in uns zum Bewußtsein bringt.

Man kann sich also recht gut sagen, daß man den Verlust dieser Güter nichts weniger als gelassen ertragen werde — dieses hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht —, wenn man nur fühlt, daß man sich darüber hinwegsetzen sollte, und daß es Pflicht ist, ihnen keinen Einfluß auf die Selbstbestimmung der Vernunft zu gestatten. Wer freilich auch nicht einmal dafür Sinn hat, an dem ist alle ästhetische Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfordert also doch wenigstens eine Fähigkeit des Gemüths, sich seiner Vernunftbestimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die schwache Menschheit ihrer Ausübung setzen dürfte. Es würde überhaupt um das Wohlgefallen am Guten sowohl als am Erhabenen mißlich stehen, wenn man nur Sinn für das haben könnte, was man selber erreicht hat oder zu erreichen sich zutraut. Aber es ist ein achtungswerter Charakterzug der Menschheit, daß sie sich wenigstens in ästhetischen Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn sie gegen sich selbst sprechen müßte, und daß sie den reinen Ideen der Vernunft in der Empfindung wenigstens huldigt, wenn sie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

Zum Pathetisch-Erhabenen werden also zwei Hauptbedingungen erfordert. Erstlich eine lebhaftere Vorstellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen. Zweitens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leiden, um die innere Gemüthsfreiheit ins Bewußtsein zu rufen. Nur durch das erste wird der Gegenstand pathetisch, nur durch das zweite wird das Pathetische zugleich erhaben.

Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze aller tragischen Kunst. Diese sind erstlich: Darstellung der leidenden Natur; zweitens: Darstellung der moralischen Selbstständigkeit im Leiden.

Über das Erhabene

1801

„Ein Mensch muß müssen,“ sagt der Jude Nathan zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weiteren Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist bloß, daß er mit Bewußtsein und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahllosen Kräften, die alle ihm überlegen sind, und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicherweise seine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen alles, sagt das Sprichwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das

Wesen sein, welches will, wenn es auch nur einen Fall gibt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Gespenst ihn begleiten und ihn, wie auch wirklich bei den mehresten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behilflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dies ist auf zweierlei Weise möglich. Entweder realistisch, wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht; oder idealistisch, wenn er aus der Natur heraustritt und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem ersten verhilft, heißt physische Kultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte nach ihren eigenen Gesetzen entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn der übrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freiheit getan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch sein, also in keinem Fall etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnismäßige physische Kraft mehr entgegensetzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anders übrig als: ein Verhältniß, welches ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriff nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriff nach vernichten, heißt aber nichts anders, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Ge-

walt, denn eh' es bis zu ihm kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von allem, was sie erreichen kann, freitätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Notwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehret, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Überlegung sein soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu sein pflegt. Glücklicherweise aber ist nicht bloß in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich-vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine ästhetische Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüts kultiviert werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der Realist in seinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er sie in seinem System nicht zugeibt*, werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüt, welches sich so weit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden und, ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüt trägt in sich selbst eine innre unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nötig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er sich zeigt, und solange also ein Bedürfnis auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfnis nach dem Dasein von Gegenständen übrig, und unsre Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Da-

* Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch heißen kann, als was der vollkommene Realist wirklich unbewußt ausübt und nur durch eine Inkonsequenz leugnet.

sein gebietet. Es ist nämlich etwas ganz anders, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seien. Das letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüths bestehen, aber das erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sei, können wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden sei, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welcher gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existiere, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existierende gut und schön und vollkommen sei, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu teilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zudringen und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorherzusagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfnis als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muß einen rüstigern Affekt zum Begleiter haben und das Gemüt eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmütig und unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevollen Reise, macht uns die Fesseln der Notwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet, über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andre hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennet man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist

schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von seinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessiert sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht notwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht notwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbständiges Prinzipium in uns haben, welches von allen sinnlichen Nührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Fall durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich sein, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die

Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert sein wollen, wenn wir nicht noch etwas anders im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergößen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphiert, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlsein und unser Dasein, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind; so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind. Und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann — durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Ideal-Schönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüt ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs schärfste voneinander geschieden; denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung seiner Kraft und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen,

deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohltätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahelegen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend sein, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu sein, schlechterdings nicht anders handeln, und er müßte seinen eignen Vorteil hassen, wenn er lasterhaft sein wollte. Es kann sein, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er mit seinem eignen Herzen ausmachen: wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr tun, als auch der bloß kluge Mann tun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nötig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück geraten. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zugrund richten. Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen, alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, alle, denen er vertraut, ihn in der Not verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf und fordre von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armut seine Wohltätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmütigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es schlechterdings notwendig ist,

daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender sein kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegenteil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erschließen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden ist, gibt dem wehmütigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seien, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählich (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Übergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickt, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weidlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat — wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Nüchternheit genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu erteilen und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunützen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Kalypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gotttheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Völlust liegt — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Ge-

stalt: er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehn; denn die Schönheit ist unsre Wärterin im kindischen Alter und soll uns ja aus dem rohen Naturzustand zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird und zu ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unserer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen noch in unsern Gesinnungen über sie hinausgehn, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blühet, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichtum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

Solange der Mensch bloß Sklave der physischen Notwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte und die hohe dämonische Freiheit in seiner Brust noch nicht ahnete, so konnte ihn die unfassbare Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft, und die verderbende Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste mit Kleinmut vorübergehen und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum,

und kaum entdeckt er in dieser Flut von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eigenen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden; und das relativ Große außer ihm ist der Spiegel, worin er das absolut Große in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch erliegt, die Überlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ozean zu seinen Füßen und der größere Ozean über ihm entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von der simplen Majestät der Natur vorgehalten, und von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Stubierkerker und kein Gesellschaftsaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser mutige Streit des Gemüts mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar — wer weiß, ob es nicht dem seltenern Verkehr mit diesem großen Genius zum Teil zuzuschreiben ist, daß der Charakter der Städte sich so gerne zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verstand, die Verwirrung, kann, sobald sie ins Große geht und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Übersinnlichen dienen und dem Gemüt einen Schwung geben. Wer verweilet nicht lieber bei der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siziliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians

großer Natur, als daß er in dem schnurgerichten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trogigste der Elemente bewundert? Niemand wird leugnen, daß in Bataviens Tristen für den physischen Menschen besser gesorgt ist als unter dem türkischen Krater des Vesuv, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirtschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfnis mehr, als zu leben und sich wohl sein zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrie in der physischen Schöpfung so anziehend macht, eben das eröffnet einem begeisterungsfähigen Gemüt, selbst in der bedenklichen Anarchie der moralischen Welt, die Quelle eines ganz eigenen Vergnügens. Wer freilich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verstandes beleuchtet und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint und bei weitem in den mehresten Fällen Verdienst und Glück miteinander im Widerspruche stehn. Er will haben, daß in dem großen Weltlaufe alles wie in einer guten Wirtschaft geordnet sei, und vermist er, wie es nicht wohl anders sein kann, diese Gesetzmäßigkeit, so bleibt ihm nichts anders übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gefesselte Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntnis bringen zu wollen, so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gibt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten muß, übersteigend und unbrauchbar werden, macht sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz,

der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraschend zusammenstimmt. Unter dieser Idee der Freiheit, welche sie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntnis verbinden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen und behauptet also ihre Macht zugleich über den Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man sich nun, welchen Wert es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner Independenz von Naturgesetzen bewußt zu werden, so begreift man, wie es zugeht, daß Menschen von erhabener Gemütsstimmung durch diese ihnen dargebotene Idee der Freiheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntnis für entschädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Übeln ist für edle Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Produkt und glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitberrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reiben anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anders als der Konflikt der Naturkräfte untereinander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. Soweit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen als von der selbständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Cato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntnis — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinte Versuche der Philosophie, das, was die moralische

Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Übereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reich sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurteilung richtet oder zu richten scheint, so unbändig reißt sie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resigniert, sie zu erklären, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurteilung macht. Eben der Umstand, daß die Natur, im großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet, daß sie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit großer Adtlosigkeit in den Staub tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in einem Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet und an einem Werk der Torheit oft jahrhundertlang baut — mit einem Wort: dieser Abfall der Natur im großen von den Erkenntnisregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüt wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, solange wir nämlich bloß freie Beobachter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freilich und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen fürchten nichts so sehr, als mit dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlsein und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als der Bewahrerin unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genötigt zu sein, mit der moralischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Nun geht es aber

bekanntermassen nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und wenn auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie in Streit geraten sollte, so geht doch die Naturnotwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicherstellen. Wohl ihm also, wenn er gelernt hat, zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Außenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrigbleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten — wo es kein andres Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen —, und kein andres Mittel, der Macht der Natur zu widerstehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles sinnlichen Interesse, ehe noch eine physische Macht es tut, sich moralisch zu entleiben.

Dazu nun stärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da, wo sie ihm ihre verderbliche Macht bloß von ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äußert. Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und wie das wahre Unglück setzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geistergesetz, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und weil es bloß eingebildet ist, so gewinnt das selbstständige Principium in unserm Gemüte Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geist diesen Akt von Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, imstande ist, es als ein künstliches zu behandeln und — der höchste Schwung der Menschenatur! — das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulösen. Das Pathetische, kann man daher sagen, ist eine Inokulation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch es seiner

Bösartigkeit beraubt und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird.

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlfühlen und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören —, nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal ringenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphierenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maß aufstellt und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago lesen und bei solchen Szenen verweilen kann, ohne dem ersten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten und, ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbständigen Denk- und Willensvermögen unsre Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwicklung verdient. Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzu-

kommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit sein. Über dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden wir unsre Menschheit versäumen und, alle Augenblicke zum Ausbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des Charakters einbüßen und, an diese zufällige Form des Daseins unauflösbar gefesselt, unsre unveränderliche Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet und unsre Empfänglichkeit für beides in gleichem Maß ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu sein und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscherzen.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objekte in Menge auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, von der zweiten Hand besser bedient als von der ersten und will lieber einen zubereiteten und auserlesenen Stoff von der Kunst empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühsam und dürftig schöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu streben, und in jeder schönen oder großen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derselben den großen Vorteil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn sie es nicht gar absichtslos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr näherliegenden Zwecks bloß im Vorbeigeben mitnimmt. Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener

Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn sie, in ihren großen und pathetischen Szenen, Gewalt ausübt und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch bloß als Objekt der freien Betrachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nachahmerin, die bildende Kunst, völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufälligen Schranken absondert, und läßt auch das Gemüt des Betrachters frei, weil sie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vorteile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu teilen.

Selbstbesprechung
der Räuber im Württembergischen
Repertorium

1782

Das einzige Schauspiel auf württembergischen Boden gewachsen. Die Fabel des Stücks ist ohngefähr diese: Ein fränkischer Graf, Maximilian von Moor, ist Vater von zween Söhnen, Karl und Franz, die sich an Charakter sehr unähnlich sind. Karl, der ältere, ein Jüngling voll Talenten und Edelmut, gerät zu Leipzig in einen Zirkel lüderlicher Brüder, stürzt in Erzeffe und Schulden, muß zuletzt mit einem Trupp seiner Spießgesellen aus Leipzig entfliehen. Unterdes lebte Franz, der jüngere, zu Hause beim Vater, und da er heimtückischer, schadenfreher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Lüderlichkeiten seines Bruders zu seinem eigenen Vorteil zu verschlimmern, seine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachtheiligen Inhalts unterzuschieben und den Vater dergestalt gegen den Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab und ihn enterbte.

Karl, durch diesen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt sich mit seinen Gefährten in ein Räuberkomplott, wird ihr Anführer und führt sie in böhmische Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hause, die den jungen Grafen Karl schwärmerisch liebte. Dieses Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters und hätte auch durch zudringliches Bitten zuletzt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der von diesem Schritt alles zu besorgen hatte, der neben dem noch Absichten auf Amalien hegte, durch eine erfonnene List alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen seiner Vertrauten,

der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgebliehen Namen eines Freunds von Karl die erdichtete Zeitung vom Tod dieses letztern zu bringen, und versah ihn hiezu mit den tüchtigsten Dokumenten. Der Streich gelang, die Trauerpost überraschte den Vater auf dem Krankenbett und wirkte so stark auf seinen geschwächten Körper, daß er in einen Zustand versiel, den jedermann für den Tod erklärte — Aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. — Franz, der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen erhärtet hatte, benutzte diesen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängnis und brachte den Vater mit Hilfe seines gedungenen Handlangers in einen abgelegenen Turm, ihn alldort, ferne von Menschen, Hungers sterben zu lassen, und trat sodenn in den vollkommensten Besitz seiner Güter und Rechte.

Unterdessen hatte sich Karl Moor an der Spitze seiner Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchtbar und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen, sein Dold schrückte die kleinere Tyrannen und autorisierten Beutelschneider; aber sein Beutel war der Notdurst geöffnet, und sein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er sich spitzbübische Dieberei, sein Weg ging gerade, er hätte sich baldern zehn Mordtaten als einen einzigen Diebstahl vergeben. Das Gerücht seiner Thaten foderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er sich nach einem Hauptstreich mit seiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt; aber der zur Verzweiflung gekehrte Abenteurer schlug sich mit wenigem Verlust herzhast durch und entrann glücklich aus Böhmen. Ist verband sich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den sein widriges Geschick mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit hatte, dessen unglückliche Liebesgeschichte die schlafende Erinnerung der seinigen wieder aufweckte und ihn zu dem Entschluß bewog, Vaterland und Geliebte wiederzusehen, welchen er auch schleunig ins Werk setzte.

Hier eröffnet sich die zweite Epoche der Geschichte. Franz Moor genoss indes in aller wollüstigen Ruhe die Frucht seiner Vüberei; nur Amalia stemmte sich standhaft gegen seine wollüstige Bestürmungen. Karl erscheint unter einem vorgebliehen Namen — Wilde Lebensart, Leidenschaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht; nur die Liebe, die sich

niemals verleugnet, verweilt über dem sonderbaren Fremdling. Sinnliches Anschauen überwältigt die Erinnerung, Amalia fängt an, ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergessen, und liebt ihn doppelt, eben da sie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verrät sich dem seinigen, das seinige dem ihrigen, und der scharfsichtigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird aufmerksam, vergleicht, errät, überzeugt sich und beschließt das Verderben des Bruders. Zum zweitenmal will er den Arm seines Handlangers dinge, der aber, durch seinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimnisse von ihm abspringt. Franz, selbst zu feig, einen Mord auszuführen, verschiebt die unmenschliche That. Unterdes war schon der Eindruck von Karl so tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentschluß auf seiten des ersten vonnöten war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlassen, von der er geliebt war, die er liebte und doch nicht mehr besitzen konnte; er floh, nachdem sie ihn erkannt, zu seiner Bande zurück. Er traf diese im nächstgelegenen Wald. Es war der nämliche, worin sein Vater im Turme verzweifelte, von dem reuigen und rachsüchtigen Hermann (so hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet seinen Vater, den er mit Hilfe seiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abscheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand seines Schlosses, worein er sich aus Verzweiflung gestürzt hatte, mühsam errettet wird. Karl läßt ihn durch seine Bande richten, die ihn verurteilt, in dem nämlichen Turme zu verhungern. Nun entdeckt sich Karl seinem Vater, doch seine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen und wird hier von den streifenden Banditen aufgefangen und vor den Hauptmann gebracht. Karl ist gezwungen, sein Handwerk zu verraten, wobei der Vater für Entsetzen stirbt. Auch ist ihm seine Amalia noch treu. Er ist im Begriff, der Glückliche zu werden, aber die schwürige Bande steht wider ihn auf und erinnert ihn an den feierlich geschwornen Eid. Karl, auch im größesten Bedrängnis noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr besitzen kann, verläßt die Bande, die er durch dieses unmenschliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, sich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern.

Man findet aus diesem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist, daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz uninteressant fließen, daß es in den Händen eines bessern Kopfs ein Originalstück werden müsse: fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst denn von der Wahl der Fabel. Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte*. Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen notwendig einer ebenso großen Dosis von Geisteskraft als die erhabene Tugendhafte, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Anteil und Bewunderung. Außerdem daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen, nach der reinsten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth stattfindet, daß sich seine Werke und Schicksale notwendigerweise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst alles ausmacht), außerdem daß die heftigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Vinsengefechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen — ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenem Engel macht —, außerdem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirendern Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intrigen des Lasters verwickle und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe. Denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster aneinander sich reiben.

Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber, und einer, der auch Räuber niederwägt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisieren, je weniger wir Gehilfen darin haben; daß wir dem, den die Welt ausstößt, unsre Tränen in die Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Crusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen. Dies wenigstens ist es, was uns in vorliegendem Stück an die

* Schriften von H. P. Sturz. In den Denkwürdigkeiten von Rousseau.

so äußerst unmoralische Jaunerhorden festbindet. Eben dieses eigenthümliche Korpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formieren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen; aus einer unmerklichen Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unsern Beitritt — welches zugleich auch unserm Stolge schmeichelt — ihre leichte unmoralische Schale so lang beschweren zu müssen, bis sie wagrecht mit der Gerechtigkeit steht. Je entferntern Zusammenhang sie mit der Welt haben, desto nähern hat unser Herz mit ihnen. — Ein Mensch, an den sich die ganze Welt knüpft, der sich wiederum an die ganze Welt klammert, ist ein Fremdling für unser Herz. — Wir lieben das Ausschließende in der Liebe und überall.

Der Dichter führte uns also in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unsere Aufmerksamkeit weilet. Wir haben eine so ziemlich vollständige Oekonomie der ungeheuersten Menschenverirrung, selbst ihre Quellen sind aufgedeckt, ihre Ressorts angegeben, ihre Katastrophe ist entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der sittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wöfern nicht der Dichter durch etliche Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als ebendenselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern; eine Rose in der sandigen Wüste entzückt uns mehr als deren ein ganzer Hain in den hesperischen Gärten. Bei Verbrechern, denen das Gesetz als Idealen moralischer Häßlichkeit die Menschheit abgerissen hat, erheben wir auch schon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, so wie wir im Gegentheil all unsern Wiß aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, alles in dem Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter. Noch einen zweiten Kunstgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen schleichenden entgegensetzte, der seine scheußlichern Verbrechen mit günstigerem Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf diese Art legen wir nach unserer strengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Begünstigten und vermindern sie in der Schale

des Bestraften. Der erste ist um so viel schwärzer, als er glücklicher, der zweite um so viel besser, als er unglücklicher ist. Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: Der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder. Nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wosern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundzüge dem Plutarch und Zervantes*, die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakespearischer Manier in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamiert sind. In der Vorrede zum ersten Plan ist der Haupttriffl von diesem Charakter entworfen. Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger die Wirkung bössartiger Leidenschaften als des zerrütteten Systems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preisgibt, umfaßt er seinen Moller mit ungeheuern Enthusiasmus; weil er sein Mädchen zu feurig liebt, als sie verlassen zu können, ermordet er sie; weil er zu edel denkt, als ein Sklave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremde; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Universalhass gegen das ganze Menschengeschlecht aus. „Neue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen.“ Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laster und Elend zu haben, sagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß diesen schrecklichen Bund! — Lern' erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinspringst! — Folge mir! mir! und mach' dich eilig hinweg.“ Eben diese Höheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldennut und eine erstaunenswerte Gegenwart des Geistes. Man erblicke ihn, umzingelt in den böhmischen Wäldern, wie er sich aus der Verzweiflung seiner wenigen eine Armee wirbt — den großen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung, und eine rastlose Tätigkeit des Geists. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüste fodert, sich zu sammeln, und eine Ewigkeit, sie zu entwickeln! — Das Aug' wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der

* Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote.

Vorhang gefallen ist. Er ging auf wie ein Meteor und schwindet wie eine sinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken, dergleichen Franz der jüngere Moor ist, auf die Bühne zu bringen — oder besser (der Verfasser gesteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenstand der bildenden Kunst zu machen, heißt mehr gewagt, als das Ansehen Shakespeares, des größten Menschenmalers, der einen Jago und Richard erschuf, entschuldigen — mehr gewagt, als die unglücklichste Plastik der Natur verantworten kann. Wahr ist es — so gewiß diese lektüre an lächerlichen Originalen auch die lururierendste Phantasie des Karikaturisten hinter sich läßt; so gewiß sie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fragen genug liefert, daß ihre getreuesten Kopisten nicht selten in den Vorwurf der Übertreibung verfallen: so wenig wird sie dennoch diese Idee unsers Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen. Dazu kommt, wenn auch die Natur nach einer hundert- und tausendjährigen Vorbereitung so unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich dies auch zugeben könnte — sündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre ersten Gesetze, der dieses Monstrum der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglingsseele verlegt? Noch einmal zugegeben, es sei so möglich — wird nicht ein solcher Mensch erst tausend krumme Labyrinth der Selbstverschlimmerung durchkriechen, tausend Pflichten verlegen müssen, um sie geringschätzen zu lernen — tausend Nührungen der zum Vollkommenen strebenden Natur verfälschen müssen, um sie belachen zu können? — Mit einem Wort, wird er nicht erst alle Auswege versuchen, alle Verirrungen erschöpfen müssen, um dieses abscheuliche Nonplusultra mühsam zu erklettern? Die moralischen Veränderungen kennen ebensowenig einen Sprung als die physischen; auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu sehr, als daß ich nicht lieber zehnmal den Dichter verdamme, eh' ich ihr eine solche krebsartige Verderbnis zumute. Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: „Der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen“ — ich glaub' es nicht, ich denke vielmehr überzeugt zu sein, daß der Zustand des moralischen Übels im Gemüt eines Menschen ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sei, welchen zu erreichen zuvörderst das

Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation (wenn ich so sagen darf) aufgehoben sein muß, so wie das ganze System der tierischen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durcheinander geworfen sein müssen, eh' die Natur einem Fieber oder Konvulsionen Raum gibt. Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen schuldlosen Familie — woher kam ihm eine so herzverderbliche Philosophie? Der Dichter läßt uns diese Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all denen abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund als das armselige Bedürfnis des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffieren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpiert, an den Pranger gestellt hat.

Es sind nicht sowohl gerade die Werke, die uns an diesem grundbösen Menschen empören — es ist auch nicht die abscheuliche Philosophie — es ist vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion — unser inneres Gefühl empört sich dabei, aber wir glauben, noch immer unter Menschen zu sein, solange wir uns überreden können, daß das Herz niemals so grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf sich nimmt. Wiederum liefert uns die Geschichte Subjekte, die unsern Franz an unmenschlichen Thaten weit hinter sich lassen*; und doch schüttelt uns dieser Charakter so sehr. Man kann sagen: Dort wissen wir nur die Fakta, unsre Phantasie hat Raum, solche Triebfedern darzu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt; unsre Phantasie wird durch historische Fakta gefesselt, wir entsetzen uns über den gräßlichen Sophismen, aber noch scheinen sie uns zu leicht und lustig zu sein, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen? — erwärmen

* Man erzählt von einem Spießbuben in unsern Gegenden, der mit Gefahr seines Lebens Personen, die er nicht einmal kannte, auf die abscheulichste Weise massakrierte. — Wiederum von einem andern, der, ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarschaft an sich lockte und verzehrte.

könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkosten seiner dramatischen Schilderei; tausend Mordtaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten, ist leicht, aber es ist eine herkulische Arbeit, einen einzigen Totschlag wirklich zu begehen. Franz sagt uns in einem Monologen einen wichtigen Grund: „Verflucht sei die Torheit unsrer Ammen und Wärterinnen, die unsre Phantasie mit schrecklichen Märchen verderben und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirn drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsre kühnste Entschlossenheit sperren“ ußf. Aber wer weiß es nicht, daß eben diese Spuren der ersten Erziehung in uns unverilgbar sind? In der neuen Auflage des Stücks hat sich der Dichter gebessert. Der Bösewicht hat seinen Helfershelfer verloren und ist gezwungen, seine eigenen Hände zu brauchen — „Wie? wenn ich selbst hinginge und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann ist ein Knabe — frisch! ich will's wagen! (Er geht mit starken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen.) Wer schleicht hinter mir? — Gesichter, wie ich noch keine sah! — Schneidende Triller! (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen) durch meine Knochen Zermalmung! — Nein! ich will's nicht tun“ ußf. Der größte Weichling kann Tyrann und Mörder sein, aber er wird seinen Bravo an der Seite haben und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft ist dies Feigheit, aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit mit unter?

Dann sind auch die *Räsonnements*, mit denen er sein Laster-system aufzustucken versteht, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie vorausssetzen, hätten ihn notwendig veredeln sollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Musen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag' und kein Ende! Sonst ist dieser Charakter, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst; der Dichter hat alles getan, was er tun konnte, nachdem er einmal den Menschen überhüpft hatte; dieser Charakter ist ein eigenes Universum, das ich gern jenseits der sublunaren Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle,

einquartiert wissen möchte; seine untreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken und schmiegt sich in alle Formen: beim Vater hört man ihn beten, schwärmen neben dem Mädchen und neben dem Handlanger lästern. Kriechend, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann. Verständig genug, die Bosheit eines andern zu verachten, nie so gerecht, sie bei sich selbst zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindsamen Helden. Vollgepfropft von schweren entsetzlichen Geheimnissen, daß er selbst seinen Wahnsinn für einen Verräther hält. („Nachdem er aus einer Raserei, die sich in Ohnmacht verlor, zu sich selbstgebracht wird.) Was hab' ich gesagt? Merke nicht drauf, ich hab' eine Lüge gesagt, es sei, was es wolle.“ Endlich in der unglücklichen Katastrophe seiner Intrige, wo er menschlich leidet? — Wie sehr bestätigt dies die allgemeine Erfahrung wieder! — wir rücken ihm näher, sobald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an, uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen: Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammnis, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihr und über eben das, was wir so heißgrimmig auf ihn herabwünschen. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben: er versuchte durch einen Pinselstrich ihn auch bei uns zu veredeln! „Hier! nimm diesen Degen. Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott aus mir!“ Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele!

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur ein Frauenzimmer; man erwartet also billig im Charakter dieser einzigen gewissermaßen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandter auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abenteurer steht; wenigstens wird man von den wilden stürmischen Empfindungen, worin uns die Räuberszenen herumwerfen, in ihrer sanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen lassen und hat uns um das Natürliche gebracht. Räuber war einmal die Parole des Stücks; der lärmende Waffenton hat den leisern Flötengesang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen

und Starken zu neigen als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen saturierten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen: das sanfte, leidende, schwachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt sie im ganzen Stück durchaus zu wenig, ihr Roman bleibt durch die drei ersten Akte immer auf eben derselben Stelle stehen (so wie, beiläufig zu sagen, das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt). Sie kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger aus vollem Halse heruntermachen, der ihn weggebissen hat — und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herz-einzigen entweder zu haben oder zu vergessen oder durch einen andern zu ersetzen. Ich habe mehr als die Hälfte des Stücks gelesen und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahne auch nicht, was etwa mit ihr geschehen könnte; kein zukünftiges Schicksal ist angekündigt oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Akts ein halbes Wörtchen von ihr fallen. Dieses ist schlechterdings die tödliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben ist. Aber vom vierten Akt an wird er ganz wieder er selbst. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die interessante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strahle, erwärmt sich an seinem Feuer, schwachtet neben dem Starken und ist ein Weib neben dem Mann. Die Szene im Garten, welche der Verfasser in der neuen Auflage verändert liefert, ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbstgespräch, worin sie gegen die Liebe zu Karl (der unter einem fremden Namen ihr Gast ist) als gegen einen Meineid kämpft, erscheint er selbst:

„Räuber Moor. Ich kam, um Abschied zu nehmen. Doch Himmel! Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — Bleiben Sie — Glücklich! Glücklich! wären Sie nur jetzt nicht gekommen! Wären Sie nie gekommen!

K. Moor. Glücklich wären Sie dann gewesen? – Leben Sie wohl.

Amalia. Um Gottes willen! bleiben Sie – Das war nicht meine Meinung! (die Hände ringend) Gott! und warum war sie es nicht? – Graf! was tat Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was tat Ihnen die Liebe, die Sie zerstören?

K. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz so rein, eh' meine Augen Sie sahen! – O daß sie verblindeten, diese Augen, die mein Herz verkehrt haben!

K. Moor. Mir! Mir diesen Fluch, mein Engel! Diese Augen sind unschuldig wie dies Herz.

Amalia. Ganz seine Blicke! – Graf! ich beschwöre Sie, kehren Sie diese Blicke von mir, die mein Innerstes durchwüthen! – Ihn – Ihn selbst heuchelt sie mir in diesen Blicken vor, Phantasie die Verräterin – Gehen Sie! Kommen Sie in Krokodilgestalt wieder, und mir ist besser.

K. Moor (mit dem vollen Blit der Liebe). Du lügst, Mädchen.

Amalia (gärtlicher). Und solltest du falsch sein, Graf? Solltest du kurzweilen mit meinem schwachen weiblichen Herzen? – Doch wie kann Falschheit in einem Auge wohnen, das seinen Augen aus dem Spiegel gleicht! – Ach! und erwünscht! wenn es auch wäre! Glück! wenn ich dich hassen müßte! – Weh mir! wenn ich dich nicht lieben könnte!

K. Moor (drückt ihre Hand wütend an den Mund).

Amalia. Deine Küsse brennen wie Feuer.

K. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geh – noch ist es Zeit! Noch! – Stark ist die Seele des Manns! – Feure auch mich an mit deinem Mut, Mann mit der starken Seele!

K. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier – (das Haupt an ihre Brust gedrückt) und hier will ich sterben.

Amalia. Weg! laß mich! – Was hast du gemacht, Mann? – Weg mit deinen Lippen! Gottloses Feuer schleicht in meinen Adern. (Sie sträubt sich ohnmächtig gegen seine Bestürmungen.) Und mußttest du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerstören, die dem Tode trostete? (Sie drückt ihn fester an die Brust.) Gott ver-gebe dir's, Jüngling!“ uff.

Der Ausgang dieser Szene ist höchst tragisch, so wie sie überhaupt zugleich die rührendste und entsetzlichste ist. Der Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Nun ist er mit ihr am Ziele — wo er sie verlassen und sich ihr zu erkennen geben soll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geschichte, die sie für eine andere auslegt, war sehr interessant. Sie verteidigt das unglückliche Mädchen. Die Szene endet also:

„R. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich! daß sie dich von sich stieß!

R. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwiefach umwindet.

Amalia. O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen. Sie sei meine Schwester, und dann noch eine bessere Welt —

R. Moor. Wo die Schleier fallen und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt — Ewigkeit heißt ihr Name — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

R. Moor. Alle — wenn sie wäñnen, einen Engel zu umhassen, und ein Totschläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! Sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigsten Nührung). Ich beweine sie!

R. Moor (nimmt stillschweigend ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich selber! (und stürzt hinaus).

Amalia (niedergesunken). Karl! Himmel und Erde!“

Noch wär' ein Wort über die zweideutige Katastrophe der ganzen Liebesgeschichte zu sagen. Man fragt, war es tragisch, daß der Liebhaber sein Mädchen ermordet? War es in dem gegebenen Falle natürlich? War es notwendig? War kein minder schrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das letzte zuerst antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst undramatisch wär' eine Resignation gewesen. Zwar vielleicht diese letzte möglich und schön auf seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerst widrig auf seiten des Mädchens! Soll sie heimgehen und sich trösten über das, was sie nicht ändern kann? Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich selbst erstechen? Mir ekelte vor diesem alltäglichen Behuf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals über Kopf ab-

schlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter selbst und beantwortete sich dann gelegentlich auch die übrige Fragen. R. Moor hat Amalien auf einen Stein gesetzt und entblößt ihr den Busen.

„R. Moor. Schaut diese Schönheit, Banditen! – Schmelzt sie euch nicht? – Schaut mich an, Banditen. Jung bin ich und liebe. Hier werd' ich geliebt. Angebetet. Bis ans Tor des Paradieses bin ich gekommen. – Sollten mich meine Brüder zurückschleudern?

(Räuber stimmen ein Gelächter an.)

R. Moor (entschlossen). Genug. Bis hieher Natur! Ist fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer – und (ihnen entgegen mit Majestät) euer Hauptmann! Mit dem Schwert wollt ihr mit euerm Herrn rechten, Banditen? (mit gebietender Stimme) Streckt die Gewehre! Euer Herr spricht mit euch!

(Räuber lassen zitternd ihre Waffen fallen.)

R. Moor. Seht! Nun seid ihr nichts mehr als Knaben, und ich – bin frei. Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will. Um ein Ellysium voll Liebe ist mir dieser Triumph nicht feil. – Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt Größe zu nennen; der Witz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit – Taten wie diese überlegt man, wenn sie getan sind. Ich will hernach davon reden. (Er ermordet das Mädchen.)“

Die Räuber preisen den Sieg ihres Fürsten. Aber nun seine Empfindungen nach der That.

„R. Moor. Nun ist sie mein (indem er sie mit dem Schwert bewacht). Mein – oder die Ewigkeit ist die Grille eines Dummkopfs gewesen. Eingefegnet mit dem Schwert hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes Verhängnis! – Und er muß süß gewesen sein, der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (sterbend im Blut). Süße. (Streckt die Hand aus und stirbt.)

R. Moor (zu der Bande). Nun, ihr erbärmlichen Gesellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das schon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abscheulichkeit und Schande. – Ich hab' euch einen Engel geschlachtet,

Banditen! Wir sind quitt. Auf dieser Leiche liegt meine Handschrift zerrissen. — Euch schenk' ich die eurige" uff.

Offenbar krönt diese Wendung das ganze Stück und vollendet den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er soll zärtlich und schwach sein, und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Charakter kam freilich dem Dichter zustatten, um Franz zum Zweck kommen zu lassen; aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Wit, um die Intrigen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Ansehen nach seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnötig hielt, seine ganze Klugheit an ihm zu verschwenden. Überhaupt muß ich in der Kritik dieses Iektens noch nachholen, daß sein Kopf mehr verspricht, als seine Intrigen erfüllen, welche, unter uns gesagt, abenteuerlich grob und romanhaft sind. So mischt sich in die Bedauernis über den Vater ein gewisses verachtendes Achselzucken, das sein Interesse um vieles schwächt; so gewiß zwar eine gewisse Passivität des Beleidigten unsern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhist als eine Selbsttätigkeit des erstern, so gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu interessieren — und, wenn diese Hochachtung nicht auf intellektuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht sie sonst? — Auf die moralischen? — Aber man weiß, wie genau sich diese Iektens mit den ersten amalgamieren müssen, um anziehend zu sein. Überdies ist der alte Moor mehr Berschwester als Christ, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. Endlich springt der Verfasser mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und, unsrer Meinung nach, hätte dieser, wenn er auch dem zweiten Akte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen sollen. — Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann, das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. — Doch der Dichter ist ja auch Arzt und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben.

In den kontrastierenden Charakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schusterle, Kosinsky, Schweizer ist der Verfasser glücklicher gewesen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu

interessieren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Hermanns, die im ersten Plan höchst fehlerhaft war, ist in der zweiten Auflage eine vorteilhaftere Wendung gegeben. Es ist eine interessante Situation, wie sich in der Mitte des vierten Akts die beiden Schurken aneinander zerschlagen. So wie sich der Charakter Hermanns erhob, wurde der Charakter des alten Daniels in Schatten gestellt.

Die Sprache und der Dialog dürften sich gleicher bleiben und im ganzen weniger poetisch sein. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumichte Sprache verzeihen wir nur der erhisten Phantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt sein. Das Mädchen hat mir zuviel im Klopstock gelesen. Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblümmung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte und am durchdringendsten bewegte, sprach er wie unsereiner. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der Ode verweisen.

Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtet. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des teutschen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charaktere und der Fabel modern zugeschnitten; die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entstand ein buntfärbiges Ding, wie die Hosen des Harlekins; alle Personen sprechen um viel zu studiert, ist findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen oder gestattet werden durften.

Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet sein. Laokoön kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfasser kann verwenden: ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern, wär' ein Versehen gegen die Natur — Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geschildert?

Nun das Stück von seiten seiner Moral? — Vielleicht findet

der Denker dergleichen darin (besonders wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfiszieren.

Endlich der Verfasser — man fragt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen sein; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurechtkommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem württembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.

K r.

Briefe über Don Karlos

Erster Brief

Sie sagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurteilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Teil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sei. Es deucht Ihnen noch wohl möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen, so sagen Sie, fänden Sie weit weniger die Sagazität der Beurteiler als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, daß Übertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen sein, und daß sie es also weniger mit der Sache selbst als mit den Gründen zu tun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich sein, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen: aber die Sache des Beurteilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt oder zum Ratgeber anbietet, einen Wert erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurteiler Veruß gehabt hat oder nicht? wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die Divinationsgabe und Billigkeit

seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchen sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhilfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkt noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, denkt mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke alles enthalten ist, was zum Verständnis desselben dienet, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, daß es dem Leser leicht war, es zu erkennen. Lassen Sie sich's also gefallen, lieber Freund, daß ich sie eine Zeitlang von diesem Gegenstand unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht vergönnt wird, des erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstand mit der Unbefangenheit des Lesern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt – und ich finde nötig, dieses vorauszuschicken –, es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. Et. Neals Novelle, vielleicht auch meine eigene Äußerungen darüber im ersten Stück der *Ithalia*, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich – in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art, zu denken und zu empfinden, ergangen sind, mußte notwendig auch dieses Werk teilnehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, tat diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indes bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa

seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustossen — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wohl der kleinste Teil meiner Leser gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geschicktern Hand als der meinigen nicht viel besser würde gelungen sein. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lang mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüte eines einzigen Sommers sein. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkste Vertrauen Philipps davontrug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Ökonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich diese Aufschlüsse vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Möchten sie indessen doch nur die vielen Deklamationen beschließen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm gelaufen worden.

Zweiter Brief

Der Charakter des Marquis Posa ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; inwiefern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegengesetzten Parteien zu tun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müßte also dargetan werden, inwiefern er mit der Menschennatur zusammenhängt, inwiefern seine Gesinnungen wie seine Handlungen aus sehr menschlichen Trieben fließen und in der Verketzung äußerlicher Umstände gegründet sind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerksam zu machen, die

gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äußert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl sein, was ihn mit Recht aus der Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopf nicht Dasein empfangen, und welche Geburt des Gehirnes kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht sein, die, so selten dies auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihresgleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte also entweder in dem Widerspruch dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Mensch so wie Marquis Posa gedacht haben konnte — daß Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die That übergehen — und daß eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Konsequenz realisiert, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu sprechen. Nach dem Beispiel aller großen Köpfe entsteht er zwischen Finsternis und Licht, eine hervorragende isolierte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gärung der Köpfe, Kampf der Vorurteile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisierte empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraschenden auf sie; selbst das Geheimnis, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgeteilt wurden, mußte die Stärke ihres

Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnutzenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heutzutage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen noch der Wis der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf sie wirkt und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegenge setzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie selbst, mein Freund — das kühnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser und wo natürlicher zur Welt geboren werden als in der Nähe Philipps des Zweiten und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er austrat, war gerade derjenige, worin stärker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst in Umlauf gebracht, und die flandrischen Unruhen erhielten sie in Übung. Seine Unabhängigkeit von außen, sein Stand als Malteserritter selbst schenkten ihm die glückliche Muse, diese spekulative Schwärmerei zur Reise zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hätte fähig sein, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hätte ergeben sein können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem grundlosesten Wahn die Kraft beilegt, die Gemüther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzustreiten. In einem Zeitpunkt vollends, der so reich wie jener an Beispielen ist, daß Menschen Gut und Leben um Lehrsätze wagen, die an sich so wenig Begeisternendes haben, sollte,

deucht mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenste aller Ideen etwas Ähnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig sei, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis ist außerdem als Held angefündigt. Schon in früher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben seines Muts abgelegt, den er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äußern soll. Begeisternde Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie müßten, deucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz anderm werden als in dem Gehirn eines Schulgelehrten oder in dem abgenützten Herzen eines weidlichen Weltmanns.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoß genommen hat: sein Verhalten gegen den König in der zehnten Szene des dritten Aufzugs und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es könnte sein, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muts als seiner genauen Kenntnis von jenes Charakter käme, und mit aufgebobener Gefahr würde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Szene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von Philipp dem Zweiten unterhalte; jetzt hätt' ich es bloß mit Posa's Aufopferung für den Prinzen zu tun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein ebenso rührender Gegenstand für die Tragödie sein könne als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser, als ausgemacht an, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in dem Verhältnis zwischen Karlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt habe? Und aus diesem Standpunkt haben Sie folglich diese beiden Charaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser Freundschaft wirklich zuviel getan

hätten? wenn es aus dem ganzen Zusammenhang deutlich erhellte, daß sie dieses Ziel nicht gewesen und auch schlechterdings nicht sein konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen beiden könnte irreführend haben; aber dies auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen beider hätte hingereicht, den Irrtum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegentheil konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältnis, in welchem beide zusammen auftreten, war Reminiscenz ihrer früheren akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals aneinandergeknüpft. Ein Charakter wie Posa, der sich nachher so, wie es in dem Stück geschieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, diese lebhaft empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenstande zu üben, ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen sein. Dieser schöpferische und feurige Geist mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte sich ihm ein schönerer anbieten als ein zart und lebendig fühlender, seiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegeneilender Fürstensehn? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist der Ernst dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar; schon hier ist Posa der kältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weit umfassend, um sich für ein einziges Wesen zusammenzuziehen, muß durch ein schweres Opfer erungen werden.

„Da sing ich an, mit Zärtlichkeiten
und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
Du stolzes Herz gabst sie mir kalt zurück.
— Verschmähen konntest du mein Herz, doch nie
von dir entfernen. Dreimal wiesest du

den Fürsten von dir, dreimal stand er wieder
 als Bettler da, um Liebe dich zu flehn uff.
 . . . — Mein königliches Blut
 floß schändlich unter unbarmherzigen Streichen.
 So hoch kam mir der Eigensinn zu stehn,
 von Rodrigo geliebt zu sein."

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf persönliche Übereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als Königssohn, frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen bitten- den Freund. Karlos öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif als Freundschaft für Karlos; dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen stärkern Stamm gepfropft. Selbst in dem Augenblick, wo sein Stolz durch das große Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," sagt er, „wenn du — König bist." — Ist es möglich, daß sich in einem so jungen Herzen, bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Ungleichheit ihres Standes, Freundschaft erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch Gleichheit ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mußten mitgeteilt, in einer andern Seele angeschaut werden, und Karlos war der einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte und der sie erwiderte. Ein Geist wie Posa mußte seine Überlegenheit frühzeitig zu genießen streben, und der liebevolle Karl schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! Posa sah in diesem schönen Spiegel sich selbst und freute sich seines Bildes. So entstand diese akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie voneinander getrennt, und alles wird anders. Karlos kommt an den Hof seines Vaters, und Posa wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreis eines Despotenhofes nicht, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im

Gewühl so vieler Höflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, labt er sich an süßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in nie befriedigten Träumen. So versinkt er allmählich in einen Zustand müßiger Schwärmerie, untätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstere Schwermut über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüte, den Tod der Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgeseucht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustand kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene früheren Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenstand sind jetzt alle seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie ins Universum ausströmen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwindet er halb lebend, halb sterbend in sichtbarer Zehrung hin; keine Zerstreuung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes, sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen könnte.

„Ich habe niemand niemand
auf dieser großen weiten Erde, niemand.
So weit das Zeypter meines Vaters reicht,
so weit die Schifffahrt unsre Flaggen sendet,
ist keine Stelle, keine, keine, wo
ich meiner Tränen mich entlasten kann.“

Hilfslosigkeit und Armut des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen lassen. Heftiger fühlt er das Bedürfnis der Sympathie, weil er allein ist und unglücklich. So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen im Großen wie im Kleinen handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glückes lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählich eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im großen und ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältnis verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im großen Weltraum dehnt sich seine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, teilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert sich in eine allumfassende Philanthropie. Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein tätiger handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang, zu wirken, ist in zweckmäßige Tätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird von ihm studiert, ihre Kräfte, ihre Hilfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgang mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. a., nehmen ihnen das Romantische und stimmen sie allmählich zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weit umfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den großen begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen und feuriger für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen

Individuen vergegenwärtigt ward*, so kommt er jetzt von der großen Ernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisieren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hilfsquellen dieses Volkes bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das große Unternehmen schon als geendigt an. Sein Ideal republikanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglicheren Boden finden.

„So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges und großes Volk, und auch
ein gutes Volk, und Vater dieses Volkes,
das, dacht' ich, das muß göttlich sein.“

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erst, erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er mit glühenden Gefühlen für Menschenglück in Alcala verließ. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit seines Herzens sammendenkt, eilt er nach Madrid in seine

* In seiner nachherigen Unterredung mit dem König kommen diese Lieblingsideen an den Tag. „Ein Federzug von Ihrer Hand,“ sagt er ihm, „und neuerschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit!

Lassen Sie,
großmütig wie der Starke, Menschenglück
aus ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
in Ihrem Weltgebäude.

Stellen Sie der Menschheit
verlorenen Adel wieder her. Der Bürger
sei wiederum, was er zuvor gewesen,
der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht
als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Der Landmann rühme sich des Pflugs und gönne
dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
des Denkers hemme keine Schranke mehr
als die Bedingung endlicher Naturen.“

Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit fiebrischer Hefigkeit stürzt ihm dieser entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
die deinige allmächtig an mir schlagen.
Oh, jetzt ist alles wieder gut. Ich liege
am Halse meines Rodrigo!“

Der Empfang ist der feurigste: aber wie beantwortet ihn Posa? Er, der seinen Freund in voller Blüte der Jugend verließ und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwidert er diesen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
erwartete — Das ist
der löwentübne Jüngling nicht, zu dem
ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
denn jetzt steh' ich als Rodrigo nicht hier,
nicht als des Knaben Karlos Spielgeselle —
ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
umarm' ich Sie — es sind die flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen“ uß.

Unfreiwillig entwischt ihm seine herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und Karlos muß alles Rührende seiner Lage anbieten, muß die entlegensten Szenen der Kindheit hervorrufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken und ihn auf seinen eigenen traurigen Zustand zu heften. Schrecklich sieht sich Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Taten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrat von

erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entzwei gebrochene Hostie gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlin seines Vaters. -

„Das ist der Karl nicht mehr,
der in Alcala von dir Abschied nahm.
Der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,
das Paradies dem Schöpfer abzusehn
und demaleinst als unumschränkter Fürst
in Spanien zu pflanzen. Oh! der Einfall
war kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
sind diese Träume!“ -

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? und wie hat Posa, der Weltbürger, gehandelt? Posa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines Karlos gezittert, als daß er es hätte wagen sollen, zu einer gefährlichen Zusammenkunft mit seiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wär' es gewesen, auf Erstickung dieser Leidenschaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Posa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die tätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagestück kosten. Solang sein Freund in unbefriedigten Wünschen versmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; solang seine Kräfte von Schwerkmut niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heißesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füßen seiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüt die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten: was kann er anders tun, als diesen erloschnen Heldengeist an fremdem Feuer entzünden und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrschend machen will. Ein Blick

in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß sein, daß sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hindernis, das sich seiner großen Angelegenheit entgegenwarf, selbst diese unglückliche Liebe wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeren Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal muß durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

„— In dieser hoffnungslosen Flamme erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
die stolze königliche Frucht, woran
nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
ein schneller Venz der wundertät'gen Liebe
beschleunigen. Mir sollte seine Tugend
an diesem kräft'gen Sonnenbilde reifen.“

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Posa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vorteil seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, stürzen ihn heftiger in diese zurück, und Posa glaubt zu bemerken, daß sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos' Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe heruntersank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gefinnungen an den Tag.

„Oh, ich fühle,
wenn ich mich entwöhnen muß. Ja, einst,
einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
so warm, so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
in deinem weiten Busen Raum. Das alles
ist nun dahin, von einer Leidenschaft,

von einem kleinen Eigennuz verschlungen.
 Dein Herz ist ausgestorben. Keine Träne
 dem ungeheuern Schicksal der Provinzen,
 nicht einmal eine Träne mehr! O Karl,
 wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
 seitdem du niemand liebst als dich!“

Bang vor einem ähnlichen Rückfall glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. Solange Karl in der Nähe der Königin bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er steht also keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

„Er soll
 dem König ungehorsam werden, soll
 nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
 mit offenen Armen die Flämänder ihn
 erwarten. Alle Niederlande stehen
 auf seine Lösung auf. Die gute Sache
 wird stark durch einen Königssohn.“

Würde der Freund des Karlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber Posa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Posa, der Weltbürger, mußte gerade so und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verraten eine wagende Kühnheit, die ein heroischer Zweck allein einzufloßen imstand ist; Freundschaft ist oft verzagt und immer besorglich. Wo ist bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines isolierten Geschöpfs, dieser alles ausschließenden Neigung, worin doch allein der eigentümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft besteht? Wo ist bei ihm das Interesse für den Prinzen nicht dem höhern Interesse für die Menschheit untergeordnet? Fest und beharrlich geht der Marquis seinen großen kosmopolitischen Gang, und alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höhern Gegenstande steht.

Vierter Brief

Um einen großen Teil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständnis bringen, aber er wird sich mit dem kleinen Teil der neuen Verehrer trösten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte sich ein Charakter wie der seinige niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Daß er das Menschengeschlecht mehr liebt als Karl, tut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmernis vor allen übrigen unterschieden haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet seinen Horatio. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um so schwächer und lauchlicher werde, je mehr sich seine Gegenstände häufen: aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm im vollsten Lichte der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele, wie die Gestalt einer Geliebten. Da es Karlos ist, der dieses Ideal von Menschen Glück wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so faßt er zuletzt beides in einem Gefühl unzertrennlich zusammen. In Karlos allein schaut er seine feurig geliebte Menschheit icht an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von jenem zusammengesetzten Ganzen sich sammeln. Es wirkt also doch nur in einem Gegenstand auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfaßt:

„Mein Herz,
nur einem einzigen geweiht, umschloß
die ganze Welt. In meines Karlos Seele
schuf ich ein Paradies für Millionen.“

Hier ist also Liebe zu einem Wesen, ohne Hintansetzung der allgemeinen — sorgsame Pflege der Freundschaft, ohne das Unbillige, das Ausschließende dieser Leidenschaft. Hier allgemeine, alles umfassende Philanthropie, in einen einzigen Feuerstrahl zusammengedrängt.

Und sollte eben das dem Interesse geschadet haben, was es veredelt hat? Dieses Gemälde von Freundschaft sollte an Kühnheit und Anmut verlieren, was ihm an Würde gegeben worden? an Stärke verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos sollte darum weniger Anspruch auf unsre Tränen und unsre Bewunderung haben, weil er mit der beschränktesten Äußerung des wohlwollenden Affekts seine weiteste Ausdehnung verbindet und das Göttliche der universonellen Liebe durch ihre menschlichste Anwendung mildert?

Mit der neunten Szene des dritten Aufzugs öffnet sich ein ganz neuer Spielraum für diesen Charakter.

Fünfter Brief

Leidenschaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hike ließ ihn den lauernden Argwohn seiner Feinde die gefährlichsten Blößen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterbasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes und einer verschmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendste Hilfe, noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus diesem Seelenzustand muß er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis ist es, von dem wir beides erwarten, der uns auch selbst dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem König ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfnis der Mittheilung zum erstenmal fühlen läßt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwang seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurückversetzt, haben ihn das Leere und Gefühlsleiste seiner Despotengröße fühlen und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur,
und wieder König! -- Keine besire Antwort
als leeren, hohlen Widerhall! Ich schlage
an diesen Felsen und will Wasser, Wasser
für meinen heißen Fieberdurst. Er gibt
mir -- glühend Gold --“

Gerade ein Gang der Begebenheiten wie der bisherige, deucht mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp der Zweite war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muß; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr sammelt. Durch Karlos' Leidenschaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bei dem König wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen: darum war es nötig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie mußte der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Tätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nötig, daß sie bis hieher als Haupt-handlung beschäftigte, das Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von Karlos' Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andre sind als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation -- Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft bloß geahnet hat --, treten jetzt sichtbar hervor und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als

das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus wie der Zweck selbst umfaßt. Aus diesem universelleren Motiv mußte eben der ängstliche Anteil an dem Wohl und Weh seines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fließen, als nur immer die stärkste persönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karls Freundschaft gewährt ihm den vollständigen Genuß seines Ideales. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Tätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben — Mich? Ich bin ihm nichts.
Ich wahrlich nichts! — Mich hier in diesen Zimmern!
Wie zwecklos und wie ungerecht! — Was kann
ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,
es führt zu nichts.“

Aber nicht lange überläßt er sich dieser müßigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nukbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereignis in Beziehung auf seinen herrschenden Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen läßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch ist es nicht klarer zusammenhängender Plan, was er sich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch diese kaum — bloß flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken sein möchte. Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, sagt er zu sich selbst, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit ge-

hört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorsicht bei ihm ver-
arbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zu-
fälligen Umstand auf die beste Art, die er kennet, zu benutzen.
In dieser Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über
den Ton, auf welchen sich Posa gleich zu Anfang mit dem Könige
stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser
Szene und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen
wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich
zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei demjenigen stehen-
zubleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittel-
barsten Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem König
vernünftigerweise hoffen konnte bei ihm hervorzubringen — war
ein mit Demütigung verbundenes Erstaunen, daß seine große
Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von Menschen
doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natür-
liche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor
einem großen Geist. Diese Wirkung konnte wohlthätig sein, wenn
sie auch bloß dazu diente, die Vorurteile dieses Menschen auf
einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen ließ, daß es
noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen
er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte
noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mußte
desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu oberhin be-
urteilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von
der damaligen Gemütslage desselben zu wenig unterrichtet, um
sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemütslage war äußerst
günstig für ihn und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine
Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrscheinlichkeit hatte
erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen
lebhaften Schwung und dem Stücke selbst eine ganz neue
Wendung. Kühn gemacht durch den Erfolg, der all sein Hoffen
übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an

dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück usw. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt und deutlich zu erkennen gibt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt in diesem Zustand der Leidenschaft werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; jetzt ergeht es ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergift sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröten wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich Karlos' Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft als die herrschende den Marquis so weit bingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, daß man es mit so weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen kann? Aber alles ist erklärt, sobald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft unterordnet. Dann ist es natürlich, daß diese bei dem nächsten Anlaß ihre Rechte reklamirt und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freimütigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Karlos und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte. Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde Karls wäre es ebenso verdammlich, als es unbegreiflich sein würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Überraschung, der Leidenschaft vergibt man sie

leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Daß sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber scherzt oder sich ernsthaft davon reinigt. „Gefekt,“ sagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen?

Königin.

Mein, Marquis,
auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie sind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

Das eben
wär' noch die Frage, denk' ich.“

Karlos selbst hat tief genug in die Seele seines Freundes gesehen, um einen solchen Entschluß in seiner Vorstellungsart gegründet zu finden, und das, was er selbst bei dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers außer Zweifel zu setzen. „Du selbst,“ sagt er ihm, noch immer im Wahn, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du selbst wirst jetzt vollenden,
was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst
den Spaniern die goldnen Tage schenken,
die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
ist es ja aus, auf immer aus. Das hast
du eingesehn. O diese fürchterliche Liebe
hat alle frühen Blüten meines Geists
unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
für deine großen Hoffnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall führen dir
den König zu — Es kostet mein Geheimnis,
und er ist dein! Du kannst sein Engel werden,
für mich ist keine Rettung mehr. Vielleicht
für Spanien!“ uß.

Und an einem andern Orte sagt er zum Grafen von Verma, um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen:

„— Er hat
mich liebgehabt. Sehr lieb. Ich war ihm teuer
wie seine eigne Seele. Ob, das weiß ich!

das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
das Vaterland nicht teurer sein als einer?
Sein Busen war für einen Freund zu groß
und Karlos' Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend."

Siebenter Brief

Posa empfand es recht gut, wieviel seinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden war, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht und einen Versuch auf dessen Herz getan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, so mußte er auch nicht anders, als daß er diese in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanierte. Das wußte Karlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos sein Herz besaß; eben weil er das wußte und im Herzen voraussetzte, daß es auch Karln nicht unbekannt sein könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieses Palladium veruntreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem König vorgegangen war, mußte in seinen Gedanken ebensoviel heißen als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos' künftiger Beruf zum Thron, hatte der Königssohn keinen Anteil an dieser Freundschaft, war sie etwas vor sich Bestehendes und durchaus nur Persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verraten, nicht zerrissen worden sein; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, daß Posa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Posa, Karlos' Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst als nachher seinem Freunde von dieser Zurückhaltung, der einzigen

Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz andrer Art. — IV. Akt. 6. Auftritt:

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er
sein heiliges Geheimnis übergeben,
und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwägigkeit, wenn mein Verstummen dir
nicht Leiden bringt? vielleicht erspart? Warum
dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
die über seiner Scheitel hängt?“

Und in der dritten Szene des V. Akts:

„Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
das Wagniß zu enden, unterschlage
der Freundschaft mein gefährliches Geheimnis.“

Aber jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz getan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen (die an sich selbst bei weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motivieren) nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahreren Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüths gibt eine andre Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Räte ging, ob er seinen Freund nicht geradezu opfern sollte? „Es stand bei mir,“ sagt er zu der Königin,

„einen neuen Morgen
heraufzuführen über diese Reiche.
Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
mich seinen Sohn. Ich führe seine Siegel,
und seine Alba sind nicht mehr“ uß.

„Doch geh' ich
den König auf. In diesem starren Boden
blüht keine meiner Rosen mehr. Das waren
nur Gaukelspiele kindischer Vernunft,
vom reifen Manne schamrot widerrufen.
Den nahen heffnungsvollen Lenz sollt' ich
vertilgen, einen lauen Sonnenblick
im Norden zu erkünsteln? Eines müden
Tyrannen letzten Nutzenstreich zu mildern,

die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
 Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
 Verhängnis reißt in meinem großen Freunde.
 Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe!
 Weh mir und ihm, wenn ich bereuen sollte!
 Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
 den großen Wink der Vorsicht mißverstanden,
 die mich, nicht ihn, auf diesem Thron gewollt."

Also hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er also ja den Gegensatz sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem höhern nachsteht, und daß ihr nur durch dieses letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stück hat dieses Verhältnis zwischen beiden Freunden richtiger beurteilt als Philipp selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stückes nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschlossen werden.

„Und wem bracht' er dies Opfer?
 Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
 Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
 ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
 füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
 der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
 die Welt, mit allen kommenden Geschlechtern."

Achter Brief

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit füreinander oder von außen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stückes selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrtum zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie

würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten und sie gleichsam werden sehen müßte? Genug für uns, daß alles, was Marquis Posa liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn repräsentiert wird oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, daß er dieses zufällige, bedingte, seinem Freund nur geliebene Interesse mit dem Wesen desselben zuletzt unzertrennlich zusammenfaßt und daß alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsgemäldes als ein einfaches moralisches Element, unbekümmert, in wie viele Teile es auch der Philosoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für das ganze Stück wichtig wäre? – Wird nämlich das letzte Ziel von Posas Bestrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug zu einem höheren Zwecke so wichtig, befriedigt er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb als nur diese Freundschaft, so kann dem Stücke selbst nicht wohl eine engere Grenze gesteckt sein – so muß der letzte Endzweck des Stückes mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das große Schicksal eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung sein, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben wir einander also über Posas Freundschaft mißverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stückes, wenn es Liebe nicht sein soll und Freundschaft nie sein konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder diese noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vorhanden sein, das verschieden

ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders als in diesem Dritten könnte sie liegen?

Rufen Sie sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurücker, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrhunderts — über Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde und unsre Phantasie in einem der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon getan, in dem nächsten Julianischen Zyklus gefallen möchte, unsre Gedankenreihe, unsere Träume und Überzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit und mit ebenso gutem Willen befruchtet, in dem erst gebornen Sohn eines künftigen Beherrschers von ** oder von *** auf dieser oder der andern Hemisphäre wiederzuerwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräche bloßes Spielwerk war, dürfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerk, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jüngling an, daß er wohl gar derjenige sein dürfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, getan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitsinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurteile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gärung, die Gemüter von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Konstellation zu vollenden, eine schön organisierte Jünglingsseele am Thron, in einsamer unangefochtener Blüte unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir aus --

müßte der Königssohn sein, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Sei'n Sie

ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben
auch Leiden kennen lernen —“

Aus dem Schoße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechzehnten Jahrhundert — Philipps des Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden und die moralische Empfindung sich läutert — einen geistreichen gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst — was hindert mich, dieses anzunehmen? — ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel geschlagen und den irgendein verborgener Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitre menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmut der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüte seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. „Sagen Sie ihm,“ trägt er der Königin auf:

„daß er für die Träume seiner Jugend
soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
nicht öffnen soll dem tödenden Insekto
gerühmter besserer Vernunft das Herz
der zarten Götterblume; daß er nicht

soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
Ich hab' es ihm zuvor gesagt "

Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses mußte längst vorhergegangen sein und konnte auch nicht wohl zum Gegenstand eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben? — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gemütszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre subjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen.

Neunter Brief

Ich will mich über das vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung versehen sollen, mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug sei, über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feind haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegenwerfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blut der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher

sein, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr sein wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in größerem Maße leisten als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufsparte, zu fürchten sein könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Liebe, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

„Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust,
lang ehe noch Elisabeth hier herrschte.“

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergift, zeigt er eine Unschuld, die der Einfalt sehr nahe kommt; wie viele, die diese Szene lesen, würden die Prinzessin weit schneller verstanden haben. Meine Absicht war, in seine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzessin gibt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens, und dies war doch gewiß ein sehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung sollte man ihn erhaben sehen; daher die ganze Episode mit der Prinzessin von Eboli, deren buhlerische Künste an seiner besseren Liebe scheitern. Mit dieser Liebe allein hätte er es also zu tun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen sein wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade so und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelassen habe, daß die edle Schönheit dieses Charakters durch so viel Heftigkeit, so viel unstete Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Schöne, Delikatesse, Mut, Standhaftigkeit uneigennütziges Großmuth sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes sollte er zeigen, aber weise sollte er nicht sein. Der künftige große Mann sollte in ihm schlummern, aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu sein. Alles, was den trefflichen Regenten macht, alles, was die Erwartungen seines Freun-

des und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, alles, was sich vereinigen muß, sein vorgesehtes Ideal von einem künftigen Staat auszuführen, sollte sich in diesem Charakter beisammen finden: aber entwickelt sollte es noch nicht sein, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Ebenso begreifen Sie nunmehr, warum es nötig war, den Charakteren Philipps und seiner Geistesverwandten einen so großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn diese Charaktere weiter nichts als die Maschinen hätten sein sollen, eine Liebesgeschichte zu entwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem geistlichen, politischen und häuslichen Despotismus ein so weites Feld gelassen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschenglücks aus dem Stücke gleichsam hervorgehen zu lassen, so war es sehr an seinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen und durch ein vollständiges schauderhaftes Gemälde des Despotismus sein reizendes Gegenteil desto mehr zu erheben. Wir sehen den Despoten auf seinem traurigen Thron, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, daß er unter allen seinen Millionen allein ist, daß die Furien des Argwohns seinen Schlaf anfallen, daß ihm seine Kreaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunkes bieten; wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sklaven dienen; sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Taten zu sein, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Weltteilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen und eine leichte Übertretung mit einer schimpflichen Züchtung büßen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu

stolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, sich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüssen geloben, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Mißverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unsrigen machen, weil er auch bloß durch die übriggebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses schreckhafte Gemälde zurückstößt, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in Karlos', in seines Freundes und in der Königin Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standort noch einmal. Was Sie für Überladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger sein; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandteile desselben auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es sei mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stück selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, daß, um die Hauptidee des Stückes herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muß sich ja am Ende des Kunstwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beschlossen wird, damit muß sie sich beschäftigen haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und seiner Königin scheidet.

„ Ich habe
in einem langen schweren Traum gelegen.
Ich liebte — jetzt bin ich erwacht. Vergessen
sei das Vergangne. Endlich seh' ich ein, es gibt
ein höher wünschenswerter Gut, als dich
besitzen — Hier sind Ihre Briefe
zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
gelautert. Einen Leidenstein will ich

ihm setzen, wie noch keinem Könige zuteil
geworden — Über seiner Asche blühe
ein Paradies!

Königin. — So hab' ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung seines Todes."

Zehnter Brief

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbürderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter tätiger Glieder zu bewirken suchen, will der letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird. In diesem einzigen Subjekte macht er die ideenreiche Empfindungsart herrschend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine notwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts als das Gemälde einer Leidenschaft gefaßt gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwert, „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen und die bis jetzt nur das Eigentum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen und, als lebendig wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampf mit der Leidenschaft zu zeigen.“ Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerochen, so sind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen.

Fiffter Brief

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde Posa verabschiede, noch ein paar Worte über sein räthselhaftes Benehmen gegen den Prinzen und über seinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit so hohe Begriffe hegt und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Willkür über seinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, sagen sie, läßt es sich entschuldigen, daß Marquis Posa, anstatt dem Prinzen geradeheraus das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nötigen Maßregeln zu bereden und, indem er ihn zum Mitwiffer seines Planes macht, auf einmal allen Überlegungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Mißtrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreißen könnten und auch wirklich nachher hingerissen haben, daß er, anstatt diesen so unschuldigen, so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber das Äußerste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das ebenso unglücklich ausfallen kann, als es brutal und unnatürlich ist, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenksame Herz seines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er solches beherrschte. Zwei Worte hätten ihm diesen widrigen Behelf erspart. Warum nimmt er seine Zuflucht zur Intrige, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich schneller und ungleich sicherer zum Ziele würde gekommen sein?

Weil dieses gewalträtige und fehlerhafte Betragen des Maltesers alle nachfolgende Situationen und vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzte man, ein wenig rasch, voraus, daß sich der Dichter von diesem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen lassen, der inneren Wahrheit dieses Charakters Gewalt anzutun und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieses allerdings der bequemste und kürzeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Maltesers zu finden, so suchte

man in dem ganzen Zusammenhang dieses Charakters keinen nähern Aufschluß mehr; denn das wäre zuviel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urtheil bloß darum zurückzuhalten, weil der Schriftsteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist.

Unstreitig! der Charakter des Marquis von Posa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte und über die unedeln Hilfsmittel der Intrige immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit, „daß die Liebe zu einem wirklichen Gegenstande und Liebe zu einem Ideal sich in ihren Wirkungen ebenso ungleich sein müssen, als sie in ihrem Wesen voneinander verschieden sind — daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von beider Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt und weil jener, der seine Handlungen nach einem innern Geistesbild modelt, mit der Freiheit anderer beinahe ebenso im Streit liegt als dieser, dessen letztes Ziel sein eigenes Ich ist.“ Wahre Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte. Die Tugend handelt groß um des Gesetzes willen, die Schwärmerei um ihres Ideals willen, die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unsern Freund erwählen. Diese erste verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir. Karlos hat Ursache gefunden, es zu bereuen, daß er diesen Unterschied außer acht ließ und einen großen Mann zu seinem Busensfreund machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebst du die Königin? Soll deine strenge Tugend die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
 — — — — — Ach hier ist nichts verdammlich, nichts, nichts als meine rasende Verblendung, bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben, daß du so — groß als zärtlich bist.“

Geräuschlos, ohne Gehilfen, in stiller Größe zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorsicht für einen Schlafenden sorgt, will er seines Freundes Schicksal auflösen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zugrunde. Daß er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe und zu wenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde beider Verderben. Karlos verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlösen.

Und hier, deucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen, die keinem, der sich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um sich herum zu schauen oder dem Gang seiner eignen Empfindungen zuzusehen, ganz fremd sein kann. Es ist diese: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen, und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber, durch einen sehr menschlichen Übergang, einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft soll der Mensch in seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums teilnimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon dieses allein, sage ich, müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden: Herrschsucht meine ich,

Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beispielen nur eines auszuwählen —, nennen sie mir den Ordensstifter oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte? Die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zweckes, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichen Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbnis erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnis der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheiten zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unsers Gemüthes zur Herrschbegierde, oder dem Bestreben, alles wegzudrängen, was das Spiel unsrer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchste Achtung für anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenußes sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plan, daß er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wieviel hätte mir es auch gekostet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen und dem Leser, der ihn lieb gewann, den unvermischten Genuß aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch sein

Beispiel zu bestätigen. Diese meine ich, daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schnell gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat – denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

Zwölfter Brief

Es ist nur noch übrig, ein paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er sich mutwillig in einen gewaltsamen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht ebensogut fliehen können als sein Freund? War er schärfer bewacht als dieser? Machte es ihm nicht selbst seine Freundschaft für Karlos zur Pflicht, sich diesem zu erhalten? und konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen als wahrscheinlicherweise mit seinem Tode, selbst wenn alles seinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht – freilich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekonnt, und wieviel weiser und klüger würde dieser mit seinem Leben gewirtschaftet haben! Schade nur, daß sich der Marquis weder dieser glücklichen Kaltblütigkeit noch der Muße zu erfreuen hatte, die zu einer so vernünftigen Berechnung notwendig war. Aber, wird man sagen, das gezwungene und sogar spikfindige Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im ersten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht ebensogut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzschichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu sein, oder (wie einer meiner Rezensenten sich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrertums wegen sterben wollte, so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergang früher als die

weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurf, und um so mehr ist es der Mühe wert, ihn auseinanderzusetzen.

Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Vorwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, daß der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statthaben kann, nachdem bewiesen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieser Freundschaft eine ganz andre Verwandtnis habe. Er kann also nicht wohl sterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermutlich noch andre und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben als der Tod -- „er stirbt, um für sein -- in des Prinzen Seele niedergelegtes -- Ideal alles zu tun und zu geben, was ein Mensch für etwas tun und geben kann, das ihm das Feuerste ist; um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sei“; er stirbt dafür, warum mehrere große Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von vielen befolgt und beherzigt haben wollten: um durch sein Beispiel darzutun, wie sehr sie es wert sei, daß man alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah und das Orakel zu Delphi den Ausspruch getan hatte, die Republik würde blühen und dauern, solange sie Lykurgus' Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt sein. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblick an auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernste geglaubt haben, das lazedämonische Volk durch diese Spikfindigkeit zu binden und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern?

Ist es auch nur denkbar, daß ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegeben haben, das seinem Vaterlande so wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieses Todes einen unauslöschlichen Eindruck seiner selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Gegenstand der Nührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie notwendig, wie natürlich und wie nützlich diese Auskunft in der That war, sondern wie sie demjenigen vorkam, der sie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder schwer er darauf versiel. Es ist also weit weniger die Lage der Dinge als die Gemüthsverfassung dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu diesem Heldenentschluß führen, ihm geläufig, und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluß auch weder gesucht noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vordringenden und herrschenden und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, so ist der Entschluß, den er faßt, notwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluß bei jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und dies ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschluß? In der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrecken: er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindin kennt, ein Geheimnis zu offenbaren, woran sein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieses Geheimnis heraus ist oder nicht? Weiß es die Prinzessin, so muß er gegen sie als eine Mitwifferin verfahren; weiß sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Silbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. Unwille über sich

selbst: er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Übereilung hingerissen. Schmerz und Verzweiflung: er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freund alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem einzigen wirfst du
der Fürstin Eboli dich in die Arme
Unglücklicher! in deines Teufels Arme,
denn diese war's, die dich verriet - Ich sehe
dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät
Du liegst zu ihren Füßen. Das Geständnis
floh über deine Lippen schon. Für dich
ist keine Rettung mehr - Da wird es Nacht vor
meinen Sinnen!

Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hilfe! Keine
im ganzen Umkreis der Natur! - “

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es sein? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urteilstkraft verloren und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen imstande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zusammenhang seines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unsern Augen lebt, daß seine ganze Phantasie von Bildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen ist, daß die Helden des Plutarch in seiner Seele leben und daß sich also unter zwei Auswegen immer der heroische zuerst und zunächst ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht sein vorbergegangener Auftritt mit dem König, was und wieviel dieser Mensch für das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen imstande sei? — Was ist wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in diesem Augenblick über sich selbst empfindet, ihn unter den-

jenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihm etwas kosten; daß er es der Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu sein glaubt, die Rettung seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustand zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist wie dieser aber, werden Sie mir eingestehen, sucht in sich, nicht außer sich, Hilfe; und wenn der bloß kluge Mensch sein erstes hätte sein lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vorteil abgewonnen: so ist es im Gegenteil ganz im Charakter des heldenmütigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgendeine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbstwieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluß des Marquis gewissermaßen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühl von Dumpsheit und Verzagung, dem schrecklichsten Zustand für einen solchen Geist, zu entziehen sucht. Sehen Sie dann noch hinzu, daß schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich Karlos freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm diese großmütige That zu erstatten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte und das Gewicht der vorübergehenden Gründe in diesem Augenblick also nicht wenig verstärken muß. Daß ihm diese Erinnerung wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, wo sie ihm unwillkürlich entwischte. Karlos dringt darauf, daß er fliehen soll, ehe die Folgen seiner thaten Tat eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft, Karlos,“ gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet hast?“ Die Königin, von ihrem Schmerz hingerissen, beschuldigt ihn sogar, daß er diesen Entschluß längst schon mit sich herumgetragen —

„Sie stürzten sich in diese That, die Sie erhaben nennen. Leugnen Sie nur nicht. Ich kenne Sie. Sie haben längst danach gedürstet!“

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerci durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärmerci und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschließt, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung tut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. „Oh!“ ruft er aus, „das Leben ist doch schön!“ — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Größe seiner That, um keine Neue darüber zu empfinden.

Die Braut von Messina

Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie

Ein poetisches Werk muß sich selbst rechtfertigen, und wo die That nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen. Man könnte es also gar wohl dem Chor überlassen, sein eigener Sprecher zu sein, wenn er nur erst selbst auf die gehörige Art zur Darstellung gebracht wäre. Aber das tragische Dichterwerk wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen: nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben. Solange also dem Chor diese sinnlich mächtige Begleitung fehlt, so lange wird er in der Ökonomie des Trauerspiels als ein Außending, als ein fremdartiger Körper und als ein Aufenthalt erscheinen, der nur den Gang der Handlung unterbricht, der die Täuschung stört, der den Zuschauer ermüdet. Um dem Chor sein Recht anzutun, muß man sich also von der wirklichen Bühne auf eine mögliche versetzen; aber das muß man überall, wo man zu etwas Höherem gelangen will. Was die Kunst noch nicht hat, das soll sie erwerben; der zufällige Mangel an Hilfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das Würdigste setzt er sich zum Ziel, einem Ideale strebt er nach; die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen.

Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen. Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit, es erfreut

sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erst gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut nach einem Ideal arbeiten, der Kunstrichter hat gut nach Ideen urtheilen; die bedingte, beschränkte, ausübende Kunst ruht auf dem Bedürfnis. Der Unternehmer will bestehen, der Schauspieler will sich zeigen, der Zuschauer will unterhalten und in Bewegung gesetzt sein. Das Vergnügen sucht er und ist unzufrieden, wenn man ihm da eine Anstrengung zumutet, wo er ein Spiel und eine Erholung erwartet.

Aber indem man das Theater ernsthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuschauers nicht aufheben, sondern veredeln. Es soll ein Spiel bleiben, aber ein poetisches. Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.

Jeder Mensch zwar erwartet von den Künsten der Einbildungskraft eine gewisse Befreiung von den Schranken des Wirklichen, er will sich an dem Möglichen ergötzen und seiner Phantasie Raum geben. Der am wenigsten erwartet, will doch sein Geschäft, sein gemeines Leben, sein Individuum vergessen, er will sich in außerordentlichen Lagen fühlen, sich an den seltsamen Kombinationen des Zufalls weiden; er will, wenn er von ernsthafterer Natur ist, die moralische Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden. Aber er weiß selbst recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn sich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurückkehrt, so umgibt ihn diese wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er ist ihr Raub wie vorher, denn sie selbst ist geblieben, was sie war, und an ihm ist nichts verändert worden. Dadurch ist also nichts gewonnen als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet.

Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende

Täuschung abgesehen ist, so ist auch nur ein Schein der Wahrheit oder die beliebte Wahrscheinlichkeit nötig, die man so gern an die Stelle der Wahrheit setzt.

Die wahre Kunst aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen; es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.

Und eben darum, weil die wahre Kunst etwas Reelles und Objektives will, so kann sie sich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur errichtet sie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunst zugleich ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell sein — wie sie das Wirkliche ganz verlassen und doch aufs genaueste mit der Natur übereinstimmen soll und kann, das ist's, was wenige fassen, was die Ansicht poetischer und plastischer Werke so schielend macht, weil beide Forderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben scheinen.

Auch begegnet es gewöhnlich, daß man das eine mit Aufopferung des andern zu erreichen sucht und eben deswegen beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verliehen, aber die schaffende Einbildungskraft versagte, der wird ein treuer Maler des Wirklichen sein, er wird die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wiederbringen; aber es wird eben darum nicht unser Werk, nicht das freie Produkt unsers bildenden Geistes sein und kann also auch die wohlthätige Wirkung der Kunst, welche in der Freiheit besteht, nicht haben. Ernst zwar, doch unersreulich ist die Stimmung, mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entläßt, und wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreien sollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurückversetzt. Wem hingegen zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüt und Charakter zuteil geworden, der wird sich um keine Wahrheit bekümmern, sondern

mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Kombinationen zu überraschen suchen, und wie sein ganzes Tun nur Schaum und Schein ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel ist, so wie der Ernst des andern, kein poetisches. Phantastische Gebilde willkürlich aneinanderreihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen. Beide Forderungen stehen so wenig im Widerspruch miteinander, daß sie vielmehr — eine und dieselbe sind; daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr, es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen und dadurch wahrer sein als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung. Es ergibt sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Theilen ideell sein muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll.

Was von Poesie und Kunst im ganzen wahr ist, gilt auch von allen Gattungen derselben, und es läßt sich ohne Mühe von dem jetzt Gesagten auf die Tragödie die Anwendung machen. Auch hier hatte man lange und hat noch jetzt mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poesie und Kunst geradezu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunst gibt man zwar notdürftig, doch mehr aus konventionellen als aus innern Gründen, eine gewisse Idealität zu; aber von der Poesie und von der dramatischen insbesondere verlangt man Illusion, die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde. Alles Außere bei einer dramatischen Vorstellung steht diesem Begriff entgegen — alles ist nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag selbst auf dem Theater ist nur ein künstlicher, die Architektur ist nur eine symbolische, die metrische Sprache selbst ist ideal; aber die Handlung soll nun einmal real

sein, und der Teil das Ganze zerstören. So haben die Franzosen, die den Geist der Alten zuerst ganz mißverstanden, eine Einheit des Orts und der Zeit nach dem gemeinsten empirischen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier ein anderer Ort wäre als der bloß ideale Raum, und eine andere Zeit als bloß die stetige Folge der Handlung.

Durch Einführung einer metrischen Sprache ist man indes der poetischen Tragödie schon um einen großen Schritt näher gekommen. Es sind einige lyrische Versuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poesie hat sich durch ihre eigene lebendige Kraft, im einzelnen, manchen Sieg über das herrschende Vorurteil errungen. Aber mit den einzelnen ist wenig gewonnen, wenn nicht der Irrtum im ganzen fällt, und es ist nicht genug, daß man das nur als eine poetische Freiheit duldet, was doch das Wesen aller Poesie ist. Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt - und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalism in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit bewahren.

Die Tragödie der Griechen ist, wie man weiß, aus dem Chor entsprungen. Aber so wie sie sich historisch und der Zeitfolge nach daraus loswand, so kann man auch sagen, daß sie poetisch und dem Geiste nach aus demselben entstanden, und daß ohne diesen beharrlichen Zeugen und Träger der Handlung eine ganz andere Dichtung aus ihr geworden wäre. Die Abschaffung des Chors und die Zusammenziehung dieses sinnlich mächtigen Organs in die charakterlose langweilig wiederkehrende Figur eines ärmlichen Vertrauten war also keine so große Verbesserung der Tragödie, als die Franzosen und ihre Nachbeter sich eingebildet haben.

Die alte Tragödie, welche sich ursprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine notwendige Begleitung; sie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil sie ihn fand. Die Handlungen und Schicksale der Helden und Könige sind schon an sich selbst öffentlich und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürliches Organ, er folgte schon aus

der poetischen Gestalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunstorgan, er hilft die Poesie hervorbringen. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetisch erschaffen und einführen, das ist, er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine solche Veränderung vornehmen, wodurch sie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurückversetzt wird.

Der Chor leistet daher dem neuern Tragiker noch weit wesentlichere Dienste als dem alten Dichter, eben deswegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetische verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poesie widerspricht, und ihn auf die einfachsten ursprünglichsten und naivsten Motive hinaustreibt. Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freiem Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufstellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wiederherstellen und alles künstliche Nachwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen und von allen äußern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht.

Aber ebenso, wie der bildende Künstler die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren breitet, um die Räume seines Bildes reich und anmutig auszufüllen, um die getrennten Partien desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menschlichen Formen zugleich geistreich zu verhüllen und sichtbar zu machen, ebenso durchflieht und umgibt der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, als wie in einem weitgefalteten Purpurgewand, die

handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

In einer höhern Organisation darf der Stoff oder das Elementarische nicht mehr sichtbar sein; die chemische Farbe verschwindet in der feinen Karnation des Lebendigen. Aber auch der Stoff hat seine Herrlichkeit und kann als solcher in einem Kunstkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er sich durch Leben und Fülle und durch Harmonie seinen Platz verdienen und die Formen, die er umgibt, geltend machen, anstatt sie durch seine Schwere zu erdrücken.

In Werken der bildenden Kunst ist dieses jedem leicht verständlich, aber auch in der Poesie und in der tragischen, von der hier die Rede ist, findet dasselbe statt. Alles, was der Verstand sich im allgemeinen ausspricht, ist ebenso wie das, was bloß die Sinne reizt, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterverk und wird da, wo es vorherrscht, unausbleiblich das Poetische zerstören; denn dieses liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Ideellen und Sinnlichen. Nun ist aber der Mensch so gebildet, daß er immer von dem Besondern ins Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß also auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll sie aber diesen Platz verdienen, so muß sie das, was ihr an sinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wiedergewinnen; denn wenn die zwei Elemente der Poesie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden zusammen wirken, so müssen sie nebeneinander wirken, oder die Poesie ist aufgehoben. Wenn die Waage nicht vollkommen innesteht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine Schwankung der beiden Schalen hergestellt werden.

Und dieses leistet nun der Chor in der Tragödie. Der Chor ist selbst kein Individuum, sondern ein allgemeiner Begriff; aber dieser Begriff repräsentiert sich durch eine sinnlich mächtige Masse, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponiert. Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er tut dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den

hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er tut es, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet.

Der Chor reinigt also das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft ausrüstet; ebenso wie der bildende Künstler die gemeine Nothdurft der Bekleidung durch eine reiche Draperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt.

Aber ebenso wie sich der Maler gezwungen sieht, den Farbenton des Lebendigen zu verstärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, so legt die lyrische Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnismäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die sinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verstärken. Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das ganze Gemüt erweitert. Diese eine Riesengestalt in seinem Bilde nötigt ihn, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen und seinem Gemälde dadurch die tragische Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, so muß die Sprache der Tragödie im ganzen sinken, oder was jetzt groß und mächtig ist, wird gezwungen und überspannt erscheinen. Der alte Chor, in das französische Trauerspiel eingeführt, würde es in seiner ganzen Dürftigkeit darstellen und zunichte machen; eben derselbe würde ohne Zweifel Shakespeares Tragödie erst ihre wahre Bedeutung geben.

So wie der Chor in die Sprache Leben bringt, so bringt er Ruhe in die Handlung — aber die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunstwerkes sein muß. Denn das Gemüt des Zuschauers soll auch in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten; es soll kein Raub der Eindrücke sein, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuschung aufhebe, daß er die Gewalt der Affekte breche, das gereicht ihm zu seiner höchsten Empfehlung; denn eben diese blinde Gewalt der Affekte ist es, die der wahre

Künstler vermeidet, diese Täuschung ist es, die er zu erregen verschmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trifft, ohne Unterbrechung aufeinanderfolgten, so würde das Leiden über die Tätigkeit siegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demselben schweben. Dadurch, daß der Chor die Teile auseinanderhält und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, gibt er uns unsre Freiheit zurück, die im Sturm der Affekte verlorengehen würde. Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln; denn sie sind keine wirklichen Wesen, die bloß der Gewalt des Moments gehorchen und bloß ein Individuum darstellen, sondern ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge sie vernimmt und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischentunft bändigt, motiviert die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie reden. Sie stehen gewissermaßen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deswegen desto tauglicher, von dem Kunst-Theater zu einem Publikum zu reden.

So viel über meine Befugnis, den alten Chor auf die tragische Bühne zurückzuführen. Chöre kennt man zwar auch schon in der modernen Tragödie; aber der Chor des griechischen Trauerspiels, so wie ich ihn hier gebraucht habe, der Chor als eine einzige ideale Person, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieser ist von jenen operhaften Chören wesentlich verschieden, und wenn ich bei Gelegenheit der griechischen Tragödie von Chören anstatt von einem Chor sprechen höre, so entsteht mir der Verdacht, daß man nicht recht wisse, wovon man rede. Der Chor der alten Tragödie ist meines Wissens seit dem Verfall derselben nie wieder auf der Bühne erschienen.

Ich habe den Chor zwar in zwei Teile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt; aber dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Person ist er immer eins mit sich selbst. Ich habe den Ort verändert und den Chor mehrmal abgeben lassen;

aber auch Aeschylus, der Schöpfer der Tragödie, und Sophokles, der größte Meister in dieser Kunst, haben sich dieser Freiheit bedient.

Eine andere Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen sein. Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet.

Über die Iphigenie auf Tauris

Goethes Schriften. Dritter Band.
Leipzig, bei G. J. Göschen 1787. 8^o

Dieser dritte Band der Goethischen Werke enthält außer dem schon bekannten Trauerspiel „Clavigo“ zwei neue Dramen: „Iphigenie auf Tauris“, ein Schauspiel in fünf Akten, und ein kleineres Stück: „Die Geschwister.“ Wir schränken uns hier allein auf das zweite ein, eine ganz neue und merkwürdige Erscheinung in der dramatischen Literatur der Deutschen, die in allem Betracht die genaueste Erörterung verdienet.

Als der berühmte Verfasser mit seinem „Göt von Verlichingen“ zum erstenmal in der literarischen Welt austrat, widerfuhr ihm von dem großen Haufen seiner Kritiker, was jedem Schriftsteller, der sich auf eine außerordentliche Art ankündigt, von dem Haufen gewöhnlich widerfährt. Aus seinem ersten Produkte wies man ihm sein Fach an; man zog daraus den Schluß auf alle folgende, man setzte seinem Genie Regel und Grenze. Seine damals noch mutwilligere Phantasie hatte die Schranken der Regel zu eng gefunden und übertreten; daraus wurde gefolgert, daß dieser Schriftsteller sich Shakespeare zum Muster gewählt und aller Kritik den tödlichsten Haß geschworen habe; und alle die engen Köpfe, die sich nicht anders als nach der Regel interessiren und vergnügen lassen, triumphirten im stillen, daß sie dadurch überhoben wurden, gerecht gegen sein Genie zu sein. An dieser Klasse von Lesern hätte der Verfasser schwerlich eine ehrenvollere und schönere Rache nehmen können als durch gegenwärtiges Stück, das zum lebendigsten Beweise dienet, wie groß sein schöpferischer Geist auch im größten Zwange der Regel bleibt, ja wie er diesen Zwang selbst zu einer neuen Quelle des Schönen zu verarbeiten versteht. Hier sieht man ihn ebenso und noch weit

glücklicher mit den griechischen Tragikern ringen, als er in seinem „Göth von Verlichingen“ mit dem britischen Dichter gerungen hat. In griechischer Form, deren er sich ganz zu bemächtigen gewußt hat, die er bis zur höchsten Verwechslung erreicht hat, entwickelt er hier die ganze schöpferische Kraft seines Geistes und läßt seine Muster in ihrer eignen Manier hinter sich zurücke.

Man kann dieses Stück nicht lesen, ohne sich von einem gewissen Geiste des Altertums angeweht zu fühlen, der für eine bloße, auch die gelungenste Nachahmung viel zu wahr, viel zu lebendig ist. Man findet hier die imponierende große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde, den schönen Ernst, auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft — dies allein rückt dieses Produkt aus der gegenwärtigen Epoche hinaus, daß der Dichter gar nicht nötig gehabt hätte, die Illusion noch auf eine andere Art — die fast an Kunstgriffe grenzt — zu suchen, nämlich durch den Geist der Sentenzen, durch eine Überladung des Dialogs mit Epitheten, durch eine oft mit Fleiß schwerfällig gestellte Wortfolge und dergleichen mehr — die freilich auch an Altertum und oft allzu stark an seine Muster erinnern, deren er aber um so eher hätte entübrigt sein können, da sie wirklich nichts zur Vortrefflichkeit des Stücks beitragen und ihm ohne Notwendigkeit den Verdacht zuziehen, als wenn er sich mit den Griechen in ihrer ganzen Manier hätte messen wollen.

Vielleicht dürfte es dem größern Teile des Publikums, der mit den griechischen Tragikern wenig Bekanntschaft hat, nicht unangenehm sein, wenn wir die deutsche Iphigenie neben die griechische des Euripides stellen und diesen Weg einschlagen, ihm eine richtige Idee von der erstern zu geben.

Iphigenie eröffnet das griechische Trauerspiel mit einem Selbstgespräch vor dem Tempel Dianens, worin sie uns mit ihrer Geschichte bis auf den gegenwärtigen Augenblick, ihren Aufenthalt im Tempel der taurischen Göttin, kürzlich bekannt macht. Man erfährt von ihr die Gewohnheit dieses barbarischen Volks, alle Fremdlinge, die an dieser Küste landen, der Diana zu opfern, und daß sie selbst als Priesterin dieses Amt zu übernehmen habe. Sie schließt mit Erzählung eines schreckhaften Traumes, der ihr den Tod ihres Bruders Orest zu verkündigen scheint, im Grunde aber die nachfolgende Entwicklung ihres Schicksals von ferne

andeutet. Voll Glauben an diesen Traum geht sie, dem Verstorbenen mit ihren Jungfrauen die letzte Ehre zu erweisen.

Jetzt erscheint Orest mit seinem Freunde Pylades auf der Szene. Ein Orakel des delphischen Apolls hat dem flüchtigen, von Furien verfolgten Orest im Tempel der taurischen Diana Rettung und Genesung versprochen, wenn er der Göttin Bild dort entwenden und nach Griechenland bringen würde. Unerkannt langen beide Freunde im Vorhof dieses Tempels an, den sie mit Schauern betrachten und noch die Spuren von Menschenblut darin zu erblicken glauben. Orest entsetzt sich und will fliehen. (Man erfährt nicht, woher er diesen Gebrauch der Menschenopfer erfahren, da er diesen Augenblick erst landet, noch mit niemand gesprochen, auch vorher nichts darum gewußt haben kann, wie sein jetziges Schrecken und seine vorhabende Flucht beweisen.) Pylades stellt ihm das Schändliche dieser Flucht vor Augen und dringt in ihn, das Orakel zu erfüllen. Sie kommen überein, die Nacht zu erwarten, um mit deren Begünstigung das Bild zu entwenden. Jetzt gehen sie, eine Grotte am Meer aufzusuchen, worin sie sich verbergen können.

Nun erscheint Iphigenie wieder in Gesellschaft des Chors, der aus gefangenen Griechinnen besteht. Sie bringt mit ihnen ihrem Bruder das Totenopfer. Sie weint über die Unfälle ihres Hauses, die sie noch einmal wiederholt, und betrauert ihr eigenes Schicksal, an diesem unwirthbaren Ufer fremd und freudlos zu wohnen ἄγανος, ἄνευρος, ἄνολις, ἄψιλος, ohne Gemahl, ohne Kinder, ohne Vaterland, ohne Freunde.

Ein Schäfer kommt und bringt Nachricht von Gefangennehmung zweier Fremden, die man am Ufer entdeckt und, als sie sich zur Wehr gesetzt, durch die Menge überwältigt habe. Er beschreibt einen fürchterlichen Furienanfall, den der eine von ihnen gehabt habe. Iphigenie will wissen, wer diese Fremden seien. Er weiß nichts zu sagen, als daß sie Griechen sein müssen, daß einer den andern Pylades gerufen; den Namen des andern aber habe er nicht gehört. (Wozu dieser kleinliche Kunstgriff? Soll er das Interesse vermehren? Soll er Iphigenien in der Folge eine Frage ersparen? so ist er gewiß nicht zum glücklichsten gewählt, weil er den Zufall in den Plan mischt, den der tragische Dichter sorgfältig vermeiden muß. Hätte der Schäfer den Namen

Dreß noch aussprechen hören, so war's um den ganzen folgenden Gang der Tragödie geschehen. Leser und Zuschauer fühlen dies und empfinden es widrig, daß es nur an einem dünnen Haare gehangen hat, ob der Rest des Stücks so oder anders würde.) Der Schäfer erzählt, daß der König die Fremden bereits zum Opfer bestimmt habe, und wünscht der Priesterin Glück und noch recht viel solche Opfer, damit sie an Griechenland für die in Aulis erlittne Grausamkeit gerochen werde! Sie schickt ihn hinweg mit dem Befehl, ihr die Gefangenen herzuführen.

Iphigenie wirft sich ihre Unempfindlichkeit vor und gibt ihrem finstern Traume davon die Schuld. „Unglückliche“, sagt sie, „wollen den Glücklichen nicht wohl, weil es ihnen selbst übel geht.“ Sie wünscht Helena und Menelaus an die taurische Küste: „Wie wollte ich sie ein Aulis hier finden lassen!“ Sie erinnert sich der Grausamkeit ihres Vaters, der sie Dianen geschlachtet und nun vielleicht auch den Dreß durch ein ähnliches Schicksal hingerafft habe. Sie kann nicht glauben, daß Menschenopfer einem göttlichen Wesen gefallen. „Die barbarischen Bewohner dieser Küste sind es, die die Schuld ihres eigenen Blutdurstes auf die Götter wälzen.“

Der Chor unterredet sich von der Ankunft der Fremden, von dem Weg, den sie wohl genommen haben möchten, und von den Gefahren dieser Reise. Er moralisirt über die Habgucht, welche die Menschen dahin bringe, Meere und barbarische Städte zu durcheinander, und beschließt mit dem Wunsche, daß doch einmal ein griechisches Schiff sich hier zeigen möchte, seine Gefangenschaft zu endigen und ihn nach dem lieben Griechenland heimzubringen,

D r i t t e r A u f z u g. Die gefangenen Griechen werden vor die Priesterin geführt. Sie läßt ihnen die Hände losbinden. „Sie sind heilig,“ sagt sie, „sie müssen frei sein.“ Jetzt, nachdem sie die Wächter entfernt hat, beginnt eine Unterredung mit den Griechen, die wir darum ganz hieher setzen wollen, um dem Leser das Vergnügen zu verschaffen, sie mit einer ähnlichen des deutschen Dichters, die alsdann folgen wird, zu vergleichen.

„Arme Fremdlinge,“ redet Iphigenie sie an, „welche Mutter, welcher Vater gab euch das Leben? Welche Schwester, habt ihr eine Schwester, wird sich dieses brüderlichen Paares beraubt sehen? — Ach! Wer kennt den Ausgang der Dinge? Dunkel sind

die Wege der Götter, und niemand ahnet das nahe Verderben. Unfern Augen verhüllt es das Schicksal — Aber sagt an — Von wannen kommt ihr, bedauernswürdige Fremdlinge? Was für eine weite Reise habt ihr in diese Gegend gemacht, und wie lange werdet ihr von euerm Vaterland ausbleiben? Ihr werdet auf immerdar ausbleiben.

Orest. Wer du auch sein magst, unbekannte Frau — was weinest du und trauerst über Leiden, die uns bedrohen? Die Furcht des Todes mit eiteln Tränen bekämpfen wollen, ist nicht weise. Wer ein Verhängnis, das er nicht abwenden kann, beweinet, macht aus einem Übel zwei und wird darum nicht weniger sterben. Laß immer dem Schicksale seinen Lauf und höre auf, uns zu betrauern. Was für Opfer man in diesem Lande bringt, wissen wir und haben wir erfahren.

Iphigenie. Wer von euch beiden nennt sich Pylades? Dies laßt mich zuerst wissen.

Orest. Dieser hier — Was kann es dir aber für Freude machen, dieses zu wissen?

Iphigenie. Aus welcher Gegend Griechenlands gebürtig?

Orest. Wenn du dies auch erfähest — Was frommt dir das, Jungfrau?

Iphigenie. Brüder von einer Mutter?

Orest. Freundschaft, nicht Geburt, macht uns zu Brüdern.

Iphigenie (zu Orest). Aber du — welchen Namen gab dir dein Vater?

Orest. Ich bin unglücklich. Das ist mein Name.

Iphigenie. Das ist's nicht, was ich frage. Halte dich an dein Schicksal.

Orest. Laß mich unerkannt sterben, so wird niemand meines Unglücks spotten.

Iphigenie. Hast du solche Gesinnungen? Denkst du so edel?

Orest. Du opferst meinen Leib, nicht meinen Namen.

Iphigenie. Darf ich nicht wenigstens die Stadt wissen, die dir das Leben gab?

Orest. Jetzt empfang' ich den Tod — was kann mir jenes mehr nützen?

Iphigenie. Willst du mir diesen Dienst nicht erzeigen?

Orest. Das glorreiche Argos ist mein Geburtsland.

Iphigenie. Fremdling! Um der Götter willen! Ist das wahr? Daher wärst du gebürtig?

Orest. Ja, aus Mykenä, die einst so beglückt war.

Iphigenie. Verliehest du dein Vaterland als ein Flüchtling, oder was für ein Schicksal entriß dich demselben?

Orest. Wider Willen muß' ich es fliehen, und doch war es mein eigener Voratz.

Iphigenie. Wirfst du mir gerne beantworten, was ich dich fragen möchte?

Orest. Wenn du dich hüten willst, nach meinem Unglück zu fragen.

Iphigenie. Fremdling, du weißt nicht, wie willkommen du mir bist aus Mykenä!

Orest. Desto besser für dich! Von mir kann ich dasselbe nicht sagen.

Iphigenie. Du hast doch von Troja gehört, die in jedermanns Munde ist.

Orest. Daß ich nie davon gehört hätte! daß ich sie auch im Traum nie gesehen hätte!

Iphigenie. Sie stehe nicht mehr, sagt man. Sie sei mit Sturm erobert.

Orest. Man hat dir die Wahrheit gesagt.

Iphigenie. Helena ist also mit Menelaus zurückgekehrt?

Orest. Sie ist zurückgekehrt -- und einem der Meinigen zum Verderben.

Iphigenie. Wo ist sie jetzt? Auch mir war sie einst zum Verderben.

Orest. Zu Sparta wohnt sie bei ihrem ersten Gemahle.

Iphigenie. Allen Griechen ein Abscheu wie mir!

Orest. Auch ich weiß davon zu erzählen.

Iphigenie. Und sind die Griechen zurückgekehrt, wie die Sage verbreitet?

Orest. Wieviel fragst du mit dieser einzigen Frage!

Iphigenie. Ehe du stirbst, gönne mir diese Erzählung.

Orest. Frage, was dir gefällt. Ich will dir antworten.

Iphigenie.kehrte Kalchas, der Priester von Troja, zurück?

Orest. Das Gerücht sagte ihn tot in Mykenä.

Iphigenie. Heilige Vergelterin! -- Und der Sohn des Laertes?

Orest. Sah seine Heimat noch nicht wieder -- doch am Leben soll er noch sein.

Iphigenie. Verderben über ihn! Mög' er sie nie wieder leben!

Orest. Wünsch' ihm nichts Böses. Er hat der Leiden genug.

Iphigenie. Aber jener Sohn der Thetis -- lebt Achilles noch?

Orest. Er ist nicht mehr -- und seine Hochzeit in Aulis war nichts!

Iphigenie. Betrug war sie! Laß die davon sprechen, die es zu ihrem Verderben erfuhren.

Orest. Aber sage mir, wer bist du, die nach den Schicksalen Griechenlands so genau und so wohl unterrichtet sich erkundigt?

Iphigenie. Ich bin selbst eine Griechin -- aus Griechenland gerissen in der Blüte meiner Jugend.

Orest. Nun freilich ist deine Neugierde löblich.

Iphigenie. Was ward aber aus dem Feldherrn der Griechen, dem Glücklichgepriesenen?

Orest. Von welchem Feldherrn redest du? Denn wahrlich der, den ich kenne, kann nimmermehr damit gemeint sein.

Iphigenie. Agamemnon nannten sie ihn, den Sohn des Atreus.

Orest. Von diesem weiß ich nichts. Enthalte dich solcher Fragen.

Iphigenie. Um der Götter willen, Fremdling! Antworte mir. Richte meine Seele auf.

Orest. Der Unglückliche ist tot, und noch ein anderer folgt ihm ins Verderben.

Iphigenie. Tot! O ich Armste! -- Tot! -- Und wie fiel er?

Orest. Was seufzest du über ihn? Er gehörte dir ja nicht an.

Iphigenie. -- -- Sein voriges Glück erpreßte mir diese Träne.

Orest. Ja. Schrecklich war sein Schicksal. Sein Weib brachte ihn ums Leben.

Iphigenie. Ob! dann ist sie beweinenswürdig wie er!

Orest. Jetzt aber höre auf und forsche nicht weiter.

Iphigenie. Noch diese einzige Frage – Lebt sie noch, die Gattin des Unglückseligen?

Drest. Sie ist nicht mehr. Ihr Sohn, sein Sohn hat sie getötet.

Iphigenie. O des jammervollen Hauses! Getötet? Wissenlich getötet?

Drest. Als der Rächer seines Vaters.

Iphigenie. Entseßlich! – Gerecht und entseßlich!

Drest. So gerecht es war -- die Götter verfolgen ihn.

Iphigenie. Hinterließ Agamemnon sonst noch Kinder?

Drest. Eine einzige Tochter, Elektra.

Iphigenie. Wie? Und von jener, die in Aulis geopfert ward, hört man nichts mehr?

Drest. Nichts, als daß sie tot sei und das Licht der Sonne nicht mehr genieße.

Iphigenie. Sie ist zu beweinen, wie ihr Vater, der sie tötete.

Drest. Und um einer Nichtswürdigen willen tötete!

Iphigenie. Aber der Sohn des Ermordeten – lebt der noch in Argos?

Drest. Der Unglückliche lebt. Nirgends und überall.

Iphigenie. Er lebt! Hinweg mit euch betrügerische nichtige Träume!“ uff.

Nun verfällt Iphigenie auf den Gedanken, einen dieser Griechen dem Opfertode zu entziehen und durch ihn einen Brief nach Argos zu schicken. Ihre Wahl fällt auf Dresten; sein Freund soll sterben für beide, weil der Staat es einmal so gebiete. Dagegen aber setzt sich Drest, er allein will sterben, sein Freund soll den Brief bestellen und sein Leben davonbringen. Diese Großmut rührt die Priesterin. „Möchte der einzige übriggebliebene Zweig meines Hauses dir gleichen! – Denn wisse, auch mir lebt ein Bruder, nur sein Anblick ist mir versagt. Weil du es denn so willst, so mag der gehen und den Brief bestellen; du aber bleibst und stirbst, denn dich verlangt ja zu sterben.“ (Man begreift nicht, warum sie nicht beide rettet. Ist es ihr bei einem möglich, warum nicht auch bei dem andern? Ist es Gewissenhaftigkeit gegen das Gesetz? Sie verabscheut es, und überdies will sie es ja zum Vortheil des Polydes – oder vielmehr zu ihrem eigenen -- über-

treten.) Orest erkundigt sich nun, wer das abscheuliche Opfer an ihm vollziehen werde.

„Iphigenie. Ich selbst, als Priesterin der Diana.

Orest. Ein unwürdiges, ein trauriges Amt für eine Jungfrau, wie du bist.

Iphigenie. Die Notwendigkeit legt es mir auf. Der Notwendigkeit muß man gehorchen.

Orest. Du, ein junges Weib, willst Männer mit dem Eisen erwürgen?

Iphigenie. Nicht erwürgen. Mein Amt ist, das heilige Wasser über dein Haupthaar zu gießen.

Orest. Wer aber wird der Opferer sein, wenn mir erlaubt ist, es zu wissen?

Iphigenie. Drinnen im Tempel sind welche, die dieses Amt übernehmen werden.

Orest. Und welche Grabstätte wird meinen Leichnam empfangen?

Iphigenie. Das heilige Feuer im Tempel und die dunkle Steinkluft.

Orest. Ach! daß keine schwesterliche Hand es hier schmücken wird!

Iphigenie. Ein eitler Wunsch, armer Fremdling, wer du auch sein magst — denn deine Schwester wohnt ferne von dieser barbarischen Küste. Doch, weil du aus Argos stammest, so will ich selbst, was an mir ist, diesen letzten Dienst dir erzeigen. Ich werde deine Grabstätte schmücken und süßen Honig auf den Holzstoß gießen. An mir sollst du keine Feindin finden“ uff.

Und nunmehr geht sie in den Tempel, den Brief zu holen; die Gefangenen übergibt sie den Wächtern, mit dem Befehl, sie wohl zu hüten, aber nicht zu binden.

Der Chor, der ein wichtiges Interesse hat, Iphigenien nicht zu verraten, weil sein eigenes Schicksal an ihres festgebunden ist, beklagt Oresten und wünscht dem Pylades Glück zu seiner Errettung. Er geht und läßt beide Freunde allein. (Dies Weggehen des Chors ist gegen das Herkommen auf der griechischen Bühne, aber Euripides mußte ihn wegschaffen, um ihn bei der folgenden Szene nicht zum Zeugen zu haben, wodurch die Erkennungsszene zugrunde gegangen sein würde.)

„Wer ist diese Jungfrau?“ fragt Orest seinen Freund ganz verwundert. „Wie ganz Griechin sie war! wie wohl berichtet und wie genau sie sich nach dem Trojaner Kriege erkundigte, nach der Heimkehr der Griechen, nach Kalchas dem Priester und nach dem Achilles! Wie sie den unglückseligen Agamemnon beklagte, ja seine Gemahlin, seine Kinder selbst nicht vergaß! Gewiß! diese Fremde ist aus Argos gebürtig; wie hätte sie sonst Briefe dahin zu schicken und mit so nahem Anteil nach den Begebenheiten in Mykenä zu fragen!

Pylades. Du nimmst diesen Gedanken aus meiner Seele – Doch wem, der nur einige Neugierde nach diesen Dingen hat, sollte das Schicksal so großer Könige unbekannt bleiben? – Aber, Orestes – die Priesterin sagte noch etwas anders –

Orest. Was ist das? Theile mir's mit, so können wir's vielleicht zusammen herausbringen.

Pylades. Wenn du stirbst, Orest, kann ich das Licht nicht mehr schauen. Zusammen schifften wir, und zusammen müssen wir auch sterben. Wie schändlich, wenn ich ohne dich nach Argos, nach Phocis zurückkäme! Du kennst die bösen Zungen der Menschen. Würde es nicht heißen, ich hätte dich als ein Verräter verlassen? oder dich gar ermordet, um mich als deiner Schwester Gemahl in den Besitz deines Erbes und deiner Herrschaft zu setzen? Nein! davor graut mir. Dieser Argwohn brächte mir Schande! Miteinander müssen wir erblassen, miteinander erwürgt werden! Meine Asche muß sich mit der deinigen vermischen, denn ich bin dein Freund, und ich fürchte mich vor dem Tadel.“

(Diese Stelle ist ein merkwürdiges Beispiel von den Gesinnungen auf der griechischen Bühne. Wie sehr vermeidet der Dichter, seinen Pylades eine reine idealische Großmuth zeigen zu lassen, wie wenig erlaubt er ihm, sich über die Menschheit zu erheben! Auch gibt Pylades – wie sehr es auch der P. Brumoy zu verstecken sucht – den Gründen seines Freundes nach und verspricht ihm, am Leben zu bleiben, ihm in Argos ein Grabmal zu errichten und der Freund des Toten zu sein wie des Lebenden.)

Vierter Aufzug. Iphigenie kommt mit dem Brief aus dem Heiligtum zurück und läßt sich von Pylades erst einen Eid schwören, daß er ihn ja übergeben wolle. „Denn“, sagt sie, „der

Unglückliche ist sich nicht mehr ähnlich, wenn er von der Furcht zur Sicherheit übergeht; darum besorg' ich, wenn er nur erst wieder den Fuß aus diesem Lande hat, wird er sich wenig um meine Briefe bekümmern." Aber auch von ihr fordert Orest einen Eid, daß sie seinen Freund ja lebendig von dannen bringen wolle. „Sehr billig," sagte sie. „Denn wie könnte er sonst meinen Botschafter machen?" Nun fällt aber dem Pylades ein, daß ihn ein Sturm überfallen und der Brief zugrunde gehen könnte. In diesem Falle bedingt er sich aus, seines Eides quitt und ledig zu sein. „Weißt du, was ich tun will?" sagt Iphigenie. „Niemand kann für Zufälle stehen. Ich will dir mündlich sagen, was in dem Briefe enthalten ist, so kannst du alles selbst an die Freunde bestellen, und wir sind dann sicher. Nimmst du den Brief, so wird er schweigend seinen Inhalt melden. Geht er im Meer verloren, und du kommst mit dem bloßen Leben davon, so wirst du meine Worte bewahren." Nun weiß man nicht, ob sie den Brief abliest oder seinen Inhalt bloß auswendig meldet. Dem Zerte nach scheint das erste zu sein; das zweite aber ist wahrscheinlicher, weil nicht zu vermuten ist, daß sie den Brief wieder erbrochen haben werde. „Die lebendige Iphigenie," lautet der Brief, „die man in Argos nicht mehr lebendig glaubt, sendet dem Orest diesen Brief". — „Wo ist diese Iphigenie? Ist die Tote wieder-erstanden?" unterbricht sie der erstaunte Orest. — „Die du vor Augen siehst, ist's," gibt sie zur Antwort, „aber störe mich jetzt nicht in meiner Rede. — Führe mich hinein nach Argos," fährt sie fort, „eh' ich sterbe. — Führe mich aus diesem barbarischen Lande, aus dem Tempel der Göttin, der ich Menschenopfer bringen muß. Sonst werd' ich dich und dein ganzes Haus mit meinen Verwünschungen verfolgen. — Orestes — Ich wiederhole dir den Namen," sagt sie zu Pylades, „damit du ihn besser bebaltest." Der Schluß des Briefs ist die Geschichte ihrer wundervollen Errettung in Aulis.

Pylades überreicht den Brief sogleich dem Orest. „Ich brauche wenig Zeit," sagt er, „um mich meines Eides zu entledigen. Hier, Orest, übergib' ich dir den Brief deiner Schwester." Dieser fällt Iphigenien um den Hals. „O meine Schwester, meine teuerste Schwester, die jetzt so bestürzt dasieht! Meine Arme umschlingen dich, und doch kann ich es noch nicht glauben." Der Eber

mischt sich nun ein und bedeutet Oresten, daß er die Hand nicht legen soll an den Schleier der Priesterin. Noch steht Iphigenie sprachlos und entzieht sich seiner Umarmung. „Du mein Bruder?“ ruft sie endlich aus. „Wirst du nicht aufhören, solche Reden zu führen? Mein Bruder ist zu Nauplia in Argos.“

Orest. Unglückliche! Mein! Da ist er nicht.

Iphigenie. Du der Sohn Klytämnestrens?

Orest. Ja, und Pelops' Enkel.

Iphigenie. Was sagst du? Kannst du mir das beweisen?

Orest. Das kann ich. Höre mich an. Ich will dir vom väterlichen Hause erzählen.

Iphigenie. Das mußt du, und ich muß hören.

Orest. Zuerst also höre. Die Zwietracht ist dir bekannt zwischen Iphiest und Atreus?

Iphigenie. Wegen des Goldenen Vlieses? Ja. Davon hört' ich erzählen.

Orest. Und diese Geschichte sticktest du in ein kostbares Gewebe? Erinnerst du dich dessen?

Iphigenie. Liebster! – Ja – ich fange an, dir zu glauben.

Orest. In diesem Gewebe zeigtest du noch die untergehende Sonne.

Iphigenie. Ja. Die webt' ich darein mit zarten Fäden.

Orest. Und die Mutter besprengte dich in Aulis mit heiligem Wasser.

Iphigenie. Ach! Ich weiß es. Das war jene traurige Hochzeit.

Orest. Wozu schicktest du der Mutter die abgeschnittene Locke?

Iphigenie. Daß man sie mit mir begrüße!

Orest. Nun will ich dir auch Zeichen nennen, die ich selbst gesehen habe. Du kennst die alte Lanze des Pelops, womit er den Onomaus tötete und sich die Hippodamien von Pisa erwarb. Ich sah sie in deinem Gemache.

Iphigenie. Genug. O mein Geliebtester. – Mein Feuerherd. – Mein Orest! Du bist's. Ich habe dich, den Fernen! den mein Vaterland, mein Argos gebar, den Geliebtesten!

Orest. Und ich die Totgeglaubte! Und die Tränen, Tränen süßer Wehmut fließen aus deinen Augen wie aus den meinigen.

Iphigenie. Sieh doch! Das lag noch als Kind in den

Armen der Wärterin, als ich mein Haus verließ! -- O Wonne, die keine Worte aussprechen! Was sag' ich? Es geht über alle Wunder, über alles, was sich denken läßt.

Orest. Wir sind wieder vereinigt. Vereinigt wollen wir glücklich sein.

Iphigenie (zum Chor). Eine unverhoffte Wonne ist mir geworden, meine Gespiellinnen! Aber mir ist bange, daß sie mir nicht unter den Händen in die Lüfte entschlüpfe" uff.

Nun fährt sie fort, sich nach der Geschichte ihres Hauses zu erkundigen, nach der Ermordung und nach dem Verbrechen ihrer Mutter.

„Laß uns davon schweigen,“ antwortet ihr Orest. „Dir steht es nicht an, solches zu hören.“ Er erzählt seinen verlassenen fürchterlichen Zustand nach vollbrachtem Mord und das Gericht, das unter dem Vorstiß Apolls und Minervens zu Athen von den Furien über ihn gehalten worden. Apoll ist sein Verteidiger, und Minerva sammelt die Stimmen, die durch ihre Vermittlung zu seinem Vorteile ausfallen. Er wird losgesprochen, aber die andern Furien, mit diesem Spruch nicht zufrieden, werfen sich auf ihn und jagen ihn flüchtig von einem Orte zum andern. In dieser Angst eilt er nach Delphi und fordert Hilfe von Apollo, der ihm auflegt, nach Tauris zu gehen und das vom Himmel gefallene goldne Bild dort zu entwenden, wozu ihm Iphigenie jetzt verhelfen soll. Aber hier liegt die Schwürigkeit. Wie kann diese Flucht und dieser Diebstahl dem Beherrscher von Tauris verborgen bleiben? Wird Iphigenie es nicht mit ihrem Leben bezahlen müssen? Sie ist großmütig genug, das letzte in Gefahr zu setzen, wenn Orest nur gerettet wird; dieser aber will lieber in Tauris sterben, als seine Schwester verlassen. Er bringt in Vorschlag, den Thoas zu ermorden, was sie aber aus Furcht und Achtung für die gastfreundlichen Gesetze verwirft. Er will sich irgendwo verbergen und die Nacht abwarten; „denn die Nacht“, sagt er, „ist für Räuber, das Licht für die Wahrheit.“ Auch dies findet Schwürigkeiten. -- Nun fällt ihr ein, daß sich die Raserei des Orest selbst zu ihrer gemeinschaftlichen Rettung vielleicht benutzen ließe.

„Das Weib“, ruft Orest aus, „ist doch gar sinnreich und erfahren in allerlei Listen.

Iphigenie. Ich will deine Mordtat bekanntmachen.

Orest. Benutze meine Verbrechen, wozu du sie gut findest.

Iphigenie. Solche Opfer, werde ich sagen, verschmähe die Göttin.

Orest. Und wozu soll dir dieser Verwand dienen? Ich ahne etwas.

Iphigenie. Du seist unrein, du bedürfst der Reinigung, werde ich sagen.

Orest. Wie kann uns dies dazu helfen, das Bild der Göttin zu entwenden?

Iphigenie. Ich werde dich im Meerwasser baden.

Orest. Aber das Bild, worum es uns zu tun ist, bleibt drinnen im Tempel!

Iphigenie. Du habest es berührt, werde ich vorgeben. Auch das Bild müsse gereinigt werden.

Orest. Und wo soll dies geschehen? In welcher Meeresgegend?

Iphigenie. Eben dort, wo dein Schiff vor Anker liegt.

Orest. Wird man dieses Amt aber keinem Dritten übergeben?

Iphigenie. Ich allein übernehm' es. Ich allein habe das Recht, das Bild der Göttin zu berühren.

Orest. Was geben wir aber diesem (auf Pylades zeigend) dabei zu tun?

Iphigenie. Er sei mit demselben Verbrechen besleckt, werde ich vorgeben.

Orest. Kannst du alles dieses heimlich vollbringen, oder mußt der König davon wissen?

Iphigenie. Ich muß ihn durch Überredung dazu zu bringen suchen. Ihn kann ich nicht täuschen.

Orest. Und dann retten wir uns durch geschwindes Rudern?

Iphigenie. Das ist alsdann deine Sache" uff.

Nun beschwört sie noch den Chor, sie nicht zu verraten. Wenn sie erst in Griechenland sei, wolle sie auch für ihre hier zurückgelassenen Gespielinnen sorgen. Der Chor sagt es ihr zu und beschließt diesen Akt mit einer wehmütig-schönen Erinnerung an

sein Vaterland und seine verlorene Freiheit. Er preist Iphigenien selig, die nun mit schwellenden Segeln davon-eilen und ihre Gespielen an diesem barbarischen Ufer weinend zurück lassen werde!

Fünfter Aufzug. Thoas kommt in den Tempel, gerade in dem Augenblick, da Iphigenie, der Göttin Bild in den Armen tragend, herauskommt. Hier kommt es nun zu einer Unterredung, worin Iphigenie allen Doppelsinn und alle Künste aufbietet, um den Thoas zu betrügen, der sich denn auch wirklich in frommer Einfalt und vollem Glauben an ihre Redlichkeit dadurch hintergehen läßt. Sie befiehlt ihm, unterdessen die Gefangenen im Meere gebadet würden, sich im Tempel aufzuhalten, um ihn zu reinigen; auch nicht unrubig zu werden, wenn sie etwas lange ausbleiben sollte. Wenn man die Griechen herausführe, solle er sein Gesicht mit dem Mantel verhüllen, um sich durch den Anblick dieser Verbrecher nicht zu besudeln. Seinem Volke muß er gleichfalls Befehl geben, sich weit von dieser unreinen Gegend zu entfernen, und um ihn recht sicher zu machen, bittet sie ihn selbst darum, die Gefangenen binden zu lassen, damit ihnen die Lust nicht ankäme, sich in Freiheit zu setzen; „denn“, sagte sie, „bei den Griechen ist weder Treu' noch Glaube zu finden“. Während daß die Griechen ihren Anschlag am Ufer ausführen, bleibt der Chor auf der Bühne und richtet eine Hymne an Apoll und Minerven. Bald darauf erscheint ein eilender Bote, der den Thoas heraufruft und ihm die Flucht der Griechen verkündigt. Der erzürnte König will schon sein ganzes Volk aufbieten, den Fliehenden nachzusetzen, die er vom Fels herabstürzen oder pfählen lassen will, sobald sie wieder in seiner Gewalt sind, als — Minerva dazwischentritt und ihm Einhalt tut; „Dreß“, sagt sie, „ist nicht ohne Zutun der Götter an dies Ufer gekommen.“ Sie wendet sich darauf an Dreß selbst, „denn“, sagt sie, „so weit er auch entfernt ist, die Stimme einer Göttin hört er doch.“ — (Man muß gestehen, daß dies Mittel, die Einheit des Orts zu retten und etwas sagen zu lassen, was mit keiner physischen Möglichkeit gesagt werden kann, possierlich genug ist. Es ist etwas Bequemes um die Götter, und die alten Tragiker hatten hierin große Vorteile vor den Neuern voraus. — Wie kann

man darum von den Iestern verlangen, sich eben dem strengen Gesetz der Ortheinheit zu unterwerfen, da sie dieses Gesetz nicht so geschickt wie ihre Vorgänger umgehen können?) Sie gibt ihm und Iphigenien Befehle, wie sie sich den Göttern bei ihrer Nachhaufkunft dankbar erzeigen sollen, und legt ihnen noch einige Einrichtungen auf, die den Stolz der Athenienser schmeicheln konnten, denen hier überhaupt etwas Angenehmes gesagt werden sollte. Thoas fügt sich dem Willen der Göttin — „denn welcher Sterbliche“, sagt er, „wird gegen die Götter ankämpfen?“

Das deutsche Schauspiel wird, wie das griechische, mit einem Selbstgespräch Iphigeniens eröffnet, das im ganzen denselben Inhalt hat — stillen Widerwillen gegen ihr priesterliches Amt und Sehnsucht nach ihrem Vaterlande.

„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
das Land der Griechen mit der Seele suchend“ uff.

Artas, ein redlicher Diener des Thoas, tritt auf, ihr die siegreiche Heimkehr des Königs von einem Feldzuge zu verkündigen; zugleich kommt er auf einen alten Wunsch seines Herrn zu reden, sie als Gattin zu besitzen, dem sie immer ausgewichen ist und abermals ausweicht. Der König erscheint gleich darauf selbst und erneuert seinen Antrag. Er hat einen einzigen Sohn verloren; die Ode seiner Wohnung und ein kinderloses Alter wecken den alten Wunsch lebhafter in ihm auf. Die Priesterin hüllt sich, wie bisher, in ein geheimnisvolles Wesen, worüber ihr Thoas sanfte Vorwürfe macht. Sie entschuldigt diese Zurückhaltung mit der Furcht, durch Bekanntmachung ihres Geschlechts den bisher genossenen Schutz zu verlieren und ein Gegenstand seines Abscheus zu werden. Er kann sich nicht überreden, daß er an ihr einschuldvolles Haupt beschüke; seitdem sie in Tauris wohne und des Gastrechts da genieße, sei er sichtbar gesegnet worden. Er verspricht ihr, wenn sie Rückkehr hoffen könne, ihr kein Hindernis in den Weg zu legen, sie in Frieden ziehen zu lassen.

Nun entdeckt sie ihm ihren Ursprung und gibt ihm die Geschichte ihrer Ahnherren bis auf Ibyest und Atreus, wo sie abbricht. Er ermahnt sie, fortzufahren.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
den Hörer unterhält und, still sich freuend,
ans Ende dieser schönen Reihe sich
geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
erst eine Reihe Böser oder Guter
bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
der Welt hervor. – Nach ihres Vaters Tode
gebieten Atreus und Ibyest der Stadt,
gemeinsam herrschend. Lange konnte nicht
die Eintracht dauern. Bald entehrt Ibyest
des Bruders Bette. Rächend treibt Atreus
ihn aus dem Reiche.“

(Diese vier Jamben klingen ganz unerträglich monotonisch, weil alle vier ihre Kadenz nach der fünften Silbe haben und aus drei Perioden bestehen, die gleich viel Silben haben. Dazu kommt, daß die vier Anfänge „Lange, Bald, Rächend, Tückisch“ auch zu eintönig lauten. Schon das Auge stößt sich daran und noch weit mehr das Ohr.)

„Tückisch hatte schon
Ibyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
ihn als den seinen schmeichelnd aufgezogen.
Dem füllet er die Brust mit Wut und Rache
und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorfaß wird entdeckt; der König
straft grausam den gesandten Mörder, wähnend,
er töte seines Bruders Sohn. Zu spät
erfährt er, wer vor seinen trunkenen Augen
gemartert stirbt; und die Begier der Rache
aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still

auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
gleichgültig und versöhnt und lockt den Bruder
mit seinen beiden Söhnen in das Reich
zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie
und setzt die ekle schaudervolle Speise
dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
gesättigt, eine Wehmut ihn ergreift,
er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
der Knaben an des Saales Türe schon
zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
ihm Haupt und Hüfte der Erschlagenen hin.

Du wendest schauernd dein Gesicht, o König:
so wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dies sind die Abnherrn deiner Priesterin;
und viel unseliges Geschick der Männer,
viel Thaten des verworrenen Sinnes deckt
die Nacht mit schweren Fittichen und läßt
uns nur in grauenvolle Dämmerung sehn.

Thoas

Verbirg sie schweigend auch."

Wie sie geendigt hat, wiederholt der König seinen Antrag, aber ebenso fruchtlos. Ihr hartnäckiges Weigern bringt ihn auf; um sich nicht gegen sie zu vergessen, bricht er lieber ab, erklärt aber, daß er von jetzt an die Menschenopfer wieder ihren Gang wolle gehen lassen, die er, durch ihre Reden bezaubert, bis jetzt unterlassen habe. Eben seien zwei Fremde eingebracht, mit denen die Göttin ihr erstes, lang entbehrtes Opfer wieder empfangen solle. Ein schöner Monolog Iphigeniens schließt diesen Akt.

Orest und Pylades — sie sind die eingebrachten Fremden — eröffnen den zweiten Aufzug. Orest hofft nichts mehr und sieht dem Tod als seinem einzigen Retter mit Verlangen entgegen; nur das gleiche Los seines Freundes macht ihm Kummer. Pylades kann noch nicht von bessern Aussichten scheiden und glaubt

auch jetzt noch fest an die Aufrichtigkeit des delphischen Gottes. Er bemüht sich, auch in der Seele seines Freundes Hoffnung und Mut lebendig zu erhalten und seinen Blick auf heitre Szenen zu ziehen. Sie verlieren sich in den Szenen ihrer Kindheit.

Pylades gründet seine Hoffnung auf die Nachricht, daß ein fremdes göttergleiches Weib das blutige Gefes gefesselt halte. „Ein Mann,“ sagt er, „auch der beste, gewöhnt seinen Geist an Grausamkeit und wird hart aus Gewohnheit; allein ein Weib bleibt stät auf einem Sinne, den sie gefaßt – du rechnest sicherer auf sie im Guten als im Bösen.“ Sie sehen sie eben kommen, und Pylades entfernt Dresten, um sich vorläufig allein mit ihr zu unterreden.

Iphigenie nimmt ihm die Ketten ab und befragt ihn um seine Person und Heimat. Pylades erkennt sie mit froher Bestürzung als eine Griechin:

„O süße Stimme! Vielwillkommener Ton
der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
vor meinen Augen. Laß dir diese Freude
versichern, daß auch ich ein Grieche bin!“

Er erzählt ihr eine erdichtete Geschichte, in die er das Wahre von den Schicksalen seines Freundes hüllt. Es geschieht darin der Stadt Troja Erwähnung, und mit Ungeduld dringt Iphigenie in ihn, ihr die Geschichte vom Erfolg dieses Krieges zu geben.

„So groß dein Unglück ist, beschwör' ich dich,
vergiß es, bis du mir genug getan.

Pylades

Die hohe Stadt, die zehn lange Jahre
dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unsrer Vesten heißen
uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde.

Iphigenie

So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades

Auch Palamedes, Ajar Telamons,
sie sahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie

Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
mit den Erschlagenen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn sehn. O hoffe, liebes Herz!"

Sie erfährt hier zum erstenmal Agamemmons Ermordung
durch seine Gemahlin und ihren Vuhler und, was ihr wie ein
Pfeil durch die Seele fliegt, auch die entfernte Ursache davon.

Iphigenie

„So trieb zur Schandtath eine böse Lust?

Pylades

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie

Und wie beleidigte der König sie?

Pylades

Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
mit ungestümen Winden widersetzte,
die älteste Tochter, Iphigenien,
vor den Altar Dianens, und sie fiel
ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dies, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
so tief ins Herz geprägt, daß sie dem Verben
Aegistheus sich ergab und den Gemahl
mit Necken des Verderbens selbst umschlang.

Iphigenie (schnell abgehend und sich verhüllend).
Es ist genug. Du wirst mich wiedersehn."

Dritter Aufzug. Iphigenie und Orest, beide einander noch unbekannt. Sie läßt sich die Erzählung seines Freundes von ihm bestätigen und bittet ihn, fortzufahren. Aber man muß dieses mit den eigenen Worten des Dichters hören; ihres Vaters Ermordung hat sie erfahren.

„Enthülle,
was von der Rede deines Bruders schnell
die Finsternis des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
— wie sie Orest dem Tage
des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
mit des Avernus Neßen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Orest

Sie leben.

Iphigenie

Goldne Sonne, leihe mir
die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.“

Orest will ihre aufwallende Freude niederschlagen, weil noch schreckliche Nachrichten zurück seien. Sie scheint für alles andere gleichgültig. Er erzählt ihr nunmehr Klytänneßtreus Ermordung — wieder ein meisterhaftes Gemälde! Iphigenie fährt fort, zu fragen, und will nun auch Orests Schicksal wissen. Er macht ihr eine fürchterliche Beschreibung von dem Zustand dieses Unglücklichen nach vollbrachtem Morde und von den Verfolgungen der Furien. Dies erinnert sie an die erdichtete Erzählung, die ihr Polades im vorigen Akte von dem Zustand seines Gefährten gemacht hat. „Unseliger,“ sagt sie zu ihm, „du bist in gleichem Falle. Dich drückt ein Brudermord wie jenen.

Orest

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,

zur Falle vor die Füße; zwischen uns
 sei Wahrheit!
 Ich bin Orest.“

Er bittet sie, sich seines Freundes anzunehmen, mit diesem zu entfliehen, weil auch sie ungern hier zu verweilen scheine. Er wolle den Tod hier erwarten, sie beide sollen gehen und im schönen Griechenland ein neues Leben anfangen. Er geht ab in dieser Aufwallung von Verzweiflung.

Iphigenie gießt ihre Freude in einem Dank an die Götter aus. Eine äußerst glückliche Stelle

„Wie man den König an dem Übermaß
 der Gaben kennt - denn ihm muß wenig scheinen,
 was Tausenden schon Reichthum ist --, so kennt
 man euch, ihr Götter, an gesparten, lang
 und weise zubereiteten Geschenken.
 Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
 und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
 wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
 die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
 ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
 euch kindisch bittet; aber eure Hand
 bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte,
 und wehe dem, der, ungeduldig sie
 ertroßend, saure Speise sich zum Tod
 genießt.“ uß.

(Es geschieht nicht allein ihrer vorzüglichen Schönheit wegen, daß ich diese Stelle hier anführe; der Platz und die Situation, wo sie angebracht ist, scheinen eine so wort- und allegorienreiche Freude nicht wohl zu gestatten. Iphigenie hat eben auf die überraschendste Weise ihren Bruder kennen lernen - kann ihr Blut unmittelbar auf diese ihr die allerwichtigste -- Entdeckung ruhig genug sein, um ihre Empfindung in so zusammenhängenden Bildern und so schön periodierten Reden auszumalen? Fast während der ganzen Rede, woraus wir nur den größern Teil hier angeführt haben, wird ihres eigenen Zustands so gut als gar

nicht erwähnt, sie ist eine philosophische Betrachterin der göttlichen Weisheit in Rücksicht auf die Erfüllung menschlicher Wünsche — sollte sie auch nicht einmal durch das ihr sich aufdringende, vorwaltende Gefühl ihres eigenen Zustands in dieser ruhigen Betrachtung gestört werden?)

Orest kommt zurück. Die ihm abgedrungene Erzählung seines Schicksals hat alle Furien wieder bei ihm aufgeweckt und macht ihn jetzt ganz und gar unfähig, sich einer freudigen Empfindung hinzugeben — und doch sieht man Iphigenien auf der andern Seite, von ihrem seligen Geheimnis gleichsam belastet, von ihrer zurückgepreßten Freude gequält, dem Augenblicke mit Ungeduld entgegenharren, wo sie sich ihm als Schwester entdecken kann. Wie schön ist diese Situation herbeigeführt und wie tragisch-rührend behandelt! Aber man muß den Dichter selbst hören. Die Entdeckung ist geschehen, aber Orest will nicht hören.

Iphigenie

„O daß ich nur
ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
durch meine Seele. Von dem fremden Manne
entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Orest

Ist hier Iphäens Tempel? und ergreift
unbändig-beiß'ge Wut die Priesterin?

Iphigenie

O höre mich! O sieh mich an, wie mir
nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet
der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
mit meinen Armen, die den leeren Winden
nur ausgebreitet waren, dich zu fassen.
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
nicht vom Parnass die ew'ge Quelle sprudelnd
von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,

wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Drest! Drest! Mein Bruder!“ uff.

Aber die Verfinsterung des Iekttern geht so weit, daß er die reinste Freude der Schwester verkennet und sie einer strafbaren Flamme zuschreibt, bis ihn endlich Iphigeniens Reden ganz überweisen. Anstatt aber sich nun der Freude zu öffnen, ergreift er diese glückliche Begebenheit selbst von ihrer schrecklichen Seite.

„So mag die Sonne denn
die Iekten Greuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
mit uns zugrunde gehe“ uff.

„Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
und wohnet dem willkommenen Schauspiel bei,
dem Iekten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dold;
die liebevolle Schwester wird zur Tat
gezwungen!“

Von diesem heftigen Ausbruch der Wut erschöpft, sinkt er in einen Zustand der Ermattung. Iphigenie, gepreßt zwischen Schmerz und Freude, eilt hinweg, um in dieser drangvollen Lage bei Pylades Trost zu suchen.

Ein Selbstgespräch folgt, das einzige in seiner Art auf der tragischen Bühne. Es ist der Iekte Wahnsinn Drests, mit welchem auch seine Furien von ihm Abschied nehmen. Hätte die neuere Bühne auch nur dieses einzige Bruchstück aufzuweisen, so könnte sie damit über die alte triumphieren. Hier hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf, durch den Fortschritt der sittlichen Kultur und den mildern Geist unsrer Zeiten unterstützt, die feinste edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der Dichtkunst zu vereinigen gewußt und ein Gemälde entworfen, das mit dem entschiedensten Kunstsiege auch den weit schönern

Sieg der Gefinnungen verbindet und den Leser mit der höheren Art von Wollust durchströmt, an der der ganze Mensch theilnimmt, deren sanfter wohlthätiger Nachklang ihn lange noch im Leben begleitet. Die wilden Dissonanzen der Leidenschaft, die uns bis jetzt im Charakter und in der Situation des Drest zuweilen widrig ergriffen haben, lösen sich hier mit einer unaussprechlichen Anmut und Delikatesse in die süßeste Harmonie auf, und der Leser glaubt mit Dresten aus der kühlenden Lethe zu trinken. Es ist ein Elussumstück im eigentlichen wie im uneigentlichen Verstande.

„Noch einen! Reiche mir aus Lethes Fluten
den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
hinweggespült; bald fließet still mein Geist,
der Quelle des Vergessens hingegeben,
zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Welch ein Gelispel hör' ich in den Zweigen,
welch ein Geräusch aus jener Dämmrung säuseln?
Sie kommen schon, den neuen Gast zu sehn!
Wer ist die Schar, die herrlich miteinander
wie ein versammelt Fürstenhaus sich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
mit Weibern; göttergleich und ähnlich scheinen
die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's,
die Abnherrn meines Hauses! — Mit Ihvesten
geht Atreus in vertraulichen Gesprächen,
die Knaben schlüpfen scherzend um sie her.
Ist keine Feindschaft hier mehr unter euch?
Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
in euern feierlichen Zug mich mischen.
Willkommen, Väter! euch grüßt Drest,
von euerm Stamm der letzte Mann;
was ihr gesät, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen stieg er herab.
Doch leichter trägt er sich hier jede Bürde:

Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis! —
 Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich, Thyesten;
 wir sind hier alle der Feindschaft los. —
 Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal
 im Leben sah! -- Bist du's, mein Vater?
 Und führst die Mutter vertraut mit dir?
 Darf Klytämnestra die Hand dir reichen,
 so darf Orest auch zu ihr treten
 und darf ihr sagen: sieh deinen Sohn! —
 Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen.
 Auf Erden war in unserm Hause
 der Gruß des Mordes gewisse Lösung,
 und das Geschlecht des alten Tantalus
 hat seine Freuden jenseits der Nacht" uff.

(Iphigenie und Pylades treten auf. Er gesellt dieses Bild
 noch zu seinem Traume.)

„Seid ihr auch schon herabgekommen?
 Wohl, Schwester, dir! Noch fehlt Elektra.
 Ein güt'ger Gott send' uns die eine
 mit sanften Pfeilen auch schnell herab" uff.

Was für ein glücklicher Gedanke, den einzig möglichen Plan,
 den Wahnstinn, zu benutzen, um die schönere Humanität unsrer
 neueren Sitten in eine griechische Welt einzuschieben und so das
 Maximum der Kunst zu erreichen, ohne seinem Gegenstand die
 geringste Gewalt anzutun! — Vor und nach dieser Szene sehen
 wir den edlen Griechen; nur in dieser einzigen Szene erlaubt sich
 der Dichter, und mit allem Rechte, eine höhere Menschheit
 uns gleichsam zu avancieren!

Sobald Orest zu sich selbst gebracht ist, umarmt er Iphigenien
 und genießt jetzt die erste reine natürliche Freude. Seine Raserei
 hat ihn verlassen. Die Schilderung, die er uns davon macht, ist
 des Vorhergehenden ganz würdig:

„Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
 ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt
 und gnädig-ernst den lang erslehten Regen
 mit Donnerstimmen und mit Windes Brausen

in wilden Strömen auf die Erde schüttet,
 doch bald der Menschen grausendes Erwarten
 in Segen auflöst und das bange Staunen
 in Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
 wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
 die neue Sonne tausendfach sich spiegelt“ uff.
 „Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
 Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
 zum Tartarus und schlagen hinter sich
 die ehrnen Tore fernabdonnernd zu.“

Nun gehen sie ab, um die Anstalten zu ihrer Flucht zu machen.

Der vierte Aufzug wird durch Iphigenien eröffnet, die uns von dem Anschlag unterrichtet, welchen Pylades zu ihrer Flucht und Rettung erfonnen hat. Ihr hat man auch eine Rolle dabei aufgetragen, die ihr aber sehr schwer wird:

„Sie haben kluges Wort mir in den Mund
 gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
 antworte, wenn er sendet und das Opfer
 mir dringender gebietet. Ach! ich sehe wohl,
 ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
 Ich habe nicht gelernt, zu hinterhalten
 noch jemand etwas abzulisten. Weh!
 o weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
 wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
 die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
 den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
 ein losgedruckter Pfeil, von einem Gotte
 gewendet und versagend, sich zurück
 und trifft den Schützen.“

Indes kommt Arkas als des Königs Bote; sie sieht mit schlagendem Herzen den Mann, dem sie eine Unwahrheit sagen soll. Die Ausflucht selbst ist die nämliche wie bei Euripides; das Bild der Göttin nämlich sei durch Orestis Raserei verunreinigt und müsse im Meere gewaschen werden. Arkas aber erhält von ihr, daß er den König erst von diesem Hindernis unterrichten dürfe.

Er legt ihr das Anliegen seines Herrn noch einmal ans Herz; bei ihr stehe es, die Fremden vom Tode zu erretten. Aber sie bleibt standhaft, so sehr ihr Herz auch durch die Vorstellungen des redlichen Mannes erschüttert wird.

Wie er fort ist, regen sich neue Zweifel in ihrem Herzen, welche Pylades durch die Stärke seiner Beredsamkeit und seiner Gründe mit Mühe noch zerstreut. Sie ist in die schreckliche Alternative gesetzt, entweder ihren Bruder und Freund aufzuopfern oder ihren Wohltäter zu betrügen:

„D (ruft sie endlich aus) trüg' ich doch ein männlich Herz
in mir,

das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
vor jeder andern Stimme sich verschließt!“

Nachdem Pylades fort ist, fällt ihr diese schmerzhafteste Situation noch mehr auf die Seele, so daß sie der Bitterkeit nahe ist:

„D daß in meinem Busen nicht zuletzt
ein Widerwillen keime! der Titanen,
der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
mit Geierklauen fasse! Rettet mich
und rettet euer Bild in meiner Seele!“

Fünfter Aufzug. Thoas kommt mit Arkas zum Tempel, und weil ihm diese Ausflucht der Priesterin, mit einigen Geräthen verbunden, verdächtig vorkommt, so schickt er diesen ab, das ganze Ufer scharf zu durchsuchen, ob man nicht das Schiff der beiden Fremden irgendwo versteckt fände.

Iphigenie tritt nun heraus und versucht noch alle Gründe der Menschlichkeit, den König zu einem Widerruf seines grausamen Befehls zu bewegen, aber vergeblich. Von ferne läßt sie den Wink fallen, daß ein Mißbrauch der Gewalt zur List einlade. Das lebhafteste Weigern Iphigeniens macht Thoas, der überhaupt schon argwohnt, noch mehr aufmerksam, und da er sie merken läßt, daß er Mißtrauen in sie habe, so wird ihre Standhaftigkeit überwältigt, die sie dem Pylades versprochen hat. Nach einem sehr schönen Eingang den man aber doch

etwas zu weit ausgeholt und auch etwas zu weit gedehnt finden dürfte — entdeckt sie ihm treuherzig selbst, daß ein Betrug gegen ihn geschmiedet werde und was für einer, daß einer dieser beiden Fremden Drest sei, daß beide gekommen seien, das Bild der Göttin zu entwenden, und kurz das Ganze des Anschlags und seine Gründe. „Und nun“, schließt sie, „verdorb uns, wenn du darfst.“

Thoas

Du glaubst, es höre
der rohe Szythe, der Barbar, die Stimme
der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
der Grieche, nicht vernahm?“

Doch hat diese edelmütige Handlung Iphigeniens das Herz des edeln Szythen gerührt und seinen Zorn schon beinahe entwaffnet, als Drest mit entblößtem Schwert hereintritt, Iphigenien zur Flucht wegzureißen, weil Arkas ihnen indes auf die Spur gekommen ist. Der König, der nicht gleich von ihm bemerkt wird, zieht gleichfalls das Schwert. Iphigenie vermittelt eine friedliche Unterredung, zu der sich auch noch Pylades gesellt, und deren Ausgang ist, daß Thoas, durch die Wahrheit ihrer Gründe und seine eigene Gerechtigkeit bezwungen, endlich nachgibt und beide mit Iphigenien friedlich ziehen läßt. Das Bild der Göttin, das Drest zu entwenden gekommen ist, hätte noch alles verderben können, wenn der Dichter nicht durch eine ebenso einfache als scharfsinnige Wendung sich aus der Sache gezogen hätte. Der Beschluß krönt das ganze Stück und läßt einen tiefen Nachhall in der Seele zurück.

Iphigenie

„Ohne Segen,
in Widerwillen scheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte
von dir zu uns: so sind wir nicht auf ewig
getrennt und abgeschieden. Wert und teuer,
wie mir mein Vater war, so bist du's mir,
und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,

Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
und seh' ich an dem Armsten eure Tracht:
empfangen will ich ihn wie einen Gott,
ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
auf einen Stuhl ihn das Feuer laden
und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.
O geben dir die Götter deiner Taten
und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gib
ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
und Tränen fließen lindernd vom Auge
des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte.

Iphias

Lebt wohl!“

(Die Fortsetzung künftig)

Über Matthiissons Gedichte

Zürich, b. Drel u. Comp: Gedichte von Friedrich Matthiisson. Dritte vermehrte Auflage 1791.
Mit einem Titeltupfer, von Lips gezeichnet und
von Guttenberg gestochen. 166 S. 8^o

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftsmalerei nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutigestags an, ob sie den Landschaftsmaler überhaupt nur als echten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft=Dichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ohngefähr ebenso wie die Landschaftsmalerei der Tier- und Menschenmalerei gegenübersteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz anders, ob man die unbeseelte Natur bloß als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt und, wo es etwa nötig ist, von ihr die Farben zur Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftsmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung und den Menschen bloß zum Figurant in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal seiner dramatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern (worunter zum Teil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören) war es aufbehalten, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoesien diesen Teil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu machen und so das Ge-

biet der Kunst, welches die Alten bloß auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermutung geraten, daß er diesen Stoff wohlbedächtig verschmähet habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt und vielleicht mehr als irgendeiner zum Repräsentanten dieser Gattung und zu einem Beispiele dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten imstand ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu tun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sei, was ihn in diese Entzückung versetzte; und wer soeben eine Matthiſsonische Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es andern, dem Landschaftsmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verschaffen, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftsdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Wert dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgerät und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Porträt eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken.

Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für echte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen, so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe sein, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun teilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes sein soll, den Charakter der Notwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effekt unsrer produktiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen“ (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zwei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste unsre Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichtsdestoweniger seiner Wirkung gewiß sein und eine bestimmte Empfindung erzeugen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu sein; denn nach der ersten müßte unsre Einbildungskraft herrschen und keinem andern als ihrem eignen Gesetz gehorchen; nach der andern müßte sie dienen und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unsrer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eignen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht und die äußere Notwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahr-

nehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirifches gründet. Nichtsdeftoweniger muß der Dichter diesen empirifchen Effekt der Affoziation zu berechnen wiſſen, weil er nur inſofern Dichter iſt, als er durch eine freie Selbſtbehandlung unſrer Einbildungskraft ſeinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Geſetzmäßigkeit darin entdecken und den empiriſchen Zuſammenhang der Vorſtellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unſre Vorſtellungen ſtehen aber nur inſofern in einem nothwendigen Zuſammenhang, als ſie ſich auf eine objektive Verknüpfung in den Erſcheinungen, nicht bloß auf ein ſubjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An dieſe objektive Verknüpfung in den Erſcheinungen hält ſich alſo der Dichter, und nur wenn er von ſeinem Stoffe alles ſorgfältig abgeſondert hat, was bloß aus ſubjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen iſt, nur wenn er gewiß iſt, daß er ſich an das reine Objekt gehalten und ſich ſelbſt zuvor dem Geſetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten ſich richtet, nur dann kann er verſichert ſein, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorſchreibt, zuſammenſtimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein beſtimmtes Spiel verſetzen, um beſtimmt auf das Herz zu wirken. So ſchwer ſchon die erſte Aufgabe ſein mochte, das Spiel der Imagination unbeſchadet ihrer Freiheit zu beſtimmen, ſo ſchwer iſt die zweite, durch dieſes Spiel der Imagination den Empfindungszuſtand des Subjekts zu beſtimmen. Es iſt bekannt, daß verſchiedene Menſchen bei der nämlichen Veranlaſſung, ja daß derſelbe Menſch in verſchiedenen Zeiten von derſelben Sache ganz verſchieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieſer Abhängigkeit unſrer Empfindungen von zufälligen Einflüſſen, die außer ſeiner Gewalt ſind, muß der Dichter unſern Empfindungszuſtand beſtimmen; er muß alſo auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine beſtimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun iſt aber in den Beſchaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendiger als der Charakter der Gattung; der Dichter kann alſo nur inſofern unſere Empfindungen beſtimmen, als er ſie der Gattung in uns, nicht unſerm ſpezifisch verſchiedenen Selbſt, abfordert. Um aber verſichert zu ſein, daß er ſich auch

wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt sein würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachlässlich gefordert: erstlich notwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens notwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß alles wahre Natur sein, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur sein, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger notwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigentümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen liegt der große Stil.

Aus dem Gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Notwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Notwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann ist es nicht mehr unsre Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings beides beisammen sein, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Mensch-

heit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsre Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den tierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus, daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Über dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme; denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheimstellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläufigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftsmaler und Landschaftsdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkürlicher und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht tut.

Nichtsdestoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns soeben auf-

gestellten Prinzipien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs erste ist nicht zu leugnen, daß bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenngleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Teile in dem Ganzen verschwinden und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition noch eine große Notwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattierung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Notwendigkeit nicht in allen ihren Teilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrigbleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigeren Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Notwendigkeit, die der echte Künstler an ihr vermißt und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und, soweit es angeht, den Charakter der Notwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er, aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleichzustellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigentum der letztern sind, teilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigentümlichkeit derselben Abbruch zu tun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existiert wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und insofern also die Landschaftsmalerei oder Landschaftspoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Komposition als eine Art von musikalischem Werk und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, daß jede poetische Komposition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sei und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir dies in noch höherem Grade und mit deutlicherem Bewußtsein, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Produkte der schönen Kunst bei beiden etwas herunterlassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelst jenes symbolischen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partizipieren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimnis jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studiert er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein und darf sich,

wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objecte macht, gestroht an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Assoziation abhängig ist; denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisierenden Einbildungskraft notwendig erfolgt. In tätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde ermachten Gemütern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der tote Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innre Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen, jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinanderfügen, ist ein natürliches Symbol der innern Übereinstimmung des Gemüts mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftsmaler bewirken dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung und bestimmen bloß das Gemüt zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vorteil mehr: er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag

er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden, denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir soeben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin atmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemälden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Szenen aufzufordern und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vorteile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Kompositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Maler, weil ein großer Theil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als sukzessiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentieren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen Vorteil, so wird er sich immer nur an denjenigen Teil

seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger; sie ist aber dabei auch ein sukzessiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstigt insofern den Dichter. Hr. M. hat sich mit vieler Beurteilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Objekt ist immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das im Raume, immer mehr die bewegte als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen ineinander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen „Mondscheingemälde“ S. 85.

Der Vollmond schwebt im Osten,
Am alten Geisterturm
Glimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe
Streift schon in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferschilf
Webt leichter Jrrwischtauz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wällt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umshleiert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als Iodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt
Und wild vom lauten Rade
In Silbersinken stäubt usw.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun iſt, eine ganze Dekoration auf einmal vor unsre Augen zu ſtellen, weiſt er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Komprehenſion leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 54.

Die Sonne ſinkt; ein purpurfarbner Duſt
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel;
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luſt;
Geneva malt ſich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich dieſe Bilder nur nacheinander in die Einbildungskraft aufnehmen, ſo verknüpfen ſie ſich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorſtellung, weil eines das andere unterſtützt und gleichſam notwendig macht. Etwas ſchwerer ſchon wird uns die Zuſammenfaſſung in der nächſtfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet iſt.

In Gold verſiebt der Berggehölze Saum;
Die Wiefenflur, beſchneit von Blütenflothen,
Haucht Wehlgerüche; Zephyr atmet kaum;
Vom Jura ſchallt der Klang der Herdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wieſe verſetzen; und dieſer Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel ſetzen müſſen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

Der Fiſcher ſingt im Kahne, der gemacht
Im roten Widerschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die nehmhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur ſelbſt keine Bewegung, ſo entlehnt der Dichter dieſe auch wohl von der Einbildungskraft und bevölkert die ſtille Welt mit geiſtigen Weſen, die im Nebelduſt ſtreifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es ſind auch die Geſtalten der Vorzeit, die in ſeiner Erinnerung aufwachen und in die verödete Landſchaft ein künstliches Leben bringen. Vergleichen Aſſoziationen bieten ſich ihm aber keineswegs willkürlich an; ſie entſtehen gleichſam notwendig entweder aus

dem Lokale der Landschaft oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjektive Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu erteilen.

Nicht weniger versteht sich Hr. M. auf jene musikalischen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonisirender Bilder und durch eine kunstreiche Eurhythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Lied nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft

Goldner Schem
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten (?) Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Hemmwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischertäbue.

Eilberstrand
Blinkt am Strand;
Röter schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Kauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Baukend Nied des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Klut
Stirbt die Klut;
Schon erblickt der Abendshimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
 Deckt den Hain;
 Geisterlispel wehn im Tale
 Um versunkne Helddenmale.

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohlklang unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Er ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Sukzession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch „Der Alpenwanderer“ S. 61 und die „Alpenreise“ S. 66; zwei Kompositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannigfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauensvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt. Man kennt schon Hn. M.s zauberischen Pinsel in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten imstand ist. S. 67:

Im hohen Raum der Blicke
 Wälzt die Lawine sich,
 Es freischt im Wolkenfuge
 Der Adler fürchterlich.
 Dampfsdonnernd, wie die Hölle
 In Atlas Tiefen rast,
 Kracht an des Bergstroms Quelle
 Des Gletschers Eispalast.

Oder auch folgende Darstellung. S. 67, 69:

Nun sterben die Laute beseelter Natur;
 Dampfstosend umschäumen Gewässer mich nur,
 Die hoch an schwarzen Gehölzen
 Dem Gletscher entthawen usw.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mais;
 Hier wiegt sich kein Vogel auf düftendem Reis;
 Nur Moos und Flechten entgrünen
 Den wilden Ruinen.

Jetzt neigt sich allmählich von eisigem Plan
 An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
 Wie drüm, halb dunstig umflossen,
 Die Felsenkelossen!

Ost reiß'n hoch aus der Unwölkungen Schoß
 Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
 Daß rings in langen Gewittern
 Die Gipfel erzittern.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemälden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, „Der Genfersee“, in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
 Geneva, deine Zinnen sich erheben,
 Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
 Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieses Flur,
 Du stilles Thal voll blühender Gehege,
 Die großen Harmonien der Wildnis nur,
 Orkan und Tiergeheul und Donnererschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
 Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
 So goß der Mond auf diese Wüstenei'n
 Voll trüber Nebeldämmerung seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterszenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtnis rufen.

O Clarens! friedlich am Gestad erhöht,
 Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
 O Meillerie! voll rauher Majestät,
 Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt
 Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
 Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
 An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und malerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingeebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon losreißen, um sich bald auf den Atna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf von Neapel usw. zu versetzen und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen sein. So viele veränderte Dekorationen zerstreuen endlich das Gemüt so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufstieg und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend absticht, Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nötiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemütsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben den Geist, der es anfangs diktierte, Gewalt angetan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplizität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Szenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern.

In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches „Das Feenland“ überschrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem „Liede der Elfen“ alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings sein muß. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit atmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit schwärmen die Gnomen ihr (und ihrer Konsorten) Zunftgeheimnis aus. S. 141.

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsternis beglückt:
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether flammt,
Ward alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Blut mit Recht verdammt.

Hr. M. ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Szenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessieren weiß, mit der beseelten, die einen so viel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Ebenso kann man schon im voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ohngefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eignen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rück Erinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seiner Gefänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen und mit

derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermut und eine gewisse kontemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und eine schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gerne neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unseres Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannigfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beinahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nuancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wiederhergestellt zu sehen. Wenn aber diese Zurückführung zu dem saturnischen Alter und zu der Simplizität der Natur für den kultivierten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplizität als ein Werk der Freiheit, nicht der Notwendigkeit erscheinen; es muß diejenige Natur sein, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfnis der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie sein, was ihm die Kunst verleidet und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert als bloß die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Ein-

falt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffiniertesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verrät sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disziplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweichte Keuschheit der Gefühle; es verrät sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält und gleichsam nötigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge tun muß. Wer eine Phantasie, wie sein „Elysium“ (S. 34), komponieren kann, der ist als ein Eingeweihter in den innersten Geheimnissen der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jezt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmutigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Mut steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Pnythos den furchtbaren Bogen mit der Leier vertauscht, so einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

Über Egmont, Trauerspiel von Goethe

Leipzig, bei Göschen: Goethes Schriften
Fünfter Band. 388 S. 8°

Dieser fünfte Band der Goethischen Schriften, der durch eine Vignette und Titeltupfer, von der Angelika Kaufmann gezeichnet und von Lips in Rom gestochen, verschönert wird, enthält außer einem ganz neuen Stück, „Egmont“, die zwei schon längst bekannten Singspiele „Claudine von Villa Bella“ und „Erwin und Elmire“, beide nunmehr in Jamben und durchaus sehr verändert. Ihre Beurteilung versparen wir, bis die ganze Ausgabe vollendet sein wird, und verweilen uns jetzt bloß bei dem Trauerspiele „Egmont“, das auch besonders zu haben ist, als einer ganz neuen Erscheinung.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle diese drei, als Ursach und Wirkung, in einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das eine oder das andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meisterszene im „Mohren von Venedig“. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger ge-

bunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zuviel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der erste, der in seinem „Macbeth“, „Richard III.“ ufw. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des „Gök von Verlichingen“ das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vormaltende Leidenschaft, keine Verwicklung, kein dramatischer Plan, nichts von dem allem; — eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an allen Anteil nimmt und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stückes liegt also weder in den Situationen noch in irgendeiner Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verf. auch nicht viel mehreres liefern. Seine Gefangenennahme und Verurteilung hat nichts Außerordentliches, und sie ist auch nicht die Folge irgendeiner einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgendeine herrschende Leidenschaft unterzulegen, oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu tun und den Charakter selbst, von dem

er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermutlich aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armut seines Stoffs durch den Reichtum seines Genies ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel also – oder Nez. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirret haben – wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwanderer auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungerund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen oder uns tragisch rühren – und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmütig, liebenswürdig und sanft, im Charakter der schöneren Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind – alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmelzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihm keine schlaflosen Nächte. Tolldreist wagt er bei St. Quentin und Gravelingen sein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens scheiden soll. „Leb' ich nur,“ so schildert er sich selbst, „um aufs Leben

zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Torheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren; sind schuld, daß eine ganze edle Schar mit Bettelsäcken und mit einem selbstgewählten Unnamen dem König seine Pflicht mit spottender Demut ins Gedächtnis rief; sind schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtspiel gleich Hochverrat? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Mut um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmst, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?" — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn liebgewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Iektorn scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzenden Siege nicht interessanter sein als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; — aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Teilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtnis der ganzen Nation, und alles, was er spricht, atmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Nichtig! Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu' und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weist auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was tut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (Denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen an-

führen: „Die Leute“, sagt Egmont, „erhalten sie [die Liebe] auch meist allein, die nicht darnach jagen. Klärchen. Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht? du, den alles Volt liebt? Egmont. Hätte ich nur etwas für sie getan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.“) Ein großer Mann soll er nicht sein, aber auch erschlaffen soll er nicht: eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nabes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann“, sagt er, „trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. – Weg! – Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.“ Dieses freundliche Mittel nun – wer es noch nicht weiß – ist kein andres als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernststen Aufforderung keinen andern Gedanken als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören, und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es Euch zu beschwerlich ist, Euch Eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt Ihr's haben, wenn sich die Schlinge über Euch zusammen zieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden getan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt antun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheiratet und hinterließ neun (andere sagen eilf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie,

was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloß die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen und sogleich dem Fiskus anheimgefallen sein würden. Aber weder er selbst noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehreren Gelegenheiten dem Pr. v. D., der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten und sein Verhältnis zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden törichtten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuten, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsre Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegenteil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Kube eines lebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zugrund richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubaden. Und alles dieses kann er noch außerdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegen-

standes zu erheben, aber nicht, um es zu schwächen. Wie teuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiß eines der schönsten Gemälde ist, die in einer größern Komposition, wo sie von verhältnismäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen sein.

Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältnis zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grund liegen oder vielmehr selbst einen Teil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsaktionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein fassliches, lebendiges Bild zusammenzutragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakespeare in seinem J. Cäsar getan hat; betrachtet man ferner das Eigentümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs schärfste kontrastieren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammenwirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen: so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großtuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft ebenso schnell auf die leichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll – nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen

darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüssler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwirft er ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwirft, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buvst, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschießen das Beste gewonnen und will, als König, die Herren gastieren. Das ist aber wider den Gebrauch.

„Buvst. Ich bin fremd und König und achte eure Geseke und Herkommen nicht.

Zetter (ein Schneider aus Brussel). Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Kuysum (ein Frieslander). Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herren Art, splendid zu sein und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!“

Wer glaubt nicht, in diesem doch ohne Präjudiz den zähen, auf seine Verrechte wachsamten Friesen zu erkennen, der sich auch bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden —

„Das war ein Herr!“ (Von Karl V. spricht er.) „Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden und war euch alles in allem — und wenn er euch begegnete, so grüßt’ er euch wie ein Nachbar den andern uff. — Haben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt’ ich, versteht mich der ist schon anders, der ist majestätischer.

Zetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unfre Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen“ usw.

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

„Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.“

Die wenigen Szenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu sein, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Teil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier alles, und sehr veredelt ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat,“ konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männlichen Charakter sehr glücklich hervorscheinen läßt, das kalte Staatsinteresse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu befeelen und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter, „ein eburner Turm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muß.“ Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, erseht ihm an unsrer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Teilhabern desselben; wir interessieren uns dafür, als gälte es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Szene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängnis, und sie gehört dem Verfasser ganz allein. Was kann rührender sein, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im stillen gegen ihn getragen. „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes

Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir hergeschritten; immer vor, und ohne Meid sah ich dich vor und schritt dir nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Nun hofft' ich erst mit dir zu sein, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich . . . Das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!" - Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, so sei es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht bloß zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedne lebt uns. Ich lebe dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut“ uff. - Die übrigen Charaktere im Stück sind mit wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Szene schildert uns den schlaunen, wortkargen, alles verknüpfenden und alles fürchtenden Dranien. Alba sowohl als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isoliert, darum auch der Graf von Hoorne, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung wert. Klärchen, die ihn für Egmont ausgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er steht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung: „Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen. Sie teilt mit mir den Todestropfen und schießt mich weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich an und stößt ins Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Los fällt dir. Sie geht voran; sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen? Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn? den unauslöschlichen Meid in jene Wohnungen hinübertragen? Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich, und Hölle' und Himmel bieten gleiche Qual.“ - Klärchen selbst ist unnachahmlich schön und wahr gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen - durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt,

daß der Verfasser in einer Manier unübertrefflich sei, worin er sein eigenes Muster ist!

Je höher die Illusion in dem Stück getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfasser selbst sie mutwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik läßt sich hören, und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzutun, eine glänzende Erscheinung, die Freiheit in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen *Salto mortale* in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum zu sehen. Lächerlich würde es sein, dem Verfasser dartum zu wollen, wie sehr er sich dadurch an Natur und Wahrheit versündigt habe; das hat er so gut und besser gewußt als wir, aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, sinnreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will. -- Rezensent gesteht, daß er gern einen witzigen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen.

Über Bürgers Gedichte

a) Rezension

Göttingen, bei Dieterich: Gedichte von G. A. Bürger.
Mit Kupfern. 1789. Erster Theil. 272 S. Zweiter
Theil 296 S. 8°. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophierendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüten des Geistes in der Fruchzeit absterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuss erkauft werden sollte. Vielmehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht dartun, daß, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto notwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Wit, Vernunft

und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wiederherstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophierenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in einer abgezognen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu ersterben. Aus noch so divergierenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurechtfinden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich-blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäufte, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setze voraus, daß sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. Solange dies nicht ist, solange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheil freien Kopf und dem Dichter ein anderer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verschrecken. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein teurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß

auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausdrücken; er wird uns in seiner kleinsten Äußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte ausdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen sein, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen deutschen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, deucht uns, müßte es ja lehren, wieviel der größere Teil unsrer, nicht ungepriesenen, lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, daß uns einer oder der andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl diesem Maßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volksänger“ ankündigt und Popularität (s. Vorrede zum 1. Teil, Seite 15 u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hn. B. mit dem schwankenden Wort „Volk“ schikanieren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber

zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ibrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Kulturunterschied ist es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst sein, willkürlich in einen Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschweresten die Wahl: entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu tun — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hn. Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimnis, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen

müßte der Dichter ausschließlich nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückerufen. In stillschweigendem Einverständnis mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfnis, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Fert unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kinder Sinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigentum der Überzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht

entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also keineswegs zuviel, wenn er „Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerläßliche Bedingung ist, einen von der verschiednen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, innern Wert zu besitzen. „Wenn ein Gedicht“, scheint er sagen zu wollen, „die Prüfung des echten Geschmacks aushält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben: dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieser Satz ist durchaus eins mit diesem: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte, so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werts (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedner Eigenschaften besteht) wesentlich und nötig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übriggelassen haben, daß wir in dem größten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mystereien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleichzumachen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es

dieselben Leser, für welche er seine „Nachtfeier der Venus“, seine „Lenore“, sein Lied „An die Hoffnung“, „Die Elemente“, seine „Göttingische Jubelfeier“, „Männerkeuschheit“, „Vorgefühl der Gesundheit“ u. a. m. und eine „Frau Schnips“, „Fortunens Pranger“, „Menagerie der Götter“, „An die Menschengesichter“ und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgendeinem, ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu tun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte ebenso schwer zu verbessern als zu entschuldigen sein. Rez. muß gestehen, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussternete) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermischte Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken oder die beleidigte Würde des Inhalts oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte: so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei, daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie -- ihm selbst fehlte.

Man begreift, daß hier nicht der Ort sein kann, den Beweis für eine so allgemeine Behauptung im einzelnen zu führen; um jedoch im kleinen anschaulich zu machen, was die Bürgerische Muse sich zu erlauben fähig ist, wollen wir ein einzelnes Lied, und zwar bloß in dieser einzigen Hinsicht durchlaufen. 1. Z., S. 163 u. f. „Elegie, als Molly sich losreißen wollte“:

Auszuschreien seinen Schmerz –
Schreien! Ich muß aus ihn schreien.

Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! In Flammen will ich brennen,
Zeitlich hier und ewig dort;
Der Verzweiflung ganz zum Raube
Will ich sein, wofern ich nicht
An das kleinste Wörtchen glaube usw.

Oh, ich weiß wohl, was ich sage,
Deutlich, wie mir See und Land
Hoch am Mittag liegt zutage,
So wird das von mir erkannt.

Rümpften tausend auch die Nasen –
– o ihr tausend seid nicht ich.
Ich, ich weiß es, was ich sage,
Denn ich weiß es, was sie ist,
Was sie wiegt auf rechter Waage!
Was nach rechtem Maß sie mißt.

Doch lebendig darzustellen
Das, was sie und ich gefühlt,
Fühl' ich jetzt mich, wie zum schnellen
Neigen sich der Lahme fühlt.

Es ist Geist, so rasch beflügelt,
Wie der Speereien Geist,
Der, hermetisch auch versiegelt,
Sich aus seinem Kerk'er reißt –

Ich, ich weiß dem keinen Tadel,
Ob es gleich mich niederwürgt

Wie wird mir so herzlich bang,
Wie so heiß und wieder kalt

Herr mein Gott! Wie soll es werden?
 Herr mein Gott! Erleuchte mich!

— — — — —

Freilich, freilich fühlt, was billig
 Und gerecht ist, noch mein Sinn ..

Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,
 Wie des Buben Hand der Wurm?

O es scheint, wie lang es währe,
 Doch vielleicht uns noch Gewinn!

Sinnig sitz' ich oft und frage
 Und erwäg' es herzlich treu
 Auf des besten Wissens Waage:
 Ob „uns lieben“ Sünde sei?

Freier Strom sei meine Liebe,
 Wo ich freier Schiffer bin.

Zur Entschuldigung Hn. B.s sei es übrigens gesagt, daß das gewählte Lied, dessen vier letzte Stropfen jedoch von ungemeiner Schönheit sind, zu seinen mattesten Produkten gehört; doch müssen wir zugleich hinzufügen, daß wir nur die Hälfte dessen bezeichnet haben, was uns darin mißfallen hat. Sollen wir nun noch aus „Fortunens Pranger“ S. 186 die faulen Äpfel und Eier — Mir nichts, dir nichts, — Lumpenkupfer — Schinderknochen — Schurken — Fufelbrenner — Galgenschwengel — Mit Treue umspringen, wie die Kake mit der Maus — Hui und Pfui — u. dgl. m. als Beweise unsrer Behauptung anführen, oder weiß der Leser es schon genug, um darin uns beizustimmen, daß ein Geschmack, der solche Kruditäten sich erlaubte und bei wiederholter Durchsicht begnadigte, Hn. B. auch bei seinen gelungensten Produkten unmöglich ein treuer und sicherer Führer gewesen sein konnte?

Eine der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisierung, Veredlung, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag

dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirungskunst vermissen wir bei Hn. Bürger. Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm Liebe selten etwas anders als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art Mosaik als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben korrespondierendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe 1. T., S. 124: „Das Mädcl (?), das ich meine“, „Das hohe Lied“ und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86, „Die beiden Liebenden“:

Im Denken ist sie Pallas ganz
 Und Juno ganz an edelm Gange,
 Terpsichore beim Freudentanz,
 Euterpe neidet sie im Sange;
 Ihr weicht Aglaja, wann sie lacht,
 Melpomene bei sanfter Klage,
 Die Wollust ist sie in der Nacht,
 Die holde Eittsamkeit bei Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie das Gedicht, worin sie vorkommt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beispiel zu sein scheint, wie ungefähr Hr. B.

idealisiert. Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Augenblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinne, den nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Matadestücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wiederfanden (das Klinglingling, Hopp, Hopp, Hopp, Huhu, Gasa, Trallurum larum u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen und der zweideutige Beifall des großen Hauses so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schuß nimmt: wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpfern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rez. das sonst so lieblich gesungene Gedicht „Blümchen Wunderhold“ nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

Du theilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelst in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt,

so geschieht der Bescheidenheit zuviel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Ather, und ein unechter Reim: blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang des Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisierungskunst bei Hn. B., wenn er Empfindung schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, großentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem Lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemütsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigentümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'schen Gedichte sind großentheils Produkte einer solchen ganz eigentümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell noch so sehr Ausnahme ist, als ein *Heautontimorumenos* des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störe. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, bloß eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht bloß Gemälde dieser eigentümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermut des Dichters sind nicht bloß der Gegenstand, den er besingt, sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer als das Feuer einer reinen, uneigennütigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloß leidender Theil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja nie-

mals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft usw. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hn. V.s charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermut. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen“, verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werte. Andre Kunsttrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Produkt der Bürgerischen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Teil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Verfündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert, daß sein Feuer oft Furie wird, daß eben deswegen die Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. V., hingerissen von dem Affekt, der dieses Lied ihm diktierte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigne Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligtum, niederlegte, am Schlusse dieses Liedes sich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an sich trage; - aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen - ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Anteil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rez. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das *sublimi feriam sidera vertice* des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sei; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenken kann. Aber angenommen, daß an solchen scherzhaften Äußerungen nur der zehente Teil sein Ernst sei, so macht ja ein zehenter Teil, der zehnmal wiederkommt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenruhm kann selbst einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerissne Leser dem Dichter, den er so gern nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns alles zu sein, was über eine Sammlung von mehr als 100 Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung wert sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hn. B. zuvortun wird. Bei seinen Sonetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund Schlegel, die Leier des pythischen Gottes spielen kann. Gerne hätten wir alle bloß witzigen Stücke, die Einimgedichte vor allem, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehn, die seiner starken nervichten Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das „Zechlied“ I. T., S. 142 mit einem Anakreonthischen oder Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich auf Gewissen fragte, welchen von Hn. B.'s Gedichten, den ernsthaften oder den satirischen, den ganz lyrischen oder lyrischerzählenden, den frühern oder spätern wir den Vorzug geben, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die

erzählenden und für die Früheren ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hn. B.'s Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlobnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist imstande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gerne gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hn. B. um den lyrischen Vorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswert fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale empor schweben soll? Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen.

Wenn indessen irgendeiner von unsern Dichtern es wert ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es wert, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedanken-

gehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete sein soll.

b) Verteidigung des Rezensenten

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wornach Rezensent sein Urtheil über die Bürgerschen Gedichte bestimmte, erwartete er, durch etwas Gedachteres als durch Autorität, durch Exclamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Mißdeutung, pathetische Apostrophen und lustige Tiraden widerlegt zu werden; auch schien ihm Herrn Bürgers Sache in der That nicht so schlimm, um nicht eine bessere Verteidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er sich gefallen, seine Kunsttheorie, wo es auch geschehe, an der Bürgerschen zu versuchen, wie er denn auch sein über Hn. B. gefälltes Urtheil nicht gerne für etwas anders möchte ausgegeben haben als für die Überzeugung eines einzelnen Lesers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlichen Belehrung verlassen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe sich gebührt, die Waffen gleich sein, und wenn der eine Teil Beweisgründe gebraucht, so müßte der andre nicht mit Fechterkünsten streiten. Es gilt hier kein historisches Faktum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher Hr. B. gegen seinen Rezensenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird. Die Rede ist von Grundsätzen des Geschmacks und deren Anwendung auf Hn. Bürgers Produkte. - Jene wie diese sind dem Publikum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunstrichters, wie Hr. B. will, sondern nach eigenem Gefühl und nach eigener Vernunft) jene Behauptungen prüfen und den Bericht, den Hr. B. davon abzustatten für gut befunden hat, mit den eignen Worten und dem ganzen Ideengange des Rezensenten zusammenhalten

kann. Dieses Publikum, welches sich seines Wielands, Goethe, Gessners, Lessings erinnert, dürfte schwerlich zu überreden sein, daß die Reise und Ausbildung, welche der Rezensent von einem vortrefflichen Dichter fordert, die Schranken der Menschheit übersteige. Leser, welche sich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Goethe, Höltz, Kleist, Klopstock, v. Salis erinnern, welche einsehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß sie sich zum allgemeinen Charakter der Menschheit erheben, einer allgemeinen Mitteilung fähig — und dadurch allein, daß sie jeden fremdartigen Zusatz ablegen, mit den Gesetzen der Sittlichkeit sich in Übereinstimmung setzen und gleichsam aus dem Schoße veredelter Menschheit hervorströmen, zu schönen Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinne auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anspruch zu machen), solche Leser dürften nun schwerlich dahin zu bringen sein, idealisierte Empfindungen, wie Rezensent sie der Kürze halber nennt, für nichtige Phantome oder gar mit erkünstelten naturwidrigen Abstrakten für einerlei zu halten. Diese Leser wissen es sehr gut, daß die Wahrheit, Natürlichkeit, Menschlichkeit der Gefühle durch die Operation des idealisierenden Künstlers so wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädikate nichts anders als ihr Anspruch auf jedermanns Mitgefühl, d. i. ihre Allgemeinheit bezeichnet wird. Menschlich heißt uns die Schilderung eines Affekts, nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch wirklich so empfunden, sondern was alle Menschen ohne Unterschied mit empfinden müssen. Und kann dies wohl anders geschehen, als daß gerade so viel Lokales und Individuales weggenommen wird, als jener allgemeinen Mitteilbarkeit Abbruch tun würde? Wenn sich Klopstock in die Seele seiner Eidi, Wieland in die Seele seiner Psyche oder Amanda, Goethe in den Charakter seines Werthers, Rousseau in den Charakter seiner Julie, Richardson in den seiner Klarisse versetzt, und jeder dann die Liebe so empfindet, so uns schildert, wie sie in solchen Seelen erscheinen müßte, haben sie nicht unter der Bedingung einer idealischen Seelenstimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigne Empfindung idealisiert? Hr. B. könnte vielleicht einwenden, daß der Fall sich verändere, wenn der Dichter in seiner eignen Person empfindet und dichtet -- dann aber müßte er ganz und gar nicht

wissen, daß an der selbsteignen Person des Dichters nur insofern etwas liegen kann, als sie die Gattung vorstellig macht, und daß es schlecht um seine Dichtungen stehen würde, wenn er das Geschäft der Idealisierung nicht zuvor an sich selbst vorgenommen hätte. Stellte er uns Affekte, wie er unter gewissen Umständen sie empfunden, bloß treu und natürlich dar, so kann er zwar einen historischen Zweck erreichen und das Publikum von etwas unterrichten (woran freilich dem Publikum so besonders viel nicht gelegen ist), das in ihm selbst vorgegangen. Will er aber einen Kunstzweck erreichen, d. i. will er allgemein rühren, will er gar die Seelen, die er rührt, durch diese Nübrung veredeln, so entschliesse er sich, von seiner noch so sehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abschied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rat zu halten und womöglich in einem Strahl zu konzentrieren, so bemühe er sich, alles, was ausschließend nur an seinem einzelnen, umschränkten, besangenen Selbst haftet, und alles, was der Empfindung, die er darstellt, ungleichartig ist, davon zu scheiden und ja vor allem andern jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit u. dgl. abzustossen, womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leser an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungezügigten Leidenschaft braust und walt und mit dem Affekt des begeisterten Dichters auch alle seine eigentümlichen Geistesflecken sich abspiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unsterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch seinen wahren und goldnen Spruch: Weine erst selbst, wenn du weinen machen willst! jede wilde Geburt seines erhitzten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich ist eine gewisse Ruhe und Freiheit des Geistes zur schönen Darstellung selbst der feurigsten Leidenschaft, daß — sogar Antikritiken, wie man sieht, ihrer nicht entraten können, ohne den besten Teil ihres Zweckes zu verfehlen! — Und von allem dem will Hr. B. nichts wissen? Alle diese Elemente der darstellenden Kunst klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken? Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und seine Leser, daß sein poetischer Genius bisher für seine Führerin dachte und sich ohne Ästhetik noch ganz leidlich zu helfen mußte!

Der nachdenkende Leser entscheide, ob der Verfasser der Rezension sich deswegen eines groben Widerspruchs schuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunst nicht vermissen will und dennoch eine ungeschlachte, ungebildete, mit allen ihren Schläcken gegebene Individualität nicht schön finden kann. Oder sollte vielleicht, nach Hn. B.'s Meinung, gerade in dieser lektern die Originalität und Eigentümlichkeit enthalten sein, die man mit Recht jedem Kunstwerk zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leser entscheide wieder, ob Herrn Bürger deswegen die Kunst zu idealisiren überhaupt abgesprochen wird, wenn Rezensionent ausdrücklich nur diese Idealisirkunst bei ihm vermist, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealische Schöpfung des Dichters im einzelnen auf ein innres Ideal von höchster Vollkommenheit beziehet?

Herrn Bürgers Sache wäre es gewesen, die Anwendung der vom Rez. aufgestellten Grundsätze auf seine Gedichte, nicht aber diese Grundsätze selbst zu bestreiten, die er im Ernst nicht wohl leugnen, nicht mißverstehen kann, ohne seine Begriffe von der Kunst verdächtig zu machen. Wenn er sich gegen diese Forderungen so lebhaft wehrt, bestärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er seine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige seiner Geistesprodukte hätte er nennen sollen, welchem Rez. durch seinen allgemeinen Ausspruch Unrecht getan hat. Wenn Hr. B. es für eine so unmögliche Sache hält, daß einer seiner poetischen Mitbrüder sich so sehr habe vergessen können, ein Ideal der Kunst aufzustellen, welches den selbsteignen Produkten desselben das Urtheil spricht, so beweist Hr. B. dadurch bloß, wie sehr sein Kunstideal unter dem Einfluß seiner Eigenliebe stehe, wenn er es nicht gar selbst aus seinen eigenen Geistesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphilosoph ohne Bedenken von jedem menschlichen Subjekt und zum Theil schon der Erzieher von seinem Zöglinge fordert, darf doch wohl die Kunst von ihren vorzüglichsten Söhnen verlangen — und wenn in der Forderung des Moralisten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Bestrebungen, es zu erreichen, nicht niederschlagen darf, warum sollte mit der Kunst eine Ausnahme gemacht werden, die ihre Forderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moralisten größtentheils schon enthalten

ist! — Immer könnte also auch ein Dichter jenes Urtheil über Hn. B. niedergeschrieben haben, der aber freilich die Klugheit nicht besaß, seine eigenen Geisteskinder vor der Strenge dieser seiner Theorie zuvörderst in Sicherheit zu bringen. Einen solchen könnte nun wohl schwerlich die Furcht vor Repressalien abgehalten haben, offen und frei seine Meinung vom Hn. B. zu sagen, und, eifersüchtiger auf die Höhe seiner Kunst als auf den Ruhm seiner Produkte, wodurch er sich in seinem Leben schon an ihr mag versündigt haben, erteilt er ihm hiemit uneingeschränkte Vollmacht, bei künftiger Entdeckung seines Namens, gegen seine Geistesgeburten so viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig ist. Um so mehr aber glaubt er sich auch befugt, das, was ihm Sache der Kunst schien, gegen das Bürgersche Beispiel zu verfechten — gegen alle Elegien an Molln und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom Nabenstein und von der Folterkammer in das Flaumenbette der Wollust entrückt wird, zu verfechten — mit Bescheidenheit, wie er getan zu haben hofft, aber freilich nicht mit Schüchternheit. Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert.

Gesah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu spielen, daß Hr. B. die ganze Schar deutscher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Musenberge „Feuer!“ ruft, und den Geist eines Wielands und seinesgleichen zu erscheinen und zu löschen beschwört? Er nehme sich ja in acht, den Schatten Samuels zu wecken, sonst möchte ihm wie weiland Sauln geantwortet werden. Rezensent erinnert sich, Hn. B. über alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyrischen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht alle, welche irgendeinmal die Fülle ihrer Begeisterung in einem Lied oder in einer Ode ausbauchten, mit Hn. B. um den lyrischen Kranz, und die ihn längst schon erröset haben, ringen auch nicht mehr. Wie sehr auch endlich Herrn B.s poetischer Genius über seine Mitkämpfer hervorragt, so könnte ihm doch mancher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unwesentlichen Stücken der poetischen Darstellung zum Muster dienen.

Wenn das grefzgünstige Publikum Herrn B.s seinen Genius

für ein noch höheres Wesen halten konnte als er selbst, welches viel ist; wenn es weit mehrere seiner Produkte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohlgefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn selbst schamrot machte, den Feiertanz um seine Pagoden anstellte, so wäre das Unglück in der That so groß nicht, als Hr. B. es macht, mit dem Urtheile dieses Publikums über ihn sich einigermaßen im Widerspruch zu befinden. Auch ist es nicht nötig, daß gerade die ganze schreibende und lesende Welt sich geirrt haben muß, wenn Hr. B. nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechselt die Selbstzufriedenheit des Künstlers den lauten brausenden Zuruf, der ihn gleich bei seiner ersten Erscheinung ertönt, mit dem Urtheil der Welt, und so entscheidet sich oft der Ruhm eines Schriftstellers, ehe noch die gewichtigsten Stimmen mitgesprochen haben. Herrn B.'s poetischer Genius hat diese Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird bloß auf etwas mehr Studium schöner Muster und etwas mehr Strenge gegen sich selbst ankommen, daß auch sie mit vollem Herzen das Prädikat unterschreiben, das ihm, ohne sie, erteilt worden ist. So wenig Mez. sich bei Abfassung seiner Kritik einer andern Leitung als seines eignen Gefühls bewußt war, so angenehm überraschte ihn, was er nachher in Erfahrung brachte, daß er in seinem Urtheile über Hn. B. die Meinung einiger der kompetentesten Geschmacksrichter von diesem Schriftsteller ausgesprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Teile des Publikums nicht etwas Überflüssiges zu sagen und bei einem andern durch seinen unschuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht seine Gründe fanden, sei es dem Rezensenten erlaubt, einem Inkognito getreu zu bleiben, welches, seiner Überzeugung nach, bei literarischen Kämpfen so lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftsteller gibt, die dem Publikum auf ihre eigne und ihres ganzen Standes Unkosten nicht sehr erbauliche Komödien zum besten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauter Interesse an der Wahrheit gestritten wird, streitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Personen die Sache verdrängen.

Der Rezensent.

I n h a l t

Dramatischer Nachlaß

Zur Einführung in Schillers dramatischen Nachlaß	7
Warbeck	11
Die Malteser	37
Agrippina	49

Kleinere Schriften vermischten Inhalts

Philosophische Briefe	55
Kallias	83
Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet	117
Vom Erhabenen	127
Über das Erhabene	151
Selbstbesprechung der Räuber im Württembergischen Reper- torium	168
Briefe über Don Karlos	185
Die Braut von Messina	228
Über die Iphigenie auf Tauris	238
Über Matthiassens Gedichte	268
Über Egmont, Trauerspiel von Goethe	287
Über Bürgers Gedichte	298

Inhaltsübersicht zu Band 1 bis 10

Agrippina	X, 49	Epigrammatisches	IX, 83
An Personen	IX, 86	Gedankenbrief	I, 228
Balladen u. Romanzen	I, 130	Geschichte des Abfalls	
Briefe über Don Karlos	X, 185	der Vereinigten Nie-	
Demetrius	V, 201	derlande von der spa-	
Der Geisterseher		nischen Regierung	
Erstes Buch	V, 291	Erstes Buch	VIII, 21
Zweites Buch	V, 348	Zweites Buch	VIII, 84
Der Menschenfeind	IX, 187	Drittes Buch	VIII, 147
Der Nefse als Onkel	IX, 360	Viertes Buch	VIII, 194
Der Parasit oder Die		Anhang	VIII, 291
Kunst, sein Glück zu		Geschichte des Dreißig-	
machen	IX, 295	jährigen Kriegs	
Der Verbrecher aus		Erstes Buch	VII, 13
verlorener Ehre	V, 400	Zweites Buch	VII, 94
Die Braut von Messina	V, 7	Drittes Buch	VII, 192
	X, 228	Viertes Buch	VII, 292
Die Huldigung der		Fünftes Buch	VII, 342
Künste	V, 273	Kabale und Liebe	II, 240
Die Jungfrau von		Kallias	X, 83
Orleans	IV, 265	Komische Romanzen und	
Die Malteser	X, 37	Spottgedichte	IX, 50
Die Piccolomini	IV, 46	Liebesgedichte und Fest-	
Die Räuber	II, 23	gesänge	IX, 34
Die Schaubühne als		Lieder und Liedartiges	I, 74
eine moralische An-		Maria Stuart	III, 209
stalt betrachtet	X, 117	Philosophische Briefe	X, 55
Die Verschwörung des		Prolog	I, 73
Fiesko zu Genua	II, 145	Selbstbesprechung	
Dithyramben und		der Räuber im Wir-	
Preisgesänge	IX, 7	tembergischen Neper-	
Don Karlos	III, 11	terium	X, 168
Elegien und Epigramme	I, 192	Semele	IX, 169

Zurandot, Prinzessin von China	IX, 208	Über Matthiassens Ge- dichte	X, 268
Über Anmut und Würde	VI, 58	Über naive und senti- mentalische Dichtung	VI, 245
Über Bürgers Gedichte	X, 298	Vermischte Gedichte .	I, 287
Über das Erhabene . .	X, 151		IX, 93
Über das Pathetische .	VI, 116	Vom Erhabenen . . .	X, 127
Über den Grund des Vergnügens an tra- gischen Gegenständen	VI, 21	Motivtafeln von Schiller und Goethe	IX, 112
Über die ästhetische Er- ziehung des Menschen	VI, 142	Wallensteins Lager . .	IV, 7
Über die Iphigenie auf Tauris	X, 238	Wallensteins Tod . .	IV, 134
Über die tragische Kunst	VI, 36	Warbeck	X, 11
Über Egmont, Trauer- spiel von Goethe . .	X, 287	Wilhelm Tell	V, 92
		Kenien von Schiller und Goethe	IX, 112
		Zerstreute Epigramme .	IX, 107

L.B.S. National Academy of Administration, Library

MUSSOORIE

This book is to be returned on the date last stamped

[illegible]

Gen

830.6

Sch

V. 10

19392

LIBRARY

LAL BHADUR SHASTRI

National Academy of Administration
MUSSOORIE

Accession No. _____

1. Books are issued for 15 days only but may have to be recalled earlier if urgently required.
2. An over-due charge of 25 Paise per day per volume will be charged.
3. Books may be renewed on request, at the discretion of the Librarian.
4. Periodicals, Rare and Reference books may not be issued and may be consulted only in the Library.
5. Books lost, defaced or injured in any way shall have to be replaced or its double price shall be paid by the borrower.

Help to keep this book fresh, clean & moving